

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

160270

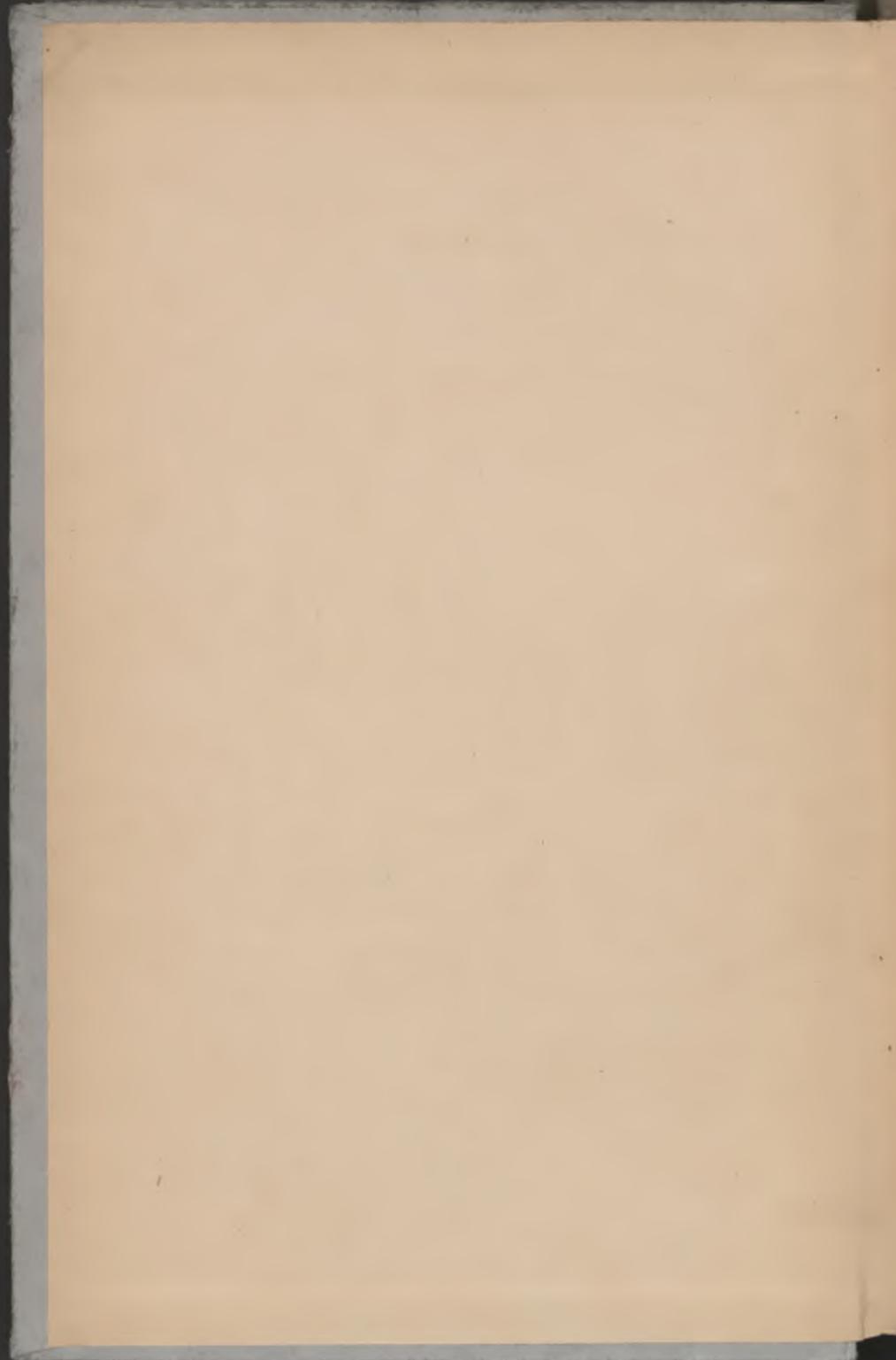
II

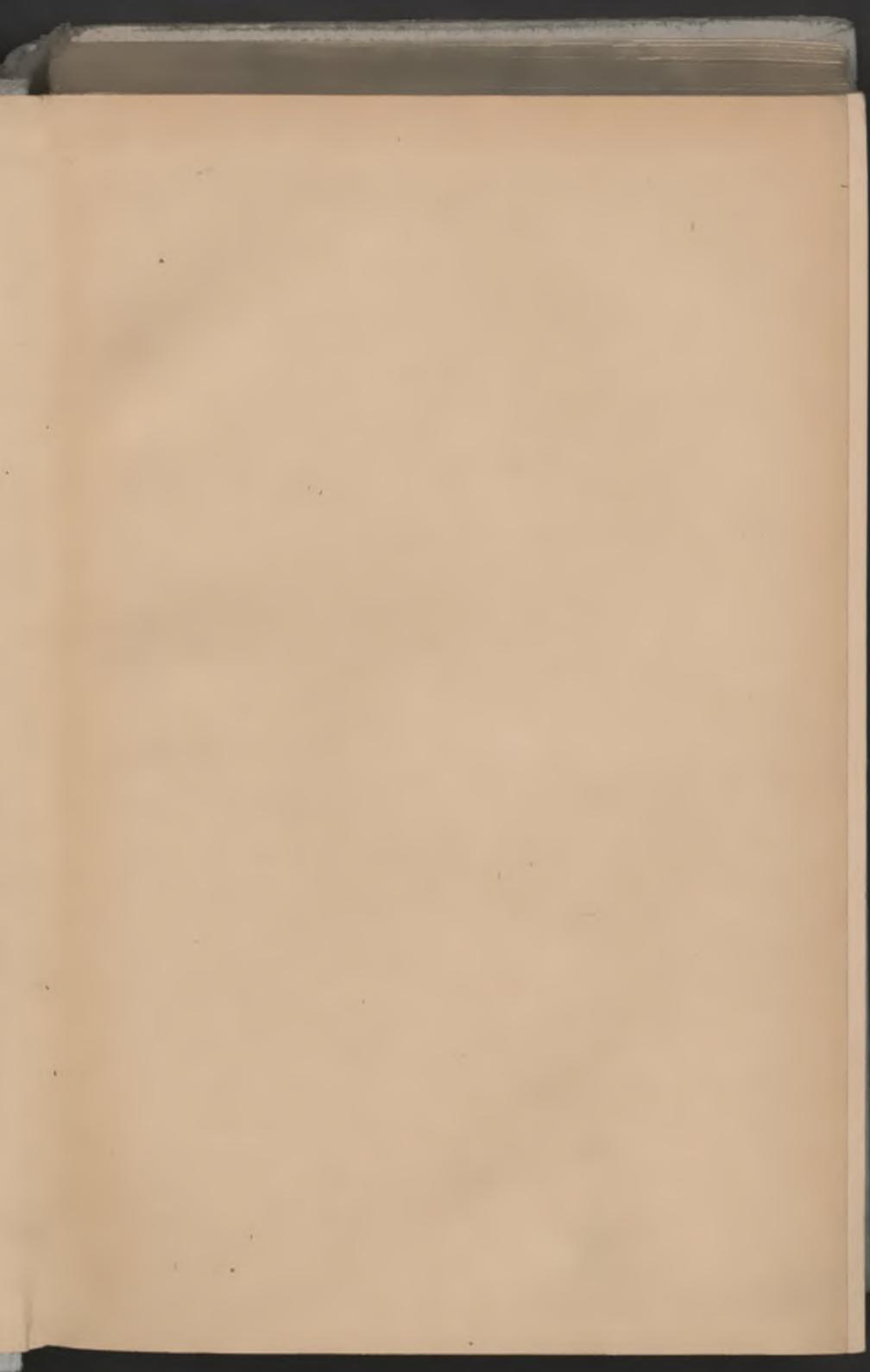
BERNHARD SCHWARZ

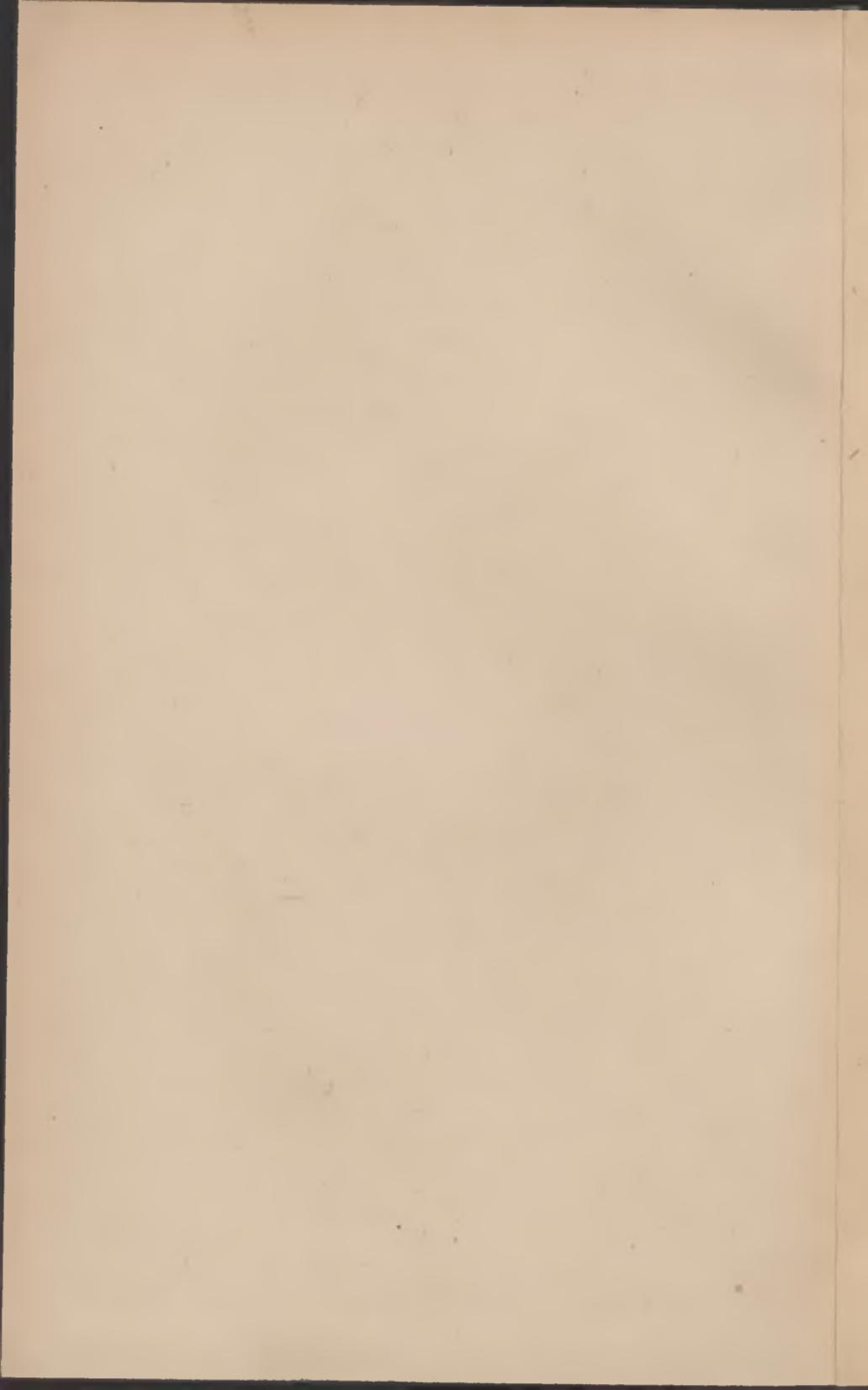
Wolhyniendeutsches
Schicksal

BERNHARD
SCHWARZ

—
Polhynien/
deutsches
Schicksal







Bernhard Schwarz
Wolhyniendeutsches Schicksal



4. 2. 20

Bernhard Schwarz

Wolhynniendeutsches
Schicksal

1942

Albert Langen / Georg Müller / München

160.270



Copyright 1942

by Albert Langen-Georg Müller Verlag G. m. b. H., München

Printed in Germany

*

Dieser Sonntagmorgen im April 1940 hat sich festlich geschmückt. Er steht wie eine strahlende, blaue Kuppel über dem Lande zwischen Iserkamm und Jeschken und führt nach dem zähen, bitteren Winter den Frühling mit zarten Federwölkchen, mit blißender Sonne und lauem Winde über die Bergkuppen herauf, als wollte er die Menschen für die überstandene Mühsal in Eis und Kälte doppelt belohnen. Zwar liegt über der Tafelsichte und den Iserbergen der Schnee noch wie ein dichtes, weißes Tuch, nur an den Zipseln, die in den Bergfalten spitz zu Tal fallen, ist es schon angegraut und verstaubt und kann das drängende Grün der Wälder und Wiesen nicht mehr zudecken. Von der Talsohle, die schon geschwellt ist von junger Saat und von brauner, saftiger Erde, strebt es aufwärts in immer lichterem, grünerem Schimmer in die Berge hinein, zerfrißt die Reste schmutzig-grauen Schnees und steigt immer weiter zur Höhe, bis es nach Wochen über die Wälder hinansgewachsen sein und nur noch ein paar dürftige Sprößlinge in der Felsregion des Knieholzes weitertreiben wird.

In den Tälern regt sich mächtig der Frühling. Sogar die behäbigen Gehöfte scheinen in seiner Sonne näher zusammengedrückt zu sein, als hätten sie wie geschwähzige alte Tanten einander viel vom Winter zu erzählen, in dem sie, ängstlich unter ihre Schneehauben geduckt, eingefroren und vereinsamt dastanden, und nur der Rauch der Kamine, der blaß in die frostige Luft stieg, zeigte an, daß ihr Lebensodem noch nicht ganz erstorben war. Jetzt aber leuchten die roten Dächer und die weißen Mauern mit neuer Lebensfreude in den Tag hinein, und die Obstbäume hinter dem Hause wiegen bedächtig ihre Kronen. Sie beherbergen wieder das ganze luftige Gefindel der Sommervögel, die seit

wenigen Tagen zurückgekehrt sind und sich mit Zwitschern und Zirpen an den Nestbau machen.

Auf halber Höhe des Tales fährt zwischen Weidengebüsch und Fichtengestrüpp der Görlicher Frühzug aus dem Bahnhof des Städtchens schnaufend in den Sonntag hinein, mitten hinein in das Geläut der Glocken, die auf einmal in Raspenau, in Weisbach und weit im Neustädter Kessel anschlagen. Drüben am Iserkamm hellen sich unter der steigenden Sonne auch schon die schattseitigen Bergwände auf.

Da schlägt es vom Rathhausturm des Städtchens im Tale laut und scheppernd sieben Uhr, vom Schloßberg antwortet es ein wenig später, wie es sich für einen Aristokraten geziemt, der, seines Standes bewußt, gemessen das umtriebssame Bürgervolk dort unten vorausseilen läßt. Und wie auf den Glockenschlag hat der ganze Schloßberg einen goldenen Kranz von Sonnenstrahlen bekommen, denn eben ist die Sonne über den letzten Gipfel des Gebirgskammes drüben gestiegen und liegt prächtig und funkelnd über dem Tale, in dessen Mitte sich der niedrige Kegel des Schloßberges erhebt. Der leuchtet nun noch einmal so herrisch in den Schatten der Bürgerhäuser hinein, die sich unter ihm schmal und engschulterig in den Gassen um das Bachbett drängeln. So steht der Frühlingsmorgen über dem Friedländer Tal.

Aber der Mann, der dort unten schon seit aller Herrgottsfrühe in seinen schweren Bauernstiefeln durch den Schulgarten stapft und mit den derben Fäusten ungeduldig die Joppentaschen weßt, achtet wohl nicht darauf. Zwar bleibt er zuweilen prüfend vor den Obstbäumen stehen, sieht nach den Knospen, liest einen verdorrten Trieb vom Zweig, und seine Hantierungen sind so, als kenne er sich gut darin aus. Aber er ist nur halb bei der Sache. Bald läuft er unwirschens Schrittes den Gartenweg entlang oder tritt vor die Schulpforte und sieht den Leuten nach, die über den Platz spazieren. Jetzt ist es ein Trupp Hitlerjungen, der singend durch die Straßen marschiert. Dann steht er wieder unter der Treppe im Schulhaus und horcht gespannten Ohres hinauf.

Nein, es ist noch nicht so weit. Er nimmt wieder seinen

Gang zwischen den Obstbäumen und den Beeten auf. Die sorgenvolle Ungeduld in seinem Gesicht wächst. Im Vorbeigehen gibt er den Leuten, die allmählich aus dem Schulhause in den Hof treten und vor der Lüre in zögernden, sonntäglichen Gesprächen umherstehen, den Morgengruß zurück, aber es klingt zerstreut, er macht auch keine Miene, sich wie sonst zu ihnen zu stellen und sein Wort zu dem ihren zu geben.

Es sind ungewöhnliche Gäste, die das Schulhaus unter den alten hohen Linden seit einigen Wochen bekommen hat. Die Jungen und Mädels, die täglich sonst zum Einmaleins und ABC hier angetreten sind, sind ausquartiert worden. Statt ihrer herbergen jetzt andere darin, Männer und Frauen, Alte und Junge, Steinalte und Säuglinge im Tuche der Mutter. Bäuerlich ist ihre Kleidung, Stiefel und Zoppe bei den Männern, Kopftuch, Rock und Bluse bei den Frauen, zuweilen noch etwas Buntes darin. In ihren Zügen kann man lesen, daß sie ihr Leben in harter Arbeit auf dem Felde unter heißer Sonne, bei Regen und allerlei Wettern zugebracht haben. Der schwere, eckige Gang der Männer, der schleifende Schritt der Frauen unter den langfallenden, faltigen Röcken geht ungewohnt über die Steinfliesen der Schulsture. Und nur die Kinder tänzeln und springen wie überall im Schwung der Jugend. Aber nun sind sie wenigstens schon heimisch geworden, sie sind nicht mehr fremd in den Straßen der Stadt, diese Bauern von weither.

Als sie im Februar in einem Sonderzug auf dem kleinen Bahnhof ankamen, da waren in der Stadt auf allen Häusern die Fahnen aufgezogen, die Menschen drängten sich Kopf an Kopf auf dem verschneiten Bahnhofsplatz bis hinunter in die Schulgasse, der Ortsgruppenleiter und der Bürgermeister hießen die Ankömmlinge willkommen, und sogar die Stadtkapelle war auf dem Plan. Seltsam fremd in ihren roten und weißen weiten Schafspelzen mit den strähnigen Wollzotteln standen die Bauern ein wenig erstaunt auf dem Bahnsteig und fröstelten nach der warmen Fahrt in dem trüben Schneegestöber, das vom Gebirge wehte. Aber sie hatten helle, frische Augen und in ihren einfältigen Worten und Gebärden lag etwas von Andacht, ja, von Frömmigkeit. Das kannten die Städter kaum noch.

Als der Ortsgruppenleiter den Namen des Führers nannte, zogen die Männer die Mütze vom Kopf, und der Schnee fiel auf braune, blonde und graue Scheitel. Nach den beiden Vaterlandsliedern stand schon die Schuljugend auf der Lauer, und ehe die Fremden es sich versahen, waren ihre Säcke, Kisten und Pakete schon auf jungen Schultern, auf Schlitzen und Karren verladen, und dann ging es los, die Stadtkapelle mit schmetternden Trompeten voran. Die Stadt unten erwartete sie mit Ehrenpforten, Lannenschmuck und wogenden Fahnen. Da war des Rufens und Singens kein Ende, bis der lange Zug vor der Schule aufmarchierte.

In den warmen Klassenzimmern war den Gästen ihr Lager hergerichtet, Männer zu Männern hüben, Frauen zu Frauen drüben und die Kinder bei ihnen. Aufatmend setzten sie ihre Packen ab, wischten sich mit dem Armel über die Stirn, sahen sich lange und nicht wenig hilflos in den Stuben um, bis Schwester Anne und die Ordner jedem seinen Platz zum Wohnen und Schlafen zugewiesen hatten. Da kamen sie wieder zu sich, zuerst die Frauen, sie setzten sich zum Verschnaufen auf die molligen Matrasen, die noch auf das Bettzeug warteten, schälten die Kinder aus ihrer warmen Verkleidung, die sogleich stürmisch von Stuben, Fluren und Kammern Besitz ergriffen, und singen an, in ihren Bündeln und Säcken nach dem notwendigsten Hausgerät zu kramen.

Hier also sollten sie bleiben, bis sie in ihre neue Heimat gerufen wurden. War das noch lange? Sie betrachteten die Klassenstuben, in denen es immer ein bißchen nach Schulangst riecht, die ausgetretenen Fliesen im Korridor, die Bilder an den Wänden und alles, was nun für ungewisse Zeit ihre Alltäglichkeit sein würde. Manche aber hockten nur müde und stumpf auf ihren Betten und ließen den Dingen ihren Lauf. Es war nicht leicht, tagein, tagaus in soviel Neuem, Verwirrendem sich auszukennen. Sie waren Bauern, ihr Leben war bisher beständig und immer das gleiche geblieben. Setz dich, Andreas Wunsch, setz dich und laß uns alles bedenken!

Der Graukopf mit dem kurzen, weißen Rinnbart nimmt auf der niedrigen Fensterbank Platz neben dem anderen, einem etwa Bierzigjährigen, mit einem kräftigen, breiten,

noch vom Frost geröteten Gesicht unter dem dunklen Haar, das erst wenige graue Fäden durchziehen. Er hat den schwarzen Pelz ausgezogen, der hängt steif und unförmig an der Wand.

Sieh nach deiner Frau, Rudolf Stammer, sagt der Graukopf. Frauen sind eine wunderliche Menschheit, wenn sie das Kind spüren.

Der Stammer hebt den Kopf.

Jetzt kann es kommen, das Kind. Jetzt sind wir schon halb zu Hause.

Das andere Zuhause wird es nicht mehr kennen. Andreas Wunsch verwundert sich: Wie schnell das geht!

Das andere Zuhause —

Der Weg war weit von dort bis hierher. Wohl tausend Werst weit. Sie sind ihn ohne Zögern und mutig gegangen, mitten durch den östlichen Winter. Hundertdreißigtausend Deutsche aus Wolhynien, Galizien und dem Narewgebiet sind in den kältesten Januartagen aufgebrochen mit Greisen, Frauen und kleinen Kindern und haben den Weg ins Reich gesucht. Hinter ihnen kam der russische Soldat nach Polen hinein und riegelte die Grenze ab, die Deutschland und Rußland quer durch das zerbrochene Polen gezogen hatten. Sie aber zogen unbeirrbar vorwärts, Adolf Hitler hatte sie ja gerufen. Wie hätten sie zaudern sollen. Sie haben bedenkenlos alles verlassen, was ihr Eigentum war und was ihnen alles war: Dorf und Hof, Acker und Haus, Ernte und Vieh, auch die Toten auf dem Gottesacker, die zu ihrem Dasein gehörten als treue Hüter, alles — das andere Zuhause. So sind sie fortgegangen. Freilich haben sie dem Winter ihren Tribut zahlen müssen. Er hat ihnen keinen Heller erspart. Frostleiden, Krankheit, Verlust von Hab und Gut, auch den Tod, — ja, bei manchen den Tod hat er als Straßenzoll genommen. Die anderen durften passieren. Hundertdreißigtausend.

Die nach ihnen kommen, werden davon nichts mehr wissen.

Nun rasten fast zweihundert von ihnen hier im Schulhaus eines deutschen Städtchens im Isergebirge. Wer von ihnen hat vorher je von dieser Stadt gehört? Oder von dem Gebirge, das sie auf dem Wege vom Bahnhof drüben

dunkelblau aufgewuchtet sahen? Sie sind alle Menschen aus der Ebene, aus der zweiten Ebene im Osten, sie sahen vielleicht ihr Leben lang noch keinen Berg, und nun steigt das Gebirge vor ihnen wie ein Urveltzauber auf. Es ist kaum zu fassen. Als sie über die Grenze kamen, war ihnen gewiß, daß sie in ein wunderträchtiges Land einzogen. Sie haben Uscilug gesehen, die große Stadt Litzmannstadt, die man früher Lodsch genannt hat, Pabianice, Waldhorst, wo die vielen tausend deutschen Wirte lagen, und sie glaubten, das sei schon zuviel Glück, mit allen diesen Heimkehrern zusammen zu sein. Aber jetzt sind sie erst wirklich im Reich und erkennen, wieviel anderes und wieviel Unfaßbares noch auf sie wartet. Diese Berge —

Hier liegen sie, fast zweihundert Männer und Frauen, in einem Schulhaus, deren sie in Polen nicht ein gleiches gesehen haben. Ein paar Kilometer weit liegen abermals hundert von ihnen in einem Dorf, und ringsum in Schlesien, im Sachsenlande und im Sudetengau gibt es noch viele hundert andere Lager, und überall sind darin die deutschen Wirte aus Wolhynien, aus Galizien und dem Narewgebiet mit Frauen und Kindern untergekommen. Ganz Schlesien, Sachsenland und Sudetenland sind eine große Kolonie geworden, wo sich die Nachbarn treffen wie zu einem Fest. Da sind sie alle beieinander, alle, die auf den großen Weg gegangen sind aus Adamowka und Majdan, aus Kostopol, Amelyn, Zelanka, Marianowka und wie die tausend kleinen und größeren Kolonien drüben im alten Zuhause heißen mögen. Nur das Land ist anders als daheim, und wären sie hier des Ortes zuhause, würden sie es ohne Besinnen schöner nennen. Denn die Berge sind groß und pressen sich in das Herz hinein. Aber sie sind aus dem fernen Lande im Osten, wo auch die Väter schon zu Hause waren.

Andreas Wunsch und Rudolf Stammer sehen unten auf dem Platz vor der Schule die vielen Menschen, die ihren Zug vom Bahnhof ab begleitet haben. Sie tragen noch immer die Fähnchen in der Hand. Sie stehen und warten auf Zeichen des fremden, aus der Ferne plötzlich zu ihnen dringenden Lebens, als müßten sich jetzt sonderbare Dinge mit den Menschen begeben, die aus Ländern kamen, deren

Namen mancher in dem kleinen, eingesponnenen Städtchen noch kaum gehört hat, mit jenen merkwürdigen Menschen, die in schwarzhaarigen, bunten Pelzen gehen und doch auch Deutsche sind.

Die kleine Stadt hat noch nichts Ähnliches erlebt. In ihren engen, spitzgiebeligen Straßen ist das Leben immer gradlinig entlanggelaufen. Menschen wurden geboren und starben, waren jung, heirateten in der Nachbarschaft, bekamen Kinder und wurden alt, und die Kinder lebten wie sie. Sie waren Handwerksmeister oder Ladenbesitzer, und dann und wann kam auch ein Beamter dazu, aber der stand nur mit einem Fuße unter ihnen. Die Schützengilde feierte ihr Königsschießen mit Festmarsch und Böllern, und die Handwerksinnungen kamen im «Deutschen Kaiser» oder im «Löwen» zum Quartal und zum Abendschoppen zusammen. Manchmal baute einer ein Haus, ein anderes brannte ab, das war in der Ordnung. Manchmal sprach man über diesen Burschen oder jenes Mädchen, das war nicht ganz in der Ordnung, aber es gehörte doch noch zu ihrem Alltag. Das Stadtgespräch, das durch die Gassen huschte, blieb schieblich und friedlich bei Familiengeschichten, dem schlechten Wetter und den Steuern. Und nur der Schloßberg und das alte Schloß mit seiner erlauchten Vergangenheit ragte als Bildnis einer größeren Welt in den kleinen Tageslauf der Städter.

Aber jetzt kam solch ein ungeheures Neues in ihr Leben, daß sich die Menschen gegen alle Gewohnheit auf der Straße vor dem Schulhaus drängten und daß durch ihr Herz wie eine heiße Blutwelle eine Ahnung des großen, weltversetzenden Gedankens strömte, der Deutschland heißt. Sie stehen unter den breiten, entblätterten Linden und warten auf ein Zeichen aus dem Schulhause. Der Schnee stöbert weiter, sie sind schon weiß beschneit, aber sie gehen noch nicht nach Hause, und wenn sie am Abend doch wieder in ihre gewohnten Wände eintreten, kommt etwas Neues mit ihnen herein und macht, daß sie noch eine Weile still sind und nachdenken.

An ihrem Fenster sitzen Andreas Wunsch und Rudolf Stammer oben im Männerquartier und blicken auf den Trubel der Wartenden. Auch ihnen ist so eigenartig zumute,

seit sie im Reiche sind. Sie meinen, — sie können es mit Worten nur nicht sagen, — ihre gläubige, dankbare Hoffnung müsse durch das Glas der Fensterscheiben hindurch den Menschen dort unten warm entgegenschlagen und sie müßten hinunter und denen allen, die dort warten, Bruder und Schwester sagen. Denn nun waren sie ja alle in einem Vaterlande und in einem Volke verbunden.

Da steigt plötzlich am Fahnenmast vor dem Schulportal die Hakenkreuzflagge in die Höhe und bleibt genau vor ihrem Fenster und vor ihren Augen stehen. Sie bebt im Winde noch einmal und hängt dann ruhig und breit gebauscht in das Schneetreiben hinaus. Betroffen blicken sie beide nach unten. Da grüßt die Menge die aufgestiegene Flagge mit erhobener Hand, sie grüßt die Flagge, die ihnen, den zweihundert Wolhyniern, zum Schutz und zum Trost gehißt wurde. Schon drängen die Männer alle, der Marquardt, der Wenzel Lang, der Johann Roth, die aus der Stubenmitte die Fahne an ihrem Mast sahen, zum Fenster und schauen erregten Auges hinaus. Die Kinder stürmen aus dem Korridor und winden sich in die vorderste Reihe. Alle Arme erheben sich, die Gespräche sind stumm geworden. Sie spüren es alle, keiner braucht es dem anderen zu sagen: diese Fahne gilt ihnen, es ist nun ganz ihre Fahne geworden, das Hakenkreuz auf weißem und rotem Grunde, Fahne ihrer Hoffnung, Fahne ihrer Wanderschaft und ihrer Heimkehr. —

Unruhig stapft Rudolf Stammer an jenem Aprilmorgen durch den frühlingfrischen Garten. Jetzt liegt Anna dort oben in der Krankenstube hinter den weißen Schulfenstern. Wer weiß, wie sie leidet! Wenn nur alles gut geht!

Vier Geburten hat die Frau schon überstanden. Bei der ersten war sie ganz allein, niemand half ihr, niemand stützte sie, als ihre schwere Stunde kam. Ganz allein hat sie in ihren Wehen gelegen, allein hat sie auch das Kind von ihrem Leibe getrennt und in einem Laßen neben sich ins Kissen gelegt, bis der Vater kam und voll Bestürzung die weiße Frau holte, die alles andere besorgte.

Ein wenig muß Rudolf Stammer lächeln. Wie töricht hat er es damals angestellt? Und wie sicher und selbstver-

ständig hat die Frau ihre Sache verrichtet. Er hat gar nicht gewußt, daß sie so tapfer sein kann. Dafür ist sie Friedrich Hözels Tochter von Zelanka, der dem russischen Richter von Kostopol auf den Kopf bewiesen hat, daß er in seinen Urtheilen das Unrechte tat. Damals — es sind nun schon dreißig Jahre her oder mehr — wäre er fast nach Sibirien geschickt worden, aber er hat von seinem Wort nicht gelassen. So war sein Schwiegervater Friedrich Hözel von Zelanka, so ist auch seine Tochter.

Jetzt ist das fünfte auf dem Wege, und wieder befällt ihn die ungeduldige Unruhe: wenn nur alles gut geht. Das fünfte kommt schon hier in Deutschland zur Welt, es wird nichts mehr von der alten Heimat wissen. Wie schnell das geht, hat Andreas Wunsch gesagt. Die Tage und Wochen haben einen rasenden Schritt bekommen. Dieses Kind wird schweigen, wenn die Älteren von Wolhynien, vom Hof, von den Nachbarn, vom Krieg, von der großen Fahrt sprechen. Es wird fragen und sich wundern, und die Erwachsenen werden ihm Antwort geben, wie man von ganz alten, fernen Dingen erzählt.

Übrigens, — wird es ein Junge oder ein Mädchen sein? Drei Jungen und ein Mädchen sind schon da, der Karl, der Rudolf, der Ferdinand und die Erna, fünfzehn Jahre der Karl, vier die Erna. Ein Mädchen könnte gut passen jetzt, die Frau würde sich freuen. Ihm freilich würde ein Junge lieber sein, jetzt, wo er weiß, daß seine Söhne wieder Wirte werden können, ohne Sorgen, ohne Not. Ja, Wirte möchte er aus ihnen allen machen, Bauern, wie er selber einer ist, wie der Vater war und der Borvater auch. Ein ganzes Dorf voll Söhne möchte er haben, und ein Hof müßte immer schmucker sein als der andere. Dann wollte er auf jedem Hofe Enkel sehen, viele Enkel, eine ganze Fuhre voll, wildes flachshaariges Volk, gesund und derb, wie er selber war und wie die Söhne sind. Es müßte ein Jauchzen und Lärmen von all den Kinderstimmen über die Höfe gehen, tagein, tagaus. Das wäre ein Leben! Die Leute würden sagen: Das ist das Dorf der Stammer. Und das Dorf müßte die besten Bauern, die besten Frauen, das beste Vieh, den besten Weizen und die besten Kinder haben!

Aber noch liegt dort oben in der Krankenstube die Frau

in ihren Wehen. Wie lange das schon dauert! Kurz nach Mitternacht fingen die Stöße in ihrem Leibe an, da brachte er sie in die Krankenstube, dann wurde es langsam Morgen, aber immer noch ist das Kind nicht da.

Vom Rathhausturm schlägt es acht Uhr. Aus den offenen Fenstern des Schulhauses klingt das Morgenlied der Kinder, die Natalia Wunsch, Andreas Wunschs Tochter, unter ihre Obhut genommen hat. Dieses fixe, blizsaubere Mädel, — wenn sie nicht da wäre! Ganz allein ist sie mit einer Fuhre im Treck bei Schneesturm und Eiseskälte gefahren, hat den Alten hilfreich unter die Arme gegriffen, hat verhandelt und geschlichtet, gebuckelt und geschleppt, wenn andere nicht mehr konnten, die Frauen getröstet, die Kinder zu sich genommen und mit ihnen gesungen und gespielt. Und ist erst ganze sechzehn Jahre alt. Die Kinder sind ganz närrisch nach ihr. So gut geht ihr alles von der Hand.

Der Stammer wendet sich ab und beginnt von neuem seinen Rundgang zwischen den grünenden Beeten hin und her, er zählt die Schritte, er zählt die Sekunden und ärgert sich selbst über dieses unsinnige Spiel. Himmelschlüssel, Weilchen und Märzenbecher säumen die dunklen, braunen Rabatten, sie selber haben sie in diesen Wochen gepflanzt und gejätet, denn ihre Freude an den ersten Blumen ist groß.

Aus dem breiten Kirchenportal nebenan quellen die Kirchgänger und verlaufen sich im Frühlingmorgen, einzeln hier, dort in kleinen Gruppen; ein paar bleiben noch eine Weile stehen in müßigem Erzählen oder sehen neugierig über den Hof nach den Wirten, die so weit gereist sind und nun, als seien sie die seßhaftesten Menschen der Welt, vor dem Schulhaus stehen, nach den Wolken und dem Sonntagswetter sehen und ab und zu ein Wort untereinander fallen lassen.

Da kommt es singend und lärmend die Treppe herab. Die Kinder brechen zum Morgenspaziergang auf. Das trappst und springt, ruft und zwitschert, poltert und lacht durcheinander wie ein Schwarm freigelassener Vögel. Die Natalia führt den Schwarm an, Erna, die jüngste Stammermertochter, an der Hand. Die Stammerbuben nehmen im-

mer zwei Stufen auf einmal und sind dem Haufen gleich ein zweites Stück voraus. Sonntäglich gepuht, mit feuchtem, schimmerndem Scheitel gehen die kleinen Mädchen Hand an Hand zu zweien hinterher. Die Jungen können es nicht ganz so brav, aber sie geben sich Mühe, nicht aus der Ordnung zu kommen.

Wie seine Kinder den Stammer zwischen den Obstbäumen entdecken, brechen sie wie die wilde Jagd durch den Garten. Sogar Erna läßt Natalias Hand los und läuft voraus, dem Vater entgegen.

Wo ist die Mutter, Vater?

Ist sie krank geworden?

Kommst du mit auf die Himmelschlüsselwiese?

Meine neue Schleife, Vater, — sieh doch!

Zehn Fragen auf einmal. Das kann der Stammer schwer aushalten.

Ist es wahr, Vater, — die Natalia sagt, wir bekommen einen Bruder? fragt Rudolf.

Oder eine Schwester! Der Ferdinand weiß es besser.

Ist die ganz klein? fragt die Erna.

So klein? Der achtsährige Ferdinand zeigt zwischen den Händen eine Spanne, in der auch ein Däumling schwerlich Platz haben würde.

Ach wo, — ganz falsch, belehrt ihn der Rudolf. Seine um zwei Jahre reifere Autorität wird von niemand bestritten. Der Rudolf mißt mit den Händen ab, wie lang ein Neugeborenes sein mag.

Sie tummeln sich um den Vater und schwätzen wie oben in den Baumwipfeln die Meisen und die Sperlinge schwätzen; sorglos, frühlingsfelig gehen die Mäuler, erregt von Spannung und Erwartung um den kleinen Bruder, der ihnen versprochen ist. Ein Glück, daß sich die Natalia in diesen Tagen so um sie kümmert.

Natalia und der Kinderschwarm marschieren zum Tor hinaus, die Jungen laufen weiter, auch Erna sucht wieder Natalias Hand. Viele von den Frauen, den Burschen und Mädchen, ja, auch von den Wirten ziehen hinter den Kindern her; die Mädchen untergefaßt in breiter Reihe, die Frauen in emsigem Gespräch, die Burschen ungelent wie die Füllen und mit den Mädchen schäkernd. Die Männer

aber setzen gewichtig Stiefel vor Stiefel, passen die Sonntagspfeife und schweigen, oder wenn sie hier und da ein Wort verlieren, bedarf es meist keiner Antwort. Aber allen ist dieser Frühlingsmorgen ins Gebein gefahren. So ziehen sie einmütig hinaus, sehen nach den Bergen und sitzen danach in der Sonne, der lange entbehrten. Drüben jenseits der Eisenbahn liegt ein Hang, von Birken und Haselgesträuch umsäumt, ehe er in den Wald übergeht. Dort blüht seit vorgestern ein bunter Teppich von Krokussen und Aurikeln, dort wandern sie hin und haben das ganze Städtchen zu ihren Füßen liegen bis zum Schloßberg hinüber. Da beginnen, bevor die Steigung anhebt, die Kinder vorn zu singen, sie haben inzwischen manches Lied gelernt; die jungen Mädchen trällern mit, und auch die Burschen versuchen sich mit ein paar tiefen Brummern.

Der Stammer, der am Tore stehen geblieben ist und der langen Wallfahrt nachsieht, hört sich plötzlich gerufen. Oben im Krankenzimmer hat Schwester Anne das Fenster geöffnet und winkt.

Herr Stammer, — Herr Stammer!

Wie vom Blitz getroffen, fährt der Stammer herum und starrt hinauf. Schwester Anne steht am Fenster und lacht und winkt.

Über Stammers Gesicht geht ein halb fragendes, halb befreites Lächeln. Dann beginnt es darin zu strahlen, er zieht sich umständlich den Rock glatt, stäubt die Ärmel und die Hosen ab und geht mit großen Schritten dem Hause zu. An der Haustür stehen noch ein paar, die ihn mit erwartungsvollen Mienen anschauen.

Es ist so weit, sagt er.

Da wünschen sie ihm alles Glück und sehen ihm nach, wie er die Treppe immer rascher hinaufstolpert, als zöge es ihn jetzt unaufhaltsam nach oben.

Ach, sehen sie, Frau Stammer, sagt im Krankenzimmer Schwester Anne, so sind die Männer! Erst läuft er stundenlang im Garten herum und rauft sich die Haare, weil es ihm nicht schnell genug geht, und jetzt puzt er sich und ziert sich, als hätte er Gott weiß wieviel Zeit, sich seinen Sohn anzusehen!

Frau Stammer läßt keinen Blick von dem Neugebore-

nen, das rot und runzelig neben ihr in der blütenweißen Leintwand liegt und schläft. Als es an die Thür klopft und Schwester Anne öffnet, steht draußen der Mann mit einer Miene wie ein Schuljunge, der ein schlechtes Gewissen hat. Er kratzt sich umständlich die Schuhe ab und tritt zaudernd ein, als käme es ihm gar nicht zu, in dieses Zimmer einzutreten. Ein paar neugierige Gesichter verschwinden hinter der zuflappenden Thür. Schwester Anne muß lachen, und Frau Stammer schickt ihrem Manne einen heiteren, von warmer Freude erfüllten Blick entgegen.

Nun, — kommen Sie doch, Herr Stammer! Und meinen herzlichsten Glückwunsch zu ihrem Prachtsohn!

Da steht der Stammer zwei Schritte von der Thür weg, hält die Mütze in den Händen und sieht unentschlossen bald zur Schwester, bald zu dem Bett hinüber, als wage er nicht näher zu treten. Bis ihn Schwester Anne mit sanfter Gewalt hinüberschiebt.

Ein Junge is es, Rudolf!

Anna Stammer rückt das kleine Menschenbündel ein wenig weiter ins Licht, und nun sieht der Mann endlich auf dem Stuhl am Bett und sieht sich, zuerst noch steif und geniert, dann aber immer vertrauter werdend, das winzige rote Gesichtchen und die faltigen Fäustchen an, die wie Walnüsse groß da aus der Decke hervorkriechen. Er muß sich einmal erst in seinem Kopf zurechtrücken: er hat einen Sohn, den vierten. Es ist nicht so leicht, sich daran zu gewöhnen. Stammer, Stammer, — du gründest doch noch ein ganzes Dorf!

Mir scheint, Vater werden ist doch noch schwerer als Mutter werden! scherzt Schwester Anne, wie der Mann so ohne ein Wort mit seinem verlegenen Lächeln dasitzt. Sie hat noch ein paar Hantierungen in der Wochenstube, dann geht sie hinaus und nickt in der Thür noch einmal der Frau freundlich zu.

Jetzt sind die beiden allein. Und das Kind liegt zwischen ihnen, der Junge.

Durch das halboffene Fenster, vor dem die weiße Gardine jeden Windzug abfängt, dringt der süße Lockruf einer Amsel und das Schilpen der Sperlinge und Finken, die



durch die Obstbäume schwirren. Dann fängt in der Ferne eine Glocke hoch und hastig zu läuten an. Drüben an der Bergseite pfeift eine Lokomotive. Und über allem leuchtet die Sonne im leicht bewegten Winde.

Woran sie jetzt denken, — Vater und Mutter?

Anna Stammer hat die Augen geschlossen und den Arm dicht und schützend um das Kind gelegt. Sie tut nach der Erschöpfung der Nacht einen kurzen, ruhigen Halbschlaf, einen Müttertschlaf, durch den Hoffnungen und Wünsche ziehen wie Segel über ein blaues Meer. Die Augen sind tief und müde und von bläulichen Schatten umrandet, das Gesicht erscheint ein wenig verschwommen und blaß. Die Sonne und der Sommer werden es wieder bräunen und straffen, so wie er es immer gekannt hat, seit Anna Hözel die seine geworden ist.

Er blickt in ihr ruhendes Antlitz. Ihm ist, als habe er es lange nicht mehr gesehen. Er möchte ihr in seiner Unbeholfenheit gern ein gutes Wort sagen, ein Liebestwort, aber er weiß nicht, wie er es tun soll. Er hat es selten getan, — früher, ja, früher wohl, vor Jahren, als sie einander versprochen waren und er nach Belanka ging, sie zu freien. Doch dann kam immer nur die Arbeit, der Acker, der Hof, nichts anderes kam mehr zu Wort. Sie haben einfach und selbstverständlich im doppelten Geschirr gearbeitet, Mann und Frau, wie es sich für Bauern ziemt. Da bleibt keine Zeit für viele Liebestworte. Da legt er nur seine grobe, schwielige Hand behutsam auf die ihre, die nun weiß und weich geworden ist, und spürt, wie sie ihm stille hält und den Druck leise erwidert. Dabei öffnen sich ihre Augen weit und sehen ihn unverwandt an.

Dieses Blickes muß er gedenken, und ihn überkommt die Erinnerung an eine Zeit, die lange, sehr lange zurückliegt, und es sind doch erst dreiviertel Jahre. Aber wie lange Zeit können nicht dreiviertel Jahre sein, wenn dazwischen ein Abschied für immer, eine weite, harte Reise, viele Wegstationen und die Ankunft in einer neuen, unbekanntenen Heimat liegen? Wenn zwischen damals und heute sich das Schicksal, dieser übermächtige Gigant, erhoben hat, ein Schicksal, in dem die ganze Vergangenheit erlosch? Dann freilich dehnen sich Wochen und Monate und empfangen Gesicht und Be-

deutung von dem Leben langer Geschlechter, das sie beschließen oder neu beginnen.

Es ist dreiviertel Jahre her, sie waren zu Hause in Wolhynien, in der Kolonie Amelyn nahe der russischen Grenze, mitten in der Ernte. Weil es in den letzten Tagen geregnet hatte, waren sie mit der Ernte im Verzug, der Weizen stand noch auf den Feldern, Gerste und Hafer waren mächtig ausgereift. Da sah der Stammer am frühen Morgen, als er auf seinem Waldstück auf Zelanka zu am Mahen ist, über den schmalen, staubigen Feldweg einen Burschen auf dem Rade daherfahren. Als er absprang und ins Feld einbog, erkannte er Anton Barths Sohn von Lutschyn. Er winkte ihm zu.

Holla, da ist etwas nicht beim Rechten, denkt der Stammer.

Der Junge berichtet ihm, daß er ihn schon seit Tagesanbruch auf den Feldern suche. Er kann vor Schnaufen kaum sprechen. Er habe ihm Wichtiges zu bestellen. Vom Vater aus.

Ist es jetzt so, daß schon die Halbflüggen in der Politik mitspielen? fragt der Stammer. Wird wohl was Besonderes herauskommen!

Der Junge bittet ihn inständig, in den Wald zu treten. Man darf sie hier nicht beieinander sehen. Er muß noch weiter, er ist seit vorgestern unterwegs, in allen Kolonien bis Kosjopol.

Dann erzählt er fliegenden Atems, der Vater läßt sagen, der Stammer soll vorsichtig sein. Die Polen holen wieder zu einem Schlage gegen die Deutschen aus, sie wollen sie alle treffen. In diesen Tagen gehen die Gendarmen durch die Kolonien und verhaften die deutschen Obmänner. Der Vater weiß es von ganz sicheren Mittelsmännern. Die Partei wird zwar im Sejm protestieren, aber was nützt das? Wenn sie einen im Gefängnis haben, kann es Monate dauern, bis er wieder freikommt.

Dann fuhr der Junge weiter.

Rudolf Stammer war betroffen. Eine neue Deutschenverfolgung, — jetzt mitten in der Ernte? Wo jeder Tag kostbar, wo jede fehlende Hand ein schwerer Verlust war? Er hatte nichts zu verbergen, er hatte ein gutes Gewissen,

aber was half das bei den Gendarmen? Sie drangen eines Tages unvermutet ins Haus, durchwühlten mit grausamer Freude alle Schränke, Truhen, Spinde und Betten, zerrissen und zerbrachen, was ihnen in die Hände kam, und nahmen schließlich ein paar geschriebene Belanglosigkeiten mit: So, — das genügt schon! Und dann präsentierten sie, wie ausgemacht, den Verhaftsbefehl, den sie schon längst in der Tasche warm hielten. So ging das zu, und der arme Teufel, der ihnen in die Hände fiel, kam lange nicht aus dem Gefängnis heraus. Dafür sorgten sie schon mit ihrer Untersuchung, die sie über Wochen und Monate hinschleppten. Sie brachten Beschuldigungen vor und verlangten Beweise, die sinnlos und ausgegannert waren. Da mochte darüber die ganze Familie mit Haus und Hof vor die Hunde gehen —, was kümmerte es sie? Es waren ja nur Deutsche, es waren ja nur die verfluchten Schwaben. Zum Schluß, wenn alles zu Ende und für sie gar nichts zu beweisen war, entließ man den armen Teufel, der inzwischen vielleicht krank oder ruiniert war, und er konnte froh sein, daß er überhaupt noch mit dem Leben davon kam, dieser Deutsche.

Der Stammer kannte das alles. Oft genug hatten die Gendarmen sich schon an den deutschen Obmännern ausgelassen. Es war immer dasselbe Lied. Die wieder freikamen, hatten oft genug der Ekel und die Furcht gepackt, und sie hielten sich zurück. Sie wollten nicht alles verlieren. Nicht viele waren, die nach dem Gefängnis sich wieder an den alten Platz stellten und Haß, Mißtrauen und Verfolgung auf sich luden. Die polnischen Richter und Gendarmen waren geübte Schinder. Es war ja ihr Lagerwerk in den deutschen Bezirken.

Er setzte sich in das dürre Gras am Waldrand und wischte sich den Schweiß ab. Jetzt würde die Heße also wieder beginnen. Sie würden kommen und ihn suchen, wie sie ihn damals vor sechs Jahren gesucht und gefunden hatten. Aus dem ganzen Kreise würden sie wieder die Deutschen zusammentreiben und ins Bezirksgefängnis nach Rowne führen und dann — — —

Schon einmal hat er dort mit vielen anderen in einem finsternen dumpfen Loch von Kerker gegessen, so moderig,

daß nicht einmal die Ratten darin hausten. Der Stein schimmelte an Decke und Wänden, am Boden stand die Feuchtigkeit in schlammigen Lachen zwischen dem schmußstarrten Zement. So hatten sie damals acht Mann in einer kleinen Zelle auf zwei Holzgestellen gehaust und in das trübe Licht gestarrt, das die wenigen Tagesstunden über durch die winzige Gitterluke hoch oben unter der Decke einfiel. Man hat sie keines Unrechts überführen können, als daß sie Deutsche waren. Aber als man sie nach zwanzig Tagen qualender Verhöre tags und nachts, zermürbender Verdächtigungen und entehrender Behandlung ohne eine Erklärung freiließ, war es, als gäbe man ihnen noch einen Fußtritt obendrein, — weil sie Deutsche waren, Schwaben, verfluchte.

Das würde jetzt alles wiederkommen . . .

Hier aber, zu Hause, würde die Ernte verdorren. Die Frau konnte allein und in ihrer Sorge nicht alles schaffen, wo schon der Knecht fehlte. Verheßt und eingeschüchtert von den Polen, war er eines Abends einfach fortgelaufen und nicht mehr zurückgekehrt; durch einen Ukrainer, seinen Kumpan, hatte er sich sein Zeug und seinen Lohn abholen lassen. So weit war es jetzt schon wieder.

Freilich, Anna, die Frau, war Friedrich Hözels Tochter, und der Alte lebte auch noch und würde sicher zur Aushilfe kommen, aber er war schon sehr alt, über siebzig, und nur noch ein Schatten seiner Mannesjahre. Fertig werden, das konnten auch die beiden zusammen nicht, das durfte er ihnen nicht zumuten.

Ein jeder Bauer gehört zur Ernte auf seinen Acker, das hat Gott selber so eingerichtet, daran soll kein Richter und kein Gendarm etwas ändern wollen. Denn das ist Gottes Gebot. Er durfte darum keine Hilfe oder Stellvertretung von Fremden und Verwandten erbetteln. Die hatten alle mit sich selber zu tun, wenn die Gendarmen jetzt die Kolonien durchstöberten.

Da erwachte in dem Stammer der heiße Trotz. Nein, — er wird sich nicht von seinem Acker, von seiner Ernte fortführen lassen. Hier steht er, ein Bauer, ein eigener Wirt, auf seinem Felde, und niemand wird ihm seiner Hände Werk verwehren. Bis das letzte Tagewerk auf dem Acker

getan ist, wird er nur seiner Arbeit dienen, sonst niemandem. Hinterher mag kommen, was will. Das liegt dann nicht mehr in seiner Hand. Aber so lange noch ein Halm auf den Feldern steht, gehört er dorthin, gehört er allein der Ernte, die ihn fordert und die ihm befiehlt. Er darf sich ihr nicht vertweigern, es wäre gegen Gott.

Es war ein trotziger, vielleicht ein verzweifelter Posten, auf den Rudolf Stammer an diesem Morgen zog. Er setzte das Recht des Bauern, das Recht des Aekers gegen das blinde, gehässige Recht der Menschen, die voll Bosheit und Grausamkeit waren und alles Recht zu Unrecht machten. Er setzte die List gegen die Lücke, den Mut gegen die Gewalt.

Die Frau und das Kind schlafen friedlich in ihrem Bett. Still und wohlthätig geht der Atem der Frau, rasch und hastig der Atem des Säuglings, wie wenn ein Fisch auf dem Trocknen nach Wasser schnappt. Über sein pfirsichsamtenes Gesichtchen, das sich in die Brust der Mutter schmiegt, fliegen schräg und golden die Sonnenstrahlen und spielen auch über die weiße Hand der Frau. An ihrem Finger glänzt der Ehering hell und metallend gegen das Weiß des Bettzeuges. An seinem seltsamen gelbgoldenen Leuchten bleiben die Augen haften.

Jenes Tages muß sich Rudolf Stammer erinnern, als er dem scheuen, verschlossenen Mädchen Anna im Gotteshaufe diesen Ring an den Finger steckte. Er denkt: — Treue. Waren sie einander treu und redlich gesinnt gewesen? Und er gedenkt aller Jahre, die seit diesem Tage vergingen.

Sie ist sein Weib und seine getreue Wirtin gewesen in Haus und Hof, sie hat emsig und ohne Ermüden geschafft vom frühesten Morgen bis in die tiefe Nacht. Und Hans und Hof sind unter ihrer Hand gewachsen. Für heimliches Liebespiel haben sie dabei nicht viel Zeit gehabt, es ist nicht Bauernart zu flüstern und zu girren. Sie ist den Kindern allezeit die besorgte, still schaffende Mutter gewesen, und auch um ihn, den Mann, hat ihr Herz viele Sorgen gekannt. Nur daß sie sich nicht in Worten und Weinen gezeigt hat. Das war ihre Liebe, rein und golden wie dort der Ring auf dem weißen Laken.

Die eine Nacht aber wird er nicht vergessen. Er blickt

in das schlafende Antlitz, da scheint, wie sie das Kind, das neugeborene, an sich zieht, darin noch eine Erinnerung an jene Nacht zu stehen, in der sie mit Schmerz und Freude ihn erwartete. —

In dem Morgen, an dem ihn der Sohn Anton Barths von Lutschyn mit dem Fahrrad draußen am Waldstück traf, ging er rasch, aber auf Umwegen nach Hause, ordnete den Schreibkram, verbarg oder verbrannte, was nicht für die Gendarmen bestimmt war, und sagte der erschrockenen Frau mit drei Worten, was zu sagen war. Dann steckte er für ein paar Tage Essen zu sich, schulterte wieder die Sense und verließ das Haus.

Von diesem Tage an blieb er draußen und kam nicht mehr heim.

Er arbeitete wie immer draußen auf dem Feld. In der Frühe kam die Frau mit dem Wagen hinaus und mit ihr die Magd. Es war eine deutsche Magd, ein frisches, ordentliches Ding aus den Kolonien bei Dubno, das den Mund halten konnte, wenn die Polen sie ausforschen wollten. Auch der Karl, der Älteste, war eingeweiht, von ihm würde kein Fremder etwas erfahren. Den anderen Kindern hat man gesagt, der Vater sei weggefahren, zu Verwandten in den Luzker Kreis. So verbreiten sie es in der Kolonie. Der Bauer sah das Gespann schon von weitem, wenn sie den Feldweg herausgefahren kamen. Die Frau hielt Leine und Peitsche in der Hand. Hielt sie die Peitsche hoch, so hatten sie verabredet, so konnte er unbesorgt aus dem Walde treten, denn es war keine Gefahr um den Weg, sie brachten nichts zu befürchten. Sie brachten ihm zu essen und zu trinken, danach machten sie sich an die Arbeit wie alle Sommer. Der Wirt ging mit der Sense voran, neben ihm mähte die Frau an der Stelle des weggelaufenen Knechtes, hinter ihnen rafften der Karl und die Magd ab oder banden die Hocken auf. Zeile für Zeile schritten sie das Feld ab, gebeugt und in der Sonne glühend, aber immer mußte einer die Augen offen halten und die Wege entlang nach den Gendarmen spähen.

Am Abend fuhren die drei vom Hofe wieder heim. Der Stammer aber schlug sich in den Wald und wachte noch lange und sann, bis die Nacht über den Wipfeln stand.

Es geschah in diesen Tagen nichts. Der Wirt glaubte schon, Anton Barth habe wohl zuviel gehört und ihnen einen unnötigen Schrecken eingejagt. Da fuhr am vierten Morgen der Wagen ohne die Frau den Feldweg heran. Der Junge lenkte die Pferde, er hielt die Peitsche tief gesenkt.

Es rührte den Stammer wie ein Donnerschlag. Da war es zu Hause also geschehen. Der Anton Barth hatte die Wahrheit gesagt. Er blieb hinter den Bäumen im Versteck und ließ den Wagen dicht heranzufahren. Als der Karl die Pferde ausspannte, rief er ihn an. Er konnte nicht mehr länger warten. Sie spähten über die Felder, nichts war zu sehen als weit drüben zwei Wirte von Zelanka auf ihren Feldern. Es waren Deutsche. Sie fuhren den Weizen ein.

Der Karl kam herüber. Der Fünfzehnjährige war ängstlich erregt und stolz zugleich.

Gestern abend sind sie dagewesen. Er flüsterte es fast, er könnte auch laut reden, es ist nichts in der Nähe als der Wald und der Weizen und Antonie, die deutsche Magd.

Gestern sind sie zweimal da gewesen. Zuerst am Abend. Da haben sie die Stuben von oben bis unten durchsucht, haben die Betten geöffnet, haben Schränke und Laden aufgerissen. Im Stall haben sie das Stroh und die Streu zerstoßen und in der Tenne den Lehm Boden abgeklopft. Als sie abzogen mit den paar Briefen und schriftlichen Sachen, die sie um des Anscheins willen mitnahmen, hat die Mutter geweint, aber nicht lange.

Der Vater ist über Land, hat sie ihnen gesagt. Wo? haben sie gefragt. Sie weiß es nicht genau, sicherlich bei dem Neffen im Luzker Kirchspiel. Wann kommt er wieder? Sie weiß es auch nicht, vielleicht in acht Tagen, vielleicht in zwei Wochen. So, — jetzt in der Erntezeit macht er große Reisen? haben sie gesagt und höhnisch gelächelt. Wir werden wiederkommen, sagten sie am Schluß noch und machten spöttische Gesichter.

Und in der Nacht sind sie dann wiedergekommen, kurz nach der Mitternacht. Mit ihren Gewehren haben sie an die Fenster geschlagen, daß die Scheiben zerbrochen sind. Im Hof stand der eine, hinten im Garten der andere und an der Tür rüttelte der dritte. Er stürzte, als die Mutter die Tür

öffnete, so schnell an ihr vorbei, daß der Lürflügel aus den Angeln sprang und in den Hausgang fiel. Wieder haben sie nach dem Vater gefragt, erst den Karl, der stand bleich vor seinem Bett, hat den Mund versiegelt gehalten und kein Wort geredet, da wollten sie ihn schlagen. Die anderen Kinder haben geschrien und gejammert. Dann sind sie wieder in alle Stuben gerannt, ob sich da einer etwa versteckt hielt. Die Magd, die ihnen nicht Rede stehen wollte, haben sie in ihre Kammer zurückgestoßen, daß sie zu Boden fiel und sich den Kopf blutig schlug. Die ganze Nacht hat die Mutter auf ihrem Bett gefessen und gewacht und gewartet, daß sie etwa noch einmal kämen. Sie hat die Kinder zu sich nehmen müssen, denn sie waren auf den Tod verängstigt und wollten allein nicht mehr schlafen. Auch die Magd, die Antonie, hat sie zu sich gerufen und ihr zugeredet, weil sie weinte, und ihr den Kopf verbunden.

Aber sie sind nicht zum dritten Male gekommen. Am Morgen, als er aufgewacht ist, der Karl, hat die Mutter immer noch in ihren Kleidern dagefessen; dann ist sie aufgestanden, da hat er gesehen, daß sie wieder geweint hat. Die Arme hatte sie auf das Kissen gelegt und den Kopf darauf. Sie hat die Magd und ihn allein auf das Feld geschickt; sie glaubt, die Gendarmen werden am Tage wieder da sein und werden das ganze Haus zerschlagen, wenn sie nicht dabei ist. Den Rudolf will sie nach Belanka schicken, der Großvater soll herüber. Als sie heute auf das Feld herausgefahren sind, der Karl und die Magd, haben die Gendarmen an den letzten Häusern gestanden und ihnen hinterher gedroht.

So erzählte es der Karl. Der Vater sprach nichts. Er schwieg alles in sich hinein. Jetzt stand also die Frau zu Hause und hielt den ungleichen, erbitterten Kampf aus. Und er, — er lag hier wie ein Hase im Felde herum, als kummere ihn das nicht. War es nicht so?

Dann sind sie wieder zum Acker gegangen und haben weiter gemäht. Die Antonie war voller Furcht und spähte immerfort über die Wege. Aber niemand war da, vor dem sich der Stammer hätte verstecken müssen, es sei denn, daß das Feld Ohren oder der Wald Augen gehabt hätte. Der Tag ging ohne große Gespräche vorbei, auch bei den Brotzeiten waren alle einsilbig und schläferig. Sie schafften an

diesem Tage nicht viel. Am Nachmittag fuhr der Karl die ersten Hocken ab, er kam vor Nacht noch zweimal aufs Feld. Nein, sie waren nicht mehr im Hause gewesen. Die Mutter läßt grüßen. Sonst geht es ihnen gut.

Am Abend machte sich der Stammer wieder sein Lager im Walde. Aber er schlief nur unruhig und bedrückt. Wenn eine Eule schrie oder ein dürre Ast im Dunklen unter dem Tritt eines Marders oder einer Baumkaze zu Boden brach, fuhr er auf und tastete nach dem Knüppel, der griffbereit bei ihm lag. Lange vor Tag schon war er wieder wach und wartete auf das Gespann.

Diesmal saß Friedrich Hözgel von Zelanka, der Schwiegervater, oben auf dem Wagen neben Karl, der wieder lenkte und die Peitsche gesenkt hielt. Der Junge stürzte, aller Vorsicht zum Troß, gleich auf den Vater zu, als er ihn gewahr wurde. Der Schreck stand ihm in den Augen.

Die Gendarmen waren wieder da, in der Nacht sind sie zum dritten Male gekommen und haben geflücht und geschimpft. In der Kolonie haben sie drei Wirte verhaftet und mitgeschleppt, kein Mensch weiß wohin. Die anderen, bei denen sie eindringen, haben sich verstecken können. Die Gendarmen haben gesagt, sie werden zurückkehren und die ganze Kolonie in Fesseln abholen. Die verfluchten Schwaben müssen alle fort, sie müssen alle ausgerottet werden. Es ist jetzt Zeit, haben sie gesprochen.

Friedrich Hözgel, der Schwiegervater, ist alt geworden, seit ihn der Stammer am Oftertage das letztemal gesehen hat, ein weißhaariger, etwas gebeugter Mann, aber noch die Greisengestalt verrät den Mann, der er ehemals war. Seit acht Jahren lebt er auf seinem Hof im Auszug, züchtet Bienen und spricht ein Wort im Kirchenvorstand. Jetzt ist er zur Tochter nach Ameln hinübergegangen, weil sie ihn hat rufen lassen. Sie hält es allein nicht mehr aus in dem Hause ohne Herrn. Sie hat das Haus nicht mehr ertragen, in dem die Gendarmen bei Tage und bei Nacht ein und aus gingen und sie roh beiseite stießen. Sie hat es nicht mehr ertragen, daß die Fremden, die Polen, sich nun als Herren in Stammers Hause aufspielten. Wir werden ihn schon noch fangen, deinen Stammer, haben sie geschrien. Da hat sich Friedrich Hözgel auf seine alten Tage aufgemacht, an der

Seite seiner Tochter zu stehen, bis diese Leidenszeit zu Ende ging. Er ist über siebzig, er ist zwar ein Deutscher, aber ihn werden sie wohl nicht mehr mit Fesseln abholen können.

Er weiß zu berichten, daß sie in Belanka gestern den deutschen Obmann und einen anderen Wirt verhaftet haben, der sich nicht in Sicherheit gebracht hatte. Und in Jadschin den Ferdinand Seidel und noch zwei weitere Bauern. In den anderen Kolonien sollen sie noch mehr verschleppt haben. Du mußt dich vorsehen, Stammer!

Verbissen und trotzig arbeitet sich der Bauer an diesem Tage in das Feld hinein. Es ist ihm wie ein Trost, daß der Schwiegervater da ist. Jetzt ist wenigstens einer im Hause, der der Frau Hilfe und Stütze sein wird. Nun hat er selber den Kopf und die Hände freier.

Ja, — ist es nun so weit? Machen sie jetzt also wieder Jagd auf die Deutschen? Heiße, eine lustige Treibjagd! Die verfluchten Schwaben sind vogelfrei, — geht doch und treibt sie zusammen! Schlagt sie mit den Knüppeln nieder zur Ehre des Vaterlandes! Und aus allen Dörfern holt man wieder die deutschen Wirte und wirft sie in die Gefängnisse, quält sie und sucht nach unsinnigen, nie begangenen Verbrechen, deren sie schuldig sein sollen. Oh, er kennt ihre Methoden, er kennt die polnische Gerechtigkeit.

Aber ihn sollen sie noch nicht fangen und festnehmen, jetzt noch nicht und auch so leichten Kaufes nicht. Ihn dürfen sie nicht eher haben, als bis seine Ernte unter dem Dach geborgen ist. So lange muß er auf seinem Acker ausharren, muß mit Listen und Schlichen ihren Fängen entkommen. So lange darf er sich nicht vor ihnen sehen lassen, darf ihnen auch seine Verachtung nicht damit zeigen, daß er wie vor sechs Jahren, als sie ihn suchten, ihnen auf offener Straße begegnete, als sei es die selbstverständlichste Sache der Welt, die Pfeife im Mund, die Mütze lässig ins Genick geschoben. Er darf es diesmal nicht, denn noch steht sein Weizen draußen, zwanzig Desjatinen, und etliches Korn und die Gerste. Die muß er erst einbringen, koste es, was es wolle.

Mit einem brennenden Zorn schafft er darauf los, stößt die Sense in die Halme und besorgt soviel Mahd, daß die Abraffer ihm nicht mehr folgen können, so sehr sie sich spüten. Verwundert sehen die Antonie und der Karl ihm nach,

wie er durch das Feld schreitet. Fast gewalttätig ist sein Schritt und sein Hieb. Sogar der Schwiegervater schaut ihm über die Sense kopfschüttelnd nach und wischt sich den Schweiß. Aber der Schnitt ist haargenau.

Vorwärtskommen, — fertig werden. Wie ein Rasender spannt sich der Wirt ins Zeug. Wer weiß, seine Tage sind vielleicht gezählt.

Der Vormittag verrinnt. Das Feld ist zu drei Vierteln leer. Noch zwei, drei Stunden, dann ist auch hier die Arbeit getan. Der Schwiegervater hat rüstig mitgehalten. Ihm wachsen die Kräfte neu neben des Schwiegersohnes wilder Bauernmuth. Die Antonie sagt ihm ein Wort erstaunter Bewunderung. Aber die Männer haben heute dafür kein Ohr.

Morgen werden sie den Schlag hinter Oberts Wiese niederlegen. Es ist der beste Boden, den der Wirt unter dem Pfluge hat. Er war gestern abend drüben, schwer und golden stehen die Aehren, nicht zuviel Halm, aber dicke, fette Körner. Vor zwei Jahren hat er den Acker erst gekauft, als der alte Obert starb und die Kinder den Hof teilten, weil die Tochter in Mariendorf verheiratet war und der Sohn einen Laden in Dubno besaß. Jetzt ist der Acker sein ganzer Stolz.

Der Mittag macht müde und schläfrig. Die Männer strecken sich zu einem kurzen, wohlverdienten Halbschlaf im Schatten aus. Die Magd geht zu den Pferden hinüber, die gefressen haben und mit den leeren Futtersäcken an den Stämmen scheuern. Da bleibt sie auf halbem Wege wie erstarrt stehen, die Stimme versagt ihr im Schrei, es klingt erstickt, als würge sie einer am Halse. Die Schläfer fahren empor.

Den Feldweg reiten zwei Gendarmen herauf, gerade auf die Waldecke zu, in der die Männer liegen und ruhen.

Das sind sie! Der Karl springt hoch und erkennt die Uniformierten wieder, die daheim Angst und Weinen über die Mutter gebracht haben.

Der Vater hat Antonies Ruf noch gehört, wie ein gutes Wild wittert er nur kurz zur Seite hinüber, greift nach Hut und Jacke und ist, dicht über den Boden schnellend, im Dickicht verschwunden, ehe der Schwiegervater noch erkannt hat, was da geschieht. Da ist der Stammer schon nicht mehr

zu sehen, nur drinnen im Walde knackt noch ein trockener Ast.

Die Gendarmen haben nichts wahrgenommen. Wie sie heran sind, machen sie vor der Magd halt und rufen ihr einen unflätigen polnischen Witz zu. Aber sie hat sich weggedreht, sie bindet die Pferde lang, die schnobernd im dürreren Grase gehen, und hört nichts. Da reiten sie weiter, an Friedrich Hözel und dem Jungen vorbei, sie nehmen sie scharf aufs Korn, daß dem Jungen fast das Herz stehenbleibt. Aber er tut gelassen wie der Großvater.

Aus einem Busche verfolgen sie zwei brennende Augen, von denen sie nichts sehen. Einen Herzschlag lang kämpft der Stammer mit sich: soll er sich mit der Sense auf die beiden Schufte stürzen und sie mit einem einzigen Schläge von ihren Pferden holen, soll er sie zertreten, auslöschen, in den Wald werfen, dieses Gesindel, das seinen Hausfrieden zerstört und ihn flüchtig und unstet gemacht hat. Gallig und süß zugleich steigt der Rachedurst in ihm auf. Oh, er möchte sie zwischen seine Fäuste nehmen und würgen, daß ihnen die Augen und die Zunge aus dem Gesicht quellen, diese eiteln Schwächlinge, die nichts können als anderen Ehre und Leben zu stehlen. Aber er beißt den Grimm herunter, nein, — die Abrechnung ist noch nicht gekommen. Wird sie einmal kommen?

Dann sieht man die Gendarmen, nichtsahnend lachend, noch eine Weile auf dem Wege nach Zelanka.

Der Junge und der Großvater atmen auf. Das ging noch einmal gut.

Von diesem Mittag an lebt der Stammer wie ein flüchtiges Tier. Die Gendarmen haben ausgekundschaftet, wo seine Felder liegen. Das ist nicht schwer, das kann ihnen in der Kolonie jeder sagen. Nun heften sie sich an seine Fersen. Sie glauben nicht, daß er bei der Verwandtschaft auf Reisen ist, sie argwöhnen immer noch, daß er sich irgendwo hier versteckt. Die ganze Kolonie haben sie nach ihm abgesehen. Es war vergeblich, er muß eine gute Nase haben. Jetzt reiten sie oder laufen sie täglich unbermutet, bald von hier, bald von da, bald durch den Wald zu den Feldern hinaus und sehen, ob da neben dem Alten, dem Jungen und der Magd nicht noch einer auf dem Felde steht, auf den sie

schon lange warten. Manchmal liegen sie stundenlang im Versteck auf der Lauer, bis sie enttäuscht und fluchend vor Wut wieder abziehen. Nicht einmal die Magd geht ihnen ins Garn, die nebenbei auch ein ganz vergnüglicher Zeitvertreib wäre.

Aber Rudolf Stammer ist nicht so leicht zu fangen, wenn er nicht will. Und er will jetzt nicht. Da mögen sie um die Fährte schleichen, so oft sie wollen. Er bleibt verschwunden, als habe ihn die Erde verschluckt. Er hat die Witterung eines Wildes angenommen, die Jäger sind erbarmungslos hinter ihm her, aber in seiner Not erfindet er immer wieder Schliche und Auswege. Tagsüber schläft er tief im Walde in irgendeinem Gestrüpp auf Gras und Moosflechte. Er wechselt jeden Morgen seinen Lagerplatz, und der Wald ist ja so groß und weitverzweigt. Stundenlang kann er über die Lichtungen und durch die Reviere kreuzen, ehe er sich seine Schlafstelle wählt. Er kommt an den Kolonien vorbei, so nahe, daß er die Stimmen der Menschen auf der Dorfstraße vernimmt und ihre Reden versteht. Er sieht sie manchmal in ihren Stuben, sieht sie zehn Schritt weit am Wege vorübergehen, aber ihn sieht keiner unter seinem Busch, hinter seiner Hecke. Dann liegt er, so lange es hell ist, und schläft, aber noch im Schlafe arbeiten die überwachenden, gereizten Sinne weiter.

Abends wird er wach, steht auf und wandert zu seinen Feldern zurück. Am Rain versteckt, findet er die Sense und beginnt zu mähen. Abraffen und aufbinden mögen die anderen. Er selbst muß mähen, das ist Wirtsarbeit. Die Nächte sind hell und trocken, das ist ein Glück. Schwaden um Schwaden fällt. Die Sense singt. Wie ein Unterirdischer geht er durch das Feld, nur undeutlich zu sehen. Das Korn legt sich vor seinem Schritt wie von selber nieder. Denn er arbeitet schnell, unheimlich schnell, als stecke die Arbeit wie ein Fieber in ihm, das ihn jagt und treibt und nicht zur Ruhe kommen läßt. Ohne eine Ruhepause schreitet er auf und ab, auf und ab. Und es klingt wie Hohn Gelächter, wenn um Mitternacht die Dengel ertönt, scharf und gellend, als wiehere ein Waldschrat hinter den Gendarmen her, die hier am Tage mit spähenden Augen vorbeigeritten sind.

Am Morgen erwartet er das Gespann, nimmt Essen

und Trinken und wandert erschöpft und todmüde wieder in sein Dickicht zurück. Sie sprechen nur ein paar Worte miteinander, der Wirt, der Alte und der Junge, ob die Polen wieder im Hause gewesen sind, ob sie die Ernte auf Vorrath losgeschlagen sollen, der Händler hat ein Angebot gemacht und daß das Steueramt einen neuen Steuerzettel geschickt hat. Sie schlagen die Deutschen tot, die Polen, aber Steuern lassen sie sich auch von den Toten noch für ihren Staat bezahlen. Und dann noch eine Frage, wie es zu Hause geht und was die Frau und die Kinder machen. Nein, die Polen sind nicht mehr ins Haus gekommen, aber sie lichten immer noch durch die Kolonie. Von den Verhafteten hat man bis heute kein Lebenszeichen vernommen. Niemand weiß, wo sie hingeführt worden sind. Die Frau ist ruhig geworden, manchmal fragen die Kinder nur, ob der Vater weit weggefahren ist und was er bei der Luzker Verwandtschaft tun wird.

Wenn der Bauer im Gehölz verschwunden ist, sieht der Junge über das Feld und sagt mit mannhafter Anerkennung hinter ihm her:

Der Vater hat ja geschafft für drei!

Manchmal auch wartet der Bauer seine Leute früh nicht erst ab, dann findet er abends neben dem Gerat den Mundvorrat. Aber das Wort von zu Hause fehlt ihm. Dann hat ihn ein früher Wanderer, der den Feldweg entlang kam, verschreckt, denn oft ist auch die Morgenfrühe dem Flüchtling schon gefährlich.

Am ersten Tage seiner Verbannung und noch am zweiten hat der Stammer seinen ingrimmigen Spasß daran gehabt, den Häschern entwischt zu sein. Aber dann wuchs die Sorge um die Seinen und um den Hof und fraß sich mit jeder Nacht giftiger in seine Gedanken ein. Es wuchs das Heimweh, es wuchs vor allem die Wut, nicht heimkehren zu dürfen, weil dieses Gefindel seine Spur belauerte. Nur abends oder morgens konnte er manchmal vom Waldrain aus für kurze Minuten drüben nach der Kolonie sehen und unter den niederen Dächern das Dach seines Hauses suchen. Ihm war, als hörte er das Vieh in seinem Stalle brüllen und den Brunnenschwengel knarren, als sähe er das Licht in den Kammern brennen. Und er mußte denken: Jetzt sind sie

vielleicht wieder da und suchen mich und brechen in alle Türen ein. Jetzt weint die Frau vielleicht wieder, weil sie ratlos ist und keine Hoffnung mehr hat. Und es gehört viel dazu, Friedrich Hötzels Tochter zum Weinen zu bringen. Aber die Zeit ist so, daß wohl viele Frauen in Wolhynien jetzt in Tränen gehen und in Sorge. Wie verzweifelt muß sie sein!

In solchen Stunden glomm in Rudolf Stammers Augen ein gefährliches Feuer auf. Es erlosch nie mehr ganz, es konnte eine Weile niederbrennen, aber ein Funken blieb und flackerte fort.

Aber da kam irgend jemand von der Kolonie zum Walde her. Da trat er ins Gestrüpp zurück und verbarg sich wie ein Tier im Schatten.

Drinne im Hause ging scheinbar das Leben seinen alten Gang. Anna Stammer hatte ein undurchsichtiges Anklitz, auch vor dem Vater und vor ihren Kindern. Sie besorgte den Stall und die Küche und ging mit ihrem gewohnten Schritt und wortlos durch Hof und Kammern. Aber sie wachte jetzt viel in den Nächten, sie fand keinen Schlaf mehr, als warte sie immer wieder auf diese fürchterlichen Schläge an die Tür, die die Nacht jählings zersprengten, bei denen ihr das Herz stocken wollte und die Kinder sich schreiend unter die Decke verkrochen, seit sie sie das erstemal vernommen hatten.

Sie hat gehört, daß der Bauer jetzt zur Nachtzeit auf dem Felde schaffe, da litt es sie nicht im Bett. Sie schreckte plötzlich empor und horchte in die Finsternis hinaus und horchte. Es war ihr, als höre sie durch Fenster und Wände den Schnitt der Sense durch das Korn rauschen, als komme von der Ferne der Dangelton zu ihr. Sie sah in das Gesicht des nächtlichen Schnitters, das hart und zersurcht war, wie sie es nie gekannt hatte, und um die eng gepreßten Lippen tiefe Schatten trug. Sie sah es ganz nahe vor sich, sie glaubte es greifen zu können. Sein Blick hatte etwas Unsicheres, Gejagtes, als müsse er rastlos umherspähen. Unstet waren die Bewegungen und wie die eines Verfolgten. Er neigte den Kopf zur Seite und lauschte in den Wind. Aber er mähte und mähte.

Und sie sah ihn am Morgen wieder, wenn sie nach Eur-

zem, sieberigem Schlafe aufwachte, wie er vorsichtig, Schritt für Schritt, durch die Wildnis schlich, wie sich sein Fuß im Geschlinge von Brennesseln und Binsen versing, daß er strauchelte. In ihren Traumbildern hezten die Gendarmen hinter ihm her, das Gewehr im Anschlag. Ja, sie vernahm, halb von Sinnen vor Angst, das Knacken des Hahnes, — jetzt legten sie an. Drüben kam sein erschöpftes Gesicht eine Sekunde aus der Deckung der Bäume hervor, — da fielen die Schüsse, einmal, zweimal, — messerscharf, peitschten sie durch die Stille des Waldes.

Dann beugte sie sich über sein Antlitz, das ermattete, zu Tode gequälte, Blut sickerte darüber von der Stirn her, von dem kleinen, kaum sichtbaren Einschuß, und gerann in den Falten der Schläfe und in den Furchen, die sich um die Augen eingegraben hatten, und in dem verwilderten Bart. Danach war alles aus.

War fortgeschwemmt in dem Weinen, das ihr vom Herzen aufstieg und dem sie nicht zu wehren vermochte. So begann ihr Tag. Die Kinder gingen scheu um sie herum und fragten nicht. Es war ihnen oft unheimlich, seit der Vater fort war, — sie wußten ja nicht, wo — und seit die Gendarmen um den Hof streiften und die Mutter im Verborgenen weinte. Sie liefen schon in aller Frühe auf den Hof hinaus und spielten auf der Straße oder bei den Nachbarn. Davon wurde der Mutter noch banger, als sie sah, daß die Kinder in ihrer Nähe still und bekloffen wurden. —

Die hellen Nächte nahmen ab. Die Ernte, die seltsamste und die schlimmste, die der Stammer je erlebt hat, ging ihrem Ende zu. Die Felder gegen Zelanka, das Waldstück und die Äcker hinter der Obertwiese waren gemäht und eingefahren. Die Bansen lagen bis unter die Dachsparren voll. Nur noch ein Haferstück und der Gerstenstreifen an der Ischerbatka standen draußen am Wege nach Puchatwa, wo der Boden sandig und dürrig wurde.

Bis jetzt hat es den Wirt in den Wäldern umhergetrieben, Tag und Nacht. Er schlief in Erdgruben und in den Wurzellöchern gestürzter Bäume. Für den Hunger hatte er das Brot in seinem Bündel, das sie ihm täglich brachten, oder einen Topf mit Grütze. Dürstete ihn, dann gab es im Walde ein paar Rinnsale, die auch im Sommer nicht ver-

siegten. Zerschliffen und verschmutzt war der Rock, die Hose von Gestrüpp und Dornen zerrissen, das Haar von Schweiß und Staub verklebt, an Kinn und Hals roucherte der Bart mit fahlen Stoppeln. So schlich er durch den Wald, nur noch ein Schatten des Stammer, wie er früher unter den Leuten ging. Über die Stirn lief eine breite, blutverkrustete Narbe, die er sich eines Nachts beim Sturz über einen Wurzelstrunk geholt hatte.

Am vorletzten Tage der Ernte sieht der Stammer über die Felder, die ringsum abgefahren und leer daliegen. Nur noch ein paar Zeilen Hocken stehen dort, die der Schwiegervater und der Junge heute abholen werden. Mit jedem Wagen, der das Feld verließ und hochbeladen zum Hofe einfuhr, ist ihm leichter zumute geworden. Jetzt war das Geseß des Ackers erfüllt, der Bauer hatte das Seine getan. Noch zwei Tage, dann stand kein Halm mehr auf seinem Land.

Die Wirte von Tscheslawin werden es heute noch schaffen, die Amelhner Wirte haben mehr zu fahren, aber ihre Scheuern sind danach auch voller. Der Schatz ist geborgen. Die Erde hat ihren Schoß aufgetan und gespendet, was ihr die Menschen als Saat anvertrauten. Die glühende Hitze der letzten Julitage braust in dumpfen Wellen über das Land. Jetzt ist die hohe Zeit vorbei. Die Erde kehrt wieder in sich selber zurück.

Da läuft es dem Stammer wie ein Frösteln über den Rücken. Er hat bis jetzt an die Ernte gedacht, nicht einmal an sich selber. Und jetzt, — was wird jetzt aus ihm? Jeder Gedanke an das, was jetzt kommen soll, wird ihm sauer. Bricht jetzt die grenzenlose Einsamkeit für ihn an? Muß er sich jetzt wie ein waidwundes Tier in den letzten Winkel der Wälder verkriechen? Oder soll er stromern gehen, weit weg von den deutschen Siedlungen, bis ihn niemand mehr erkennt? Niemand darf ihn mehr kennen, es wäre gefährlich für beide. Ja, seinen eigenen Leuten, der Frau, dem Jungen, dem Schwiegervater wird er lange nicht mehr begegnen dürfen. Sie können jetzt ohne Aufsehen nicht mehr zu ihm in den Wald hinaus. Also Flucht, — Flucht irgendwohin? Wo er einsam sein wird wie noch nie in seinem Leben, wo er von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf streichen und wie

ein Bettler um ein Stück Brot bitten wird. Während zu Hause sein Brot und sein Hof auf ihn warten, aber er kann nicht hin. So wird er also durch die Siedlungen stolzen, und wenn ihm das Herz zu schwer wird, dann bleibt er vielleicht an einem Baum stehen, und seine Hände knüpfen den Strick an den Ast, weil er dieses Leben nicht mehr ertragen kann, gehehrt als ein Wild, einsamer als ein Stein auf dem Felde.

Oder soll er — fast erscheint es ihm ehrlicher und richtiger — soll er nicht lieber zu Hause in der Kolonie die Straße entlang gehen, zu den Gendarmen treten und sagen: Hier bin ich, der Stammer von Amelyn. Jetzt könnt ihr mich haben. Mein Geschäft ist verrichtet. Soll er das tun?

Die Anna hat gedacht, sagt Friedrich Hözel und redet auf den Stammer ein, — du sollst jetzt wirklich zur Verwandtschaft in den Luzker Kreis hinüber. Sie hat dir Kleider und Geld mitgeschickt. Sie sagt, es ist die höchste Zeit. Drüben beim Neffen bist du unbekannt, da bist du auch in Sicherheit, da holen sie dich nicht. Und dann kommst du wieder, im Herbst oder wann, — wenn die Verhafteten aus dem Gefängnis entlassen werden. Hier ist alles, was sie dir mitschickt, und hundert Bloty auf den Weg. Das wird für das erste reichen, sagt sie. Die Anna bittet dich, daß du weggehst, Stammer, es ist am sichersten für dich und alle. Sie sagt, sie wird schon alleine haushalten. Ich bleibe ja noch hier, solange ich nützlich bin.

Nach einer Pause fügte er seufzend hinzu:

Die Anna weint schon jede Nacht und kann nicht mehr schlafen. Bloß am Tage soll man ihr nichts merken. Es ist bald nicht mehr anzusehen mit ihrem Kummer.

Der Stammer nimmt das Kleiderbündel in die Hand, aber er läßt es wieder ins Gras sinken. Es ist der gute, dunkelblaue Tuchrock, den er sonntags immer trägt, Socken, Schnürschuhe und Hut. Er blickt auf die Geldscheine, dann schiebt er sie wie abwesend in die Tasche.

Die Anna weint? fragt er wie aus einem Traume heraus.

Der Hözel macht eine müde Handbewegung.

Es ist halt ein Kreuz für alle.

Da rafft der Wirt die Kleider auf und geht mit großen Schritten ohne ein Wort in den Wald hinein.

Die Sonne wächst und steigt schräg über den glasklaren Sommerhimmel. Lange, sehr lange sitzt er an der Lichtung des Waldstücks, von wo aus er die Kolonie drüben sehen kann. Es sind kaum drei Kilometer. Seine Augen sind so müde geworden, so müde. Es brennen ihn die Füße vom Laufen und Herumirren, er hat die zerrissenen Stiefel ausgezogen und die Füße im Bach gebadet. An den Fersen und unter den Ballen zeigen sich Blasen und Schunden.

Wie weit wird ihm der Weg in den Luzker Kreis hinauf zu dem Neffen mit diesen Füßen noch werden! Er wird laufen und laufen, barfuß und anfangs heimlich über die Felder und hinter den Bäumen entlang. Nachts wird er laufen, wenn die Eulen fliegen und die Fledermäuse. Erst wenn die Kolonien weit hinter ihm zurückgeblieben sind, wird er in die Sonne treten und die Straßen nicht mehr vermeiden. Aber bei jedem Schritt wird sich die Sorge um die Frau, um die Kinder und um den Hof wie mit Bleigewichten an ihn hängen und wird fragen: Wo gehst du hin? Wirst du auch wiederkommen? Ja, wirst du denn überhaupt noch einmal wiederkommen?

Was sagt der Schwiegervater?

Die Frau weint — ?

Die Frau wird weinen, sie wird noch viel weinen müssen. Sie ist freilich Anna, Friedrich Höpels Tochter von Zelanke, da darf sie es höchstens in der Nacht. Am Tage darf sie es nicht zeigen, aber an ihren roten Augenlidern werden die Kinder sehen, daß die Mutter wieder geweint hat. Sie wird in der Kammer ruhelos in ihrem Bett sitzen und in die Finsternis hinaus horchen, ob da nicht jemand draußen steht, der so spät noch Einlaß verlangt, ihr zu Liebe oder ihr zu Leide. Und wenn der Wind in den Dachbalken stöhnt, wird sie an den denken, der dort draußen irgendwo durch die Nacht läuft, immer weiter von den Kolonien fort, oder sie wird bis in den Tod erschrecken, daß es wieder die Gendarmen sind, die an die Tür schlagen.

Darf er denn fortgehen von ihrer Sorge? Auch wenn sie ihn bittet und sagt, daß es das Richtige ist? Von Anna, von den Kindern, vom Hof? Brauchen sie ihn nicht alle?

Darf er sie allein lassen? Muß er nicht vielmehr aushalten auf dem Platz, auf den er, der Wirt, allein gehört? Und wenn die Welt voll Teufel wär? Er hat es oft gesungen.

Ein Bauer, der sich von seinem Acker losmacht und heimatlos und friedlos durch das Land läuft, ist ein Landstreicher, nichts anderes mehr. Denn er ist untreu, er ist ein Schelm geworden. Ist er schon so müde und ratlos geworden, daß er sich nicht mehr entscheiden kann?

Er schläft im Schatten der Brombeerhecken ein, am Waldrain ausgestreckt. Drüben in seinem Hause, denkt er, glauben sie den Vater wohl schon auf der Wanderschaft zu den Luzker Verwandten.

Als er aufwacht, ist es später Abend. Die Sterne treten aus dem Blauen. Zwischen den Baumwipfeln und im verbrannten Sommergrase raschelt der Wind.

In dem Stammer ist Klarheit geworden. Auf wunderbare Weise — er wüßte es nie zu erklären — ist die Entscheidung gefallen, als habe sie ihm ein Bote Gottes im Schlafe eingesagt. Alle Zweifel sind über den Tag weggeschmolzen. Er kennt jetzt den Weg, den er zu gehen hat. Es ist ein schwerer Weg, ein bitterer Weg, und niemand kann ihm sagen, wohin er führen wird. Aber ein Gefühl von Freiheit und Leichtigkeit durchströmt ihn, als lebe er schon in einer anderen Luft, als quelle neues Blut durch den zerschundenen Leib. Er weiß nun, er muß so handeln, er hat keine Wahl mehr.

Vorsichtig prüft er nach rechts und links den Waldrand. Es wird zusehends dunkel. Schon kann man die Waldblöße nur noch als hellen Schatten im finsternen Schatten erkennen. Sie liegt still und verlassen da und wartet der Nacht entgegen. Wie oft hat er in diesen Tagen das gesehen, wie oft hat er mit dem Walde gewartet, daß die Nacht anbrach.

Es ist niemand auf seinem Weg. Vorsichtig bricht er auf, an den Bäumen entlang, mit den Füßen vortastend, damit er das Knirschen von trockenem Holz unter der Sohle vermeidet. Da mündet der Feldweg vom Dorfe in den Wald ein, er kauert hinter einem Stamm und wartet ab, dann vier, fünf Sprünge, jetzt ist er jenseits des Weges und wartet von neuem. Von Zelanka her kommt ein Wagen, er hört schon von weitem den Pferdeschritt und die Räder, er

läßt ihn vorüberfahren und sitzt in seinem Versteck, bis das Rattern wieder in der Ferne aufhört.

Weiter! Die gute Deckung der Getreidefelder ist gemäht, so muß er sich seitwärts der Straße am Boden halten. Es geht langsam, er braucht für den Weg, den er sonst in einer halben Stunde zurücklegt, gut das Doppelte. Der Schweiß steht in Perlen auf seiner Stirn, es ist nie seine Gewohnheit gewesen, bei Nacht und Nebel heimlich über die Felder zu huschen. Es wird ihm schwer, aber es muß sein.

Ein Fußsteig, — endlich! — der Fußweg nach Rustwanka taucht wie ein schmaler, heller Strich zwischen den Stoppelfeldern und den Rainen auf. Und jetzt sieht er die Umrisse des ersten Gehöfts, er ist an der Kolonie. Er muß das Haus umgehen und weiter rechts hinter die Höfe gelangen. Da kommt die zweite, die dritte Wirtschaft aus dem Dunkel, er erkennt den Drahtzaun, den der Nachbar um seinen Garten geschlagen hat, den Holzschuppen, alles erkennt er wieder, — und dort, — dort ist der eigene Hof.

Wie ein Jäger, alle Sinne gespannt, pirscht er darauf zu. Mitten im Felde stehen zwei Menschen. Er bleibt im Unkraut der Gartenzäune liegen und äugt hinüber. Es ist ein Mädchen und ein Bursche, er erkennt ihre Stimmen, vernimmt ihr Geschäkel. Dann gehen die beiden die Koloniestraße hinunter.

Im Grase des Wiesenrandes arbeitet sich der Stammer weiter vorwärts. Das Herz schlägt ihm bis zum Halse, er hört das Pochen des Blutes wirbelnd in den Schläfen. Jetzt, — jetzt liegt er an der Rückfront seines Hauses, dicht an den Gartenzaun gezwängt, auf Händen und Füßen kriecht er dem Gartentore zu und bleibt davor liegen. Er liegt, den Kopf auf die Arme gelegt, — ja, er liegt vor seinem Hause in den Knien, der große, starke Mann, und ein krampfhaftes, heißes Stöhnen erschüttert ihm die Brust. Er könnte aufspringen und hinübergehen, er könnte die Haustür drüben öffnen und sagen: Ich bin daheim! Aber er wagt es nicht, er darf es nicht. Vielleicht sind dort vorn gerade in diesem Augenblick die Gendarmen um sein Haus. Er bleibt liegen und hört, wie der Hof allmählich schlafen geht.

Eine halbe Stunde mag vergangen sein. Auf der Zunge spürt er den würzigen Geschmack von Schafgarbe und Ka-

mille, er beißt in die Gräser, um nicht wie tot dazuliegen. Noch nie hat er sich seinem Hause auf eine solche Weise genähert. Erst pirscht er ein Liebespaar an und belauscht sein heimliches Treiben und nun sieht es so aus, als wollte er sich aus dem Stalle selber ein Kalb stehlen oder bei Anna, seiner Frau, Kammerfenstern gehen wie ein verliebter Puter. Ja, wie ein Dieb oder wie ein heimlicher Liebhaber hockt er hier am Zaun und wartet, bis die Hausleute alle schlafen. Die Magd geht mit den scheppernden Eimern über den Hof und verriegelt den Stall. Der Hund faust kläffend über die Stiege, am Ausgang hört er Friedrich Högel sprechen und da — ist auch die Stimme Annas. Es überrinnt ihn heiß, aus dem Nachtdunkel diese Stimme, die ihm alle Lage so fern war, nah und vertraut zu hören. Das ist sie, so spricht sie, so hat sie alle Zeit gesprochen, ohne daß es ihm sonderbar gewesen ist. Und jetzt wird ihm auf einmal, als presse ihm einer die Kehle zu, und es geht ihm ein Schauer über den Leib . . .

Da muß die Wirtin wieder ins Haus getreten sein. In der Schlafkammer flammt das Licht auf und wirft einen gelben Schein gegen die Fenstervorhänge. Das muß sie sein, jetzt geht sie in der Schlafkammer hin und her.

Der Wagen knarrt noch über das Hockerpflaster des Hofes, Friedrich Högel und die Magd schieben ihn vor den Stall zurück. Dann schlürfen noch einmal Schritte, die Lorflügel des Hoftores schlagen zu. Jetzt geht der Schwiegervater über die Steinfliesen ins Haus und schließt die Tür von innen ab.

Der Stammer wartet. Alle Geräusche, die von seinem Hofe herüberkommen, trinkt er wie ein Verschmachtender ein und lauscht ängstlich, daß ihm nicht eines entgehe. Er blickt zum Fenster der Schlafkammer, da nun der Hof still geworden ist, und weiß, dort beginnt nun wieder die schwere Nacht der Frau. Sie wird ruhelos durch die Stube gehen und denken, wo er sich jetzt wohl verbergen mag zwischen hier und dem Luzker Kreise.

Es ist Nacht geworden. Ein paar schwere Falter schwirren durch den Garten, und im Felde zirpen die Grillen. Ein Tropfen fällt. Will es heute nacht regnen? Auf der Dorfstraße zanken sich zwei Männer, sie sprechen polnisch, aber,

weil sie betrunken sind, vermögen sie nur zu lallen und wiederholen ihre sinnlosen Streitworte mit schwerer Zunge. Sie laufen ein paar Schritte, dann bleiben sie wieder in weinerlichem Schimpfen stehen. Der Stammer drückt sich dicht an die Zaunstöße, als könnten sie ihn durch die Finsternis hier hinter dem Hause gewahr werden. Der eine der beiden betrunkenen Polen pfeift grell und lärmend. Da springt ein unförmiger Schatten, ein Hund, über das Feld, blafft und bellt und winselt spielerisch vor einem Mäuseloch und scharrt wie wild die Erde. Der Stammer bebt bei dem Gedanken, der Rötter könnte jetzt herlaufen, ihn aufstöbern und verbellten. Er hockt sich schon zurecht, beide Hände frei. Er wird dann aufspringen, das Tier an der Gurgel packen und mit den Fäusten abwürgen, daß es keinen Laut mehr gibt. Aber da streicht der Hund mit eiligen Sägen ab, ohne sich um den Bauern zu kümmern.

Die Regentropfen fallen wieder und wieder. Hinten über den Wald geht ein leiser Donner. Der Stammer richtet sich langsam auf, er spürt, daß ihm der Regen zu Hilfe kommt, er verwischt die Geräusche. Das Gartentor ist verschlossen, er hat selber vor langen Monaten abgeschlossen, der Schlüssel hing in der Küche am Brett und hatte schon Rost ange setzt. Da schwingt er sich vorsichtig über den Knüppelzaun, der sich in seinem Gestänge biegt und knackt. Danach noch vier schnelle Schritte und er steht an der Hauswand, seitlich dem Fenster der Schlafkammer, in der das Licht noch immer hell und tröstlich brennt. Hier hält er inne und wartet von neuem. Die Tropfen klatschen auf den Gartentweg und auf die breiten Blätter des Gemüses in den Beeten, er läßt nicht nach. Nun schleicht er weiter, unter dem hellen Fenster weg. In der Ecke zwischen Hauswand und Hof öffnet er den Riegel der Gartenpforte; sie quietscht in den Angeln, als er durchgeht, da läßt er sie offen.

Jetzt muß er noch über den Ziegelweg an der Traufe und an der Futterküche vorbei, vorbei noch am Fenster der Mägdekammer. Der Wasserbottich unter der Traufe beginnt zu schaukeln, als er sich auf seinen Rand stützt. Da läßt er schnell los, der Bottich schaukelt zurück, der Wasserspiegel glückt auf und benetzt ihm die Hand. Auf den Zehenspißen setzt er einen Fuß vor den anderen. Der Regen rinnt

ihm kühl ins Gesicht, er geht mit mildem, gleichmäßigem Rauschen über Stalldach und Scheune, Garten und Hof nieder. Der Wirt kennt hier jeden Zollbreit Boden, aber es wird ihm nicht leicht, in dieser Nacht über seinen Hof zu schleichen.

Nun noch die drei Steinstufen, da steht er vor der Haustür. Er tastet nach der Klinke, die Thür ist abgeschlossen, er hat ja selber vorhin das Rasseln des Schlosses vernommen. Aber die Hand sucht die Klinke, der Kopf ist nicht dabei. Da schlägt drinnen mit rasendem Gebell der Hund an. Der Junge, der Karl, hat ihm ja erzählt, sie müssen den Hund jetzt nachts im Hause behalten, seit ihn vor kurzem das Gesindel hat vergiften wollen. Er springt innen an der Thür hoch und jagt wie wild durch den Flur. Erschrocken beugt sich der Wirt nieder und ruft den Hund leise an. Eine Sekunde schweigt das Bellen, dann hat das Tier den Herrn erkannt, und sein Laut geht in ein hohes freudiges Winseln über. Dann verstummt es ganz, er hört nur noch das erregte Trippeln und ab und zu einen leise heulenden Schnaufer.

Plötzlich, — er muß sich wohl gegen die Thür gelehnt haben oder mit dem nassen Kleiderbündel angestoßen sein, — plötzlich gehen die beiden Thürflügel mit leichtem Knarren nach innen auseinander. Der Riegel unten scharrt über die Steine, der Flur ist offen. Die Riegel haben, ohne daß es der Schwiegervater bemerkte, nicht in die Haspen gegriffen, das muß von dem Einbruch der Gendarmen geblieben sein. Früher saßen Riegel und Haspe fest wie ineinander gegossen. Der Wirt ist darüber erschrocken. Wie ein Federball springt der Hund an seinem Herrn empor und ist unsinnig vor Freude. Der Stammer beugt sich zu ihm nieder und klopft ihm das weiche Fell, da kriecht das Tier vor ihm hin und leckt ihm die staubbedeckten, schmerzenden Füße.

Überdem öffnet sich hinten im Flur die Thür. Ein Lichtstrahl fällt auf den Ziegelboden des Hausgangs. Der Stammer tut ihm einen Schritt entgegen. Mitten im Licht steht Anna Stammer, Angst und Argwohn im Gesicht. Sie erkennt den Mann im Hausgang noch nicht. Er muß noch den letzten Schritt zu ihr hintun. Sie weicht beklommen und mit großen Augen zurück, und für eine kleine Weile ist nur der laute, rauschende Regen draußen auf dem Pflaster zu

hören. Jetzt steht er vor ihr, einem Landstreicher gleich, zerrissen und vom Regen naß die Kleider, von Staub und Erde beschmutzt, wild verwachsen der Bart, die Haare wirr um Stirn und Schläfen. Die Augen glänzen ihm wie im Fieber. Um seine nackten Füße kriecht winselnd der Hund.

Ich bin's, Anna!

Es ist seine Stimme. Ja, so spricht er. Aber dieses Gesicht? Doch da sieht sie unter der blutigen Stirn die Augen, und jetzt weiß sie, daß der Landstreicher in dem matten Licht dort in der Tür der ist, um den sie Herzweh hatte, alle die Tage. Da tritt er gerade noch rechtzeitig genug herzu, um sie zu stützen.

Der Regen geht jetzt in mächtigen Strömen nieder, er prasselt ununterbrochen wie eine Wand herab, und nun entläßt sich auch der Donner mit dumpfem, lang hinfahrendem Rollen über den Häusern.

Da sieht er im Schein der Lampe nun auch ihr Gesicht. Es ist sehr blaß, um die Lippen bebt es wie ein tief unterdrücktes Weinen, aber kein Weinen des Leides. Ihre Hände suchen das Gesicht des Landstreichers, sie tasten über die verwundete Stirn, über die nassen, struppigen Haare, über die Augen und den verwitterten Mund.

Ihr Mund bewegt sich, aber er ist keines Wortes mächtig. Da legt sie das Haupt an seine Schulter, schließt die Augen, und dann beginnt ein lichtiges, aus Tränen schimmerndes Lächeln auf ihrem Antlitz. Dem Manne ist es, als sähe er die Frau zum ersten Male in seinem Leben.

An die Fenster fährt peitschend der Regen ohne Unterlaß. Ein starker Wind hat sich aufgemacht, greift in die Kronen des Waldes und bricht sie in tollem Spiel; er rennt über die leeren Felder und fängt sich in den Firsten der Bauernhäuser, aber an ihnen zerren seine Arme vergebens, sie sind fest gebaut. Der Himmel zerreißt in grellen, weißen Blitzen. Die Erde aber, die durstige, trinkt nach den glühenden Erntetagen den Regen wie eine Verschmachtende ein, die nicht satt werden kann.

In dieser Nacht empfing Anna Stammer ihr fünftes Kind. Sie trug es neun schwere Monate lang bis auf diesen Tag. Aber da sie es nun zur Welt bringt, ist die Welt unbeschreiblich anders geworden. —

Dieser Stunde gedenkt Rudolf Stammer am Bett der Frau, die gerade die Augen aufstut und zuerst das Kind und danach ihn mit einem schimmernden, stillen Blick umfaßt. Das Kind bewegt die winzigen Fäustchen und verzieht den Mund, der wie eine rote Beere über dem Rinnegrübchen liegt, zu einem grimmigen Weinen. Aber ehe es dahin kommt, hat es der Schlaf von neuem übermannt, und die vielen schmerzlichen Falten in seinem kleinen Gesicht glätten sich wieder.

Der Stammer hat sich nach jener Nacht nicht wieder heimlich, wie er gekommen, aus dem Hause gemacht. Er ist geblieben. Drei Tage lang hat er sich in der Schlafkammer verborgen gehalten, und weder die Kinder noch die Magd haben von seiner Wiederkehr etwas gewußt. Nur den Vater hat die Anna ins Vertrauen gezogen.

Am dritten Abend ist Friedrich Högel aus der Kolonie mit der Botschaft zurückgekommen, daß die Gendarmen aus den Dörfern fort und nach Rowne zurückgeritten sind. Da hat der Stammer einen breiten, saftigen Lacher getan und die Anna um die Hüften gefaßt, so ist er vor die Seinen getreten, die vor Staunen und Schreck zuerst die Sprache verloren haben, aber dann fand der Jubel kein Ende.

Danach hat er in seinem Hause wieder umhergehen können wie früher. Vom Keller bis zum Dach ist er gestiegen, als müsse er neu von all dem Seinen Besitz ergreifen, und er hat sich überall im Hause, in der Futterküche, in der Milchammer, im Holzkeller, ja sogar im Backofen umgesehen, ob noch alles in der guten Ordnung sei wie vorher. Zu den Brotzeiten hat er die Beine wieder unter den eigenen Tisch stellen können und ist obenan gefessen, wo der Platz des Wirtes so lange leer war. Nur über den Hof ist er noch nicht gegangen. Vom Hausgang her warf er nur einen langen Blick zu den Ställen, zur Scheuer und zu dem Schuppen hinüber. Dann hat er sich umgekehrt und ist wieder in die Stube getreten.

Am anderen Morgen aber ließ er alle Vorsicht fahren. Er hatte genug davon, er wollte nicht mehr. Hier auf seinem Hofe war er der Wirt, ein Wirt soll sich nicht in den Winkel verkriechen, ein Wirt muß wie ein Herr dastehen.

Wer kann dem Bauern verwehren, sich in seiner Wirtschaft umzutun?

Er trat in den Hof hinaus, sog die kühle Morgenluft tief in die Brust und ging zum Stall. Den beiden Braunen, die neugierig und verständig ihm den Kopf zudrehten, als er an den Ständer trat, klopfte er den Hals und die samtweichen, schnuppernden Rüstern. Er schob ihnen Zucker ins Maul, griff nach der Gabel und hartete die Streu durch, daß sie im trockenen, lockeren Stroh stehen konnten, er sah auch in die Futterkammer, ob Hafer und Siede bereitlag. Auch die Kühe begrüßte er, kraulte der Scheckigen die breite Zottelstirn, besühlte die Schweine im Koben und stieg in der Scheuer umher, wo warm und prall in den Bansen die Ernte lag, seine Ernte!

Ja, es war seine Ernte. Noch keine Ernte war so sehr die seine gewesen. Er hat nicht nur seine Kraft zu der Kraft der Erde getan, auch die bitteren Nächte der Flucht, die Erschöpfung des Gejagten, die wunden Füße, Sorgen und Angst und das Weinen der Frau zählen mit. Das hat er alles dazu getan, so ist diese Ernte die seine geworden wie noch keine zuvor.

Ganz still saß er auf dem umgestürzten Trog in der Tenne und sah vor sich die dicht geschichteten Kornmauern. Es war dämmerig hier drin, nur durch die Luftflüken unter dem Dach und durch die Ritze in den Brettertores drang das Sonnenlicht in spizen, goldenen Pfeilen ein. Auf dem Hofe spielten die Kinder, er hörte ihre fröhlichen Schreie, ihr Jagen und Lachen. Es mischte sich mit dem Gackern der Hühner, dem empörten Gezeter der Gänse, dem Schnobeln der Schweine in der Suhle und dem Freudengebläff des Hundes. Da spürte er es: er war wieder zu Hause, das alte Leben umsing ihn neu.

Nur das hatte er noch einmal spüren wollen, die alte Alltäglichkeit, — zu Hause sein. Wie hatte ihn danach verlangt, als er draußen durch die Wälder strich, nach dem Hof mit dem knarrenden Brunnen, der Tränke und dem Blumen-garten hinter dem Staketenzaun, nach dem Stall und dem glatten, weichen Rücken der Pferde, nach der scharfen Stall-luft, nach Tenne und Schweinekoben und nach dem Hause, in dessen Dachlücken die Tauben ein- und ausflogen und wo

die Futterdünste aus der Vorküche quollen. Und noch danach: noch einmal hier vor seiner Ernte zu stehen. Da fiel alle Gefahr und alle Bedrohung, die Heimlichkeit seiner Wiederkehr, die Sorge und Unsicherheit des morgigen Tages zusammen, und er atmete dankbar erregt die Luft seines Hauses.

Die Gendarmen waren abgezogen, sie kehrten nicht mehr zurück. Niemand kam, niemand kümmerte sich um den Stammer. Man hatte nicht länger auf ihn gewartet, als er verschwunden blieb. Man hatte schließlich auf ihn vergessen, auch als er sich wieder frei und unverhohlen auf der Straße, in der Nachbarschaft und in der Gemeinde zeigte.

Nach einigen Tagen kamen die deutschen Obmänner aus den Kolonien wieder zurück. Sie waren drei Wochen lang in Rowne im Gefängnis gehalten worden, wie damals vor sechs Jahren er selbst, der Stammer, mit Schwerverbrechern, Juden und Dieben in der gleichen, unsagbar verschmutzten Zelle. Jetzt waren sie entlassen, man gab ihnen den Entlassungsschein in die Hand, aber sie hörten nicht, ob sie für unschuldig befunden wurden; ja, einige wußten nicht einmal, welches Verbrechen man sie überhaupt beschuldigte. Sie blieben still und bedrückt, als wußten sie, daß bald noch Schlimmeres für sie eintreffen könnte. Ihre Felder hatten die Nachbarn zusammen mit den eigenen abgeerntet, so hielten es die deutschen Wirthe, wenn einer von ihnen ohne Schuld in Not geriet. Da fehlte den Heimkehrern also nicht viel. Es fehlte ihnen allen nur die Freiheit und die Gerechtigkeit.

Wenige Tage später starb Ferdinand Seidel von Jadschin, den die Polen auch nach Rowne ins Gefängnis getrieben hatten. Er hatte im Gefängnis eine Wunde am Knie empfangen, die zu Schwären begann. Aber niemand achtete darauf. Als er heimkam, konnte er vor Schmerzen schon nicht mehr gehen, die anderen führten ihn, und das letzte Stück Weges mußte er getragen werden. Zu Hause lag er noch eine kurze Zeit unter großen Qualen im Bett. Eines Nachts verstarb er schwer. Die Wunde hatte das Blut vergiftet. An seinem Grabe standen die deutschen Wirthe von weither aus den Siedlungen. —

Draußen im Schulkorridor vor der Krankenstube ist schon lange Gescharr von Füßen und halblautes Sprechen

zu hören. Da tritt auch Schwester Anne herein, in der Thür dreht sie sich noch einmal beschwichtigend nach dem Korridor um und legt den Finger, Ruhe gebietend, auf den Mund. Als sie Frau Stammer wach sieht, lacht sie über das ganze Gesicht.

Ach, Frau Stammer, ich kann die Leute nicht mehr bändigen. Sie wollen um jeden Preis unser Kind sehen. Wollen wir sie hereinlassen?

Anna Stammers Gesicht übersieht ein Lächeln. Sie streicht die Bettdecke glatt und nestelt sich rasch noch einmal das Haar zurecht. Der Bauer rückt sachte seinen Stuhl beiseite und drückt sich in die Fensterdecke.

Da kommen sie alle herein. Das ganze Lager scheint sich in der Stube zu versammeln. Die Thür geht nicht mehr zu, bis Schwester Anne energisch den Schlüssel herumdreht.

Langsam, — langsam! Es kommen ja alle herein. Zimmer hübsch nacheinander!

Sie treten auf den Zehenspitzen auf, schieben sich mit verlegenem Schmunzeln vorwärts und drängeln sich an den Wänden entlang, eins hinter dem anderen. Die Männer haben die Mütze in die Hand genommen, die Frauen zupfen an den Kopftüchern, die Kinder wispern, haben den Finger im Mund und lugen erstaunt und neugierig aus den Rockfalten der Mütter. Und alle drehen sich fast die Hälse ab nach dem Neugeborenen, das da drüben in die Kissen gekuschelt liegt. Aber näher zu treten wagt keiner.

Bis endlich Natalia Wunsch ins Zimmer tritt. Da atmen die Leute auf. Sie führt die kleine Erna an der Hand, die ein feierlich-bekommenes Gesicht macht und die Augen starr auf die Blumen in ihrer Hand richtet. Die Jungen, der Ferdinand, der Rudolf und der fast schon mannsgroße, gesetzte Karl, schubsen sich hinterher und haben ihre Gesichter überall zugleich im Zimmer, als müßten sie den kleinen Bruder in einem Versteck suchen, wie sie es zu Ostern mit den Ostereiern machen. Erna und Natalia tragen einen Strauß Frühling in der Hand, Blumen und junges Grün, rührend zusammengespült auf dem Spaziergang zum Aurokelhang, Schneeglöckchen, Veilchen und die ersten Himmelschlüssel, gelb und blau. Erna streckt sie mit weitgehaltener, steifer Hand der Mutter hin.

Die Natalia gibt als erste Frau Stammer die Hand und sagt mit ihrer hellen, festen Stimme ihren Glückwunsch her.

Wir gratulieren alle schön und wünschen Ihnen Glück und Segen und dem Kinde dazu. Und die Kinder möchten halt gerne das Brüderle sehen!

Im Nu umdrängen sie das Bett der Mutter, denn nun haben sie den Säugling endlich entdeckt. Schwester Anne kann nur mit Mühe ihre erstaunten und entzückten Rufe dämpfen. Am liebsten hätten die großen Jungen das winzige Menschlein aus dem Bett gehoben und mit ihm gespielt wie mit einer Puppe. Dem Rudolf, der seine Hände gar zu nahe brachte, gab Schwester Anne einen freundlichen Klaps.

Frau Stammer hat ein paar Tränen in den Augen. Sie nimmt Ernas Strauß, zieht das Kind an sich und fährt ihm zärtlich über das glatt gestrichene, mit einer weißen Schleife aufgebundene Haar. Wie von einer schweren Last befreit, drückt Erna der Mutter die Blumen in die Hand und wirft sich jauchzend über den Bettrand, den kleinen, neuen Bruder ganz nahe zu betrachten. Die Mutter greift nach Natalias Hand und drückt sie lange. Sie will etwas sagen, aber sie kämpft unter der Freude noch mit den Tränen.

Es war so schön, wie ihr da hereingekommen seid, spricht sie endlich und wischt sich die Augen trocken.

Die Blumen finden alle ihren Platz in dem Wasserglas auf dem Nachttischchen. Von dort leuchten sie still und wie ein Stück Frühling in das Krankenzimmer.

Die Leute im Hintergrund nicken beifällig zu Natalias Worten, und die Frauen schneuzen sich gerührt in die Schürzen. Gut hat sie das gemacht, die Natalia Wunsch, das Mädcl kann alles. Sie bestüßtern das rasch unter sich. Jetzt können auch sie näher treten, sie brauchen ja nichts mehr zu sagen, gottlob. Die Natalia hat ja schon alles gesagt. Sie brauchen nur noch hinzugehen, der Anna Stammer die Hand zu geben, und dann können sie das Kind besehen. Dann sind sie auch ihre schreckliche Verlegenheit und Feierlichkeit los.

Darüber gerät die ganze Krankenstube in Bewegung. Der Andreas Wunsch macht den Anfang, der Adolf Marquardt macht einen kühnen Schritt hinter ihm her. Aber die anderen Männer lassen lieber den Frauen den Vortritt.

Sie treten alle um das Bett, die Anna Stammer muß einem um den anderen die Hand geben und empfängt ihren hingemurmelten Glückwunsch. Bald ist ein dichter Ring von Menschen um das Bett gewachsen.

Da haben die Frauen ihren großen Augenblick, auf den sie längst gewartet haben. Während die Männer nach einem raslosen Blick in das handtellergroße, verrunzelte Gesicht des Säuglings sich rasch zum Stammer ans Fenster schlagen, beweisen nun die Frauen ihre erprobte Kennerchaft in Sachen der Kinderzucht. Ihrem fachkundigen Blick entgeht kein Fältchen und kein Härchen an dem Neugeborenen, und in die verwundernten Ausrufe, wenn sie wieder etwas Bemerkenswerthes an dieser Winzigkeit Mensch entdeckt haben, mischen sie hundert kluge Ratschläge und mancherlei altüberkommenen Aberglauben. Was die eine weiß, überbietet die andere noch mit einem Trumpsfuß, und die dritte wirft gerade das Gegentheil in das Gespräch und findet nicht minderen Beifall. Sie freuen sich, daß sie jetzt alle reden können, und ihre Ermahnungen, Erfahrungen und Vermutungen ergießen sich wie ein Sturzbach über die Anna Stammer. Schwester Anne hat alle Hände voll zu tun, den Anstand zu dämpfen, den diese angeregte Mütterlichkeit jählings entfesselt.

Zu allem Überfluß beginnt just in dieser Minute der Säugling selbst zum ersten Male seine Stimme zu probieren. Das Gesichtchen verschwindet in einem Meer von Falten und Furchen, der kleine, rote Schlund öffnet sich kugelförmig zu einem heiseren Krähen, aber schon beim zweiten Anlauf gelingt ihm ein Geschrei, das auf allen Seiten beträchtlichen Eindruck macht. Die Männer schmunzeln, die Kinder jubeln, die Frauen nicken mit den Köpfen und sehen sich bedeutungsvoll an. Anna Stammer aber — sie scheint in diesem Augenblick mit ihrem Kinde auf einem fernen Stern zu weilen, so entrückt ist sie dem Trubel rings um das Bett — legt begütigend und schützend ihre Hand um das rote, jammervolle Gesicht. Da schiebt Schwester Anne kurz entschlossen und lachend wie immer die ganze Gesellschaft zur Thür hinaus, nur der Vater darf bleiben. Die Kinder winken, als Natalia sie hinausführt, vom Treppenabsatz der Mutter und dem schreienden Bruder noch heftig zu, bis sie

die Stufen hinabspringen. Bald hört man vom Hofe aus ihren fröhlichen Lärm.

Schwester Anne trägt den schreienden Säugling zu dem Wäschekorb, der, mit blauem Mull freundlich ausgeschlagen, ihm vorläufig als Bettchen dient, und bettet ihn in der Zimmerecke behutsam ein. Dann hilft sie Anna Stammer, die müde in den Kissen ruht, sich zum Schlaf zurechtlegen. Sie öffnet weit die Fensterflügel, die Frühlingswärme und den Gartenduft ins Zimmer zu lassen.

Am Mittagstisch im Eßsaal gibt es noch einmal ein fröhliches Glückwünschen, als bekannt wird, daß Schwester Anne und Natalia Wunsch bei Rudolf Stammers Sohn Paten sein werden. Die Natalia wird ganz rot vor Befangenheit und Stolz.

Er soll Albert heißen wie der Großvater, der den Hof in Wolhynien gebaut hat, sagt der Stammer.

Oben in der Krankenstube hört die Mutter das Geschwirr der emsigen lachenden Stimmen. Sie hat den Korb mit dem Säugling nahe an ihrem Bett stehen und betrachtet unverwandt das friedliche, schlafende Kindergesicht.

Durch das Fenster kommt der lockende Ruf der Amsel aus dem Obstgarten und das Schilpen der Sperlinge im warmen Frühlingsmittag.

*

Das Land ist weit. Stundenlang äugt der Reiher, der von seinem Gemist in den Stochodbrüchen aufgestiegen ist und südwärts streicht, unter seinem Flügelschlag nichts als Wald, dichten Wald wie ein grünes, wogendes Meer bis an den Horizont. Die Wipfel schwanke im warmen, sommerlichen Winde, der von Osten aus der Glut der ukrainischen Weizenebene weht. In seinem Wellenschlag wechselt das helle Grün der Laubbäume mit dem dunkleren Grün des Nadelwaldes, als schwebe ein Schatten unten über das Meer, aber der Schatten bleibt stehen. Das ist alles, was hoch oben der Reiher von dem Lande wahrnimmt, grüne Kronen im sanften Winde, so weit sein scharfes Auge späht. Wie berauscht von dem mächtigen, magisch einförmigen Bilde taumelt er abwärts, sinkt und gleitet über den Wel-

lenkamm des Waldes, daß die Spitzen der gewaltigen Kiefern seine Brust fast berühren. Dann steigt er mit einem ausholenden Flügelschlag plötzlich wieder empor, hoch, unendlich hoch, die Sonne gleißt in seinem Gefieder, und kehrt mit weiten, silbernen Schwingen nach Norden zurück in die Fischgründe der Sümpfe. Der Wald bleibt unter ihm zurück, schweigend und in sich selbst versunken.

Wenn es gegen Mittag geht, verstummen auch die Vogellaute, die mit den ersten Sonnenstrahlen in den Baumwipfeln aufgewacht sind. Selbst der geschwätige Häher und die emsigen Spechte, die sonst kaum Ruhe finden, haben im dichten Laub den Kopf unter den Flügel gesteckt und schweigen. Nur ein Sperber steigt und fliegt über das Revier. Iltis und Wiesel haben sich in ihre Astlöcher verkrochen. Im Schatten des Niedertwaldes haben sich die Rehe niedergelassen, faul schlafen die Wildschweine und ihr Wurf in einer trockenen Suhle. Die Sonne malt flimmernde Kringel und Bänder, wo sie durch die Wipfel in den Schatten dringt.

Zwei, drei Straßen, nicht mehr Straßen zu nennen, breite, ausgemahlene, von Wind und Regen geknetete Furchen ziehen sich durch den Wald, ihr helles Graugelb verliert sich im Gestrüpp, das sie zu beiden Seiten meilenteit begleitet. Sie treiben schmale Wegfasern aus zu den armseligen Menschenkolonien, die sich hier noch verstreut neben einer Lichtung niedergelassen haben und in ihrer Einsamkeit die Tiefe der Wälder noch vermehren. Der Steuerreiber, wenn er sich einmal hierher verläuft, der Gendarm, die Holzfäller sind oft den ganzen Tag unterwegs, immer durch das Dickicht, bis sie von einer Siedlung zu der anderen kommen, und auch dazu brauchen sie einen wegekundigen Begleiter. Im Winter freilich scheint hier alles gestorben. Im Winter hat sich der Wald weiß eingesponnen und hält sechs Monate lang seinen lautlosen Schlaf.

Aber wie sieht die Siedlung aus, die sich, vom großen Walde schier erdrückt, da und dort an eine Lichtung geslüchtet hat? Halb verfallene Hütten, nicht viele, fünf höchstens oder sechs, mit filzigem, vermoostem Stroh gedeckt, brüchig und faulend im Holz der Bretter und Balken, daneben ein Tümpel und ein Aschenhaufen mit Scherben und Unrat, ein

paar zerlumpfte Kinder, die darin spielen, im Hofe die ausgemergelte Kuh oder eine zerzauste Hühnerherde. Das ist das ganze Dorf, und ein Hof gleicht dem anderen aufs Haar. Um die spärliche Rodung, auf der der Acker saumselig bestellt ist, schließt sich wieder der Gürtel des Waldes. Seine Wipfel scheinen ohne Ende zu sein.

In der nördlichen Niederung, von wo der Reiber kam, schimmert das Land graugrün wider vom Spiegel unzähliger Sümpfe und Teiche, Stochod, Styr, Pripjet und aberhundert kleine Flüsse und Bäche schicken ihre Wasser durch die moorige Erde Polesiens, dort stauen sie sich an, werden brackig und versumpfen. Wildgänse, Sumpfhühner und alles Wassergetier haust im Schilf, das übermannshoch und in dichten Gebüsch steht. Rohrdommel und Wasserente, Otter, Brackhuhn und Weihe treiben darin ihr Liebespiel, bauen ihr Genist und stillen den Hunger mit dem Fraß, den das Moor ihnen und ihresgleichen in tausend Lebewesen spendet.

Die üppigen Sumpfwälder stehen nur zum Schein in fester Erde. Meilenteit dringt das Wasser um ihren Fuß und gibt keinen trockenen Pfad, keinen Steg, kaum eine glatte, weiche Moosbank frei. Hier ist Urwelt zurückgeblieben. Zu ebener Erde treibt sie über dem Wasserspiegel ungezählte schillernde Blüten, gelb, weiß, blau, rosa auf saftigen, grünen Blättern, und aus dem Morast schießen in unentwirrbarer Umarmung Strauch und Busch, festes Holz und geiles Schlinggewächs unter den Baumdächern hervor. Die absterbenden Stämme fallen morsch und brüchig ins erdfarbene, vermoorte Wasser zurück und werden unter den Sumpfpflanzen begraben. Daneben aber wuchern schon neue Triebe lichterhungrig aus der Erde und streben gierig in die Höhe mit wässerigem Stengel und weichen, samtigen Blättern, bis im unerbittlichen Kreislauf des Lebens auch sie welk und ermattet wieder zu Boden sinken und verschlungen werden. Hier ist die Erde mit rasender Lust dabei, unaufhörlich zu zeugen, zu gebären und zu töten. Keimendes und Abgestorbenes, Wachsendes und Welkendes steht beieinander, vermoderndes Geäst, tote Stümpfe ragen noch aus dem Wasser, dienen zu Nahrung und Stütze den jungen Schößlingen, die grün und frisch aus dem Sumpf aufsteigen.

Das sind die Wälder am Stochod und Styr entlang, die aus der festen Erde ohne Übergang, ohne Ufer in die Seen und Leiche vorspringen. In ihrem Süden festigt sich die Muttererde mit Kiesel und Mergel und trägt die dichten Gehölze, die Wälder mit Eichen, Buchen, Fichten und mit Kiefern, dort wo sie in die Sandbänke ausläuft, die in die Heide übergehen. Manchmal streichen hier noch die Reiher von den Sümpfen herüber, wenn der Morgentwind kühl über die Baumkronen fährt.

Wer sechs Tage lang an der Straße von Pinsk nach Kolski die Wälder durchlaufen hat, der tritt am Abend aus dem Dickicht plötzlich ins Heideland hinaus, verwundert den raschen, sprunghaften Wechsel der Landschaft betrachtend. Unter seinem Fuß sieht er Sand, dürres Gras und Binsen, die im Spätsommer hellgelb zu strahlen beginnen, Erika und geringe Birkentriebe. Zwergkiefern, Heckenesträuch und Wacholder lösen die Eichen und den Ahorn ab. Unter ihrem niedrigen Geäst sonnen sich Salamander und Eidechsen, im Felde rascheln die Mäuse, Käfer und Spinnen haben ihren Laufgang unter den festen, holzigen Gräsern.

Stellenweise treten die Bäume noch einmal zu einem Gehölz zusammen, aber der trockene Boden trägt den Wald nicht mehr, das Wasser fehlt, und bald ist er so ausgelaugt, daß auch der dürre Heidevuchs vergeht. Dann liegt das Land eine Wegstunde lang wie erstorben unter dem sonnenvergilbten Grase, nur Sand über Sand, ab und zu eine Birke und daneben breite, mehlig, tief ausgefahrene Gleise von den Ochsenkarren der Ukrainer, die sich hier mühsam durchschleppen. Nur im Frühjahr und im Herbst, wenn Regen kommt, schimmert hier der grüne Flaum von Gras und jungem Kraut.

Wo der Wuchs etwas reicher ist und die Wälder nahe kommen, hat sich eine Stabschlägerkolonie angesiedelt, Holzfäller, die sommers und winters im Walde arbeiten, den Windbruch schlagen, das Bauholz abfahren und die Rollenmeiler unterhalten. Sie wohnen in einfachen, aber festgefügtten Blockhütten und haben sich rings um ihre Siedlung ein Stück staubige Brache aus dem Heidesand und dem armen Waldboden gebrochen, die die Kinder und die Frauen, so gut es eben geht und so weit das bißchen Saat

reicht, bestellen. Ihre Häuser stehen in gerader Zeile und nutzen die Waldwand als Windschutz aus, denn der Wind geht im Januar hier mit Schnee und Vereisung hart um. Es ist dabei geschehen, daß er ganze Kolonien ausfror oder verwehte, die Menschen mußten fliehen oder starben darin den Wintertod, weitab von jeder Hilfe, wenn in einer entlegenen Hütte das Herdfeuer ausging und nicht mehr zum Brennen gebracht werden konnte. Deutsche, Schlesier, die Hocklerlinger, wie die Leute sagen, haben sich vor langen Jahren hier angebaut, und wo ihre Nachkommen heute noch sitzen, sind Hütte und Wirtschaft in gutem Bestande. Wo aber der Pole oder der Muschik sich nach ihnen niederließ, da versielen Dach und Wände, und der Acker verkam, die Heide breitete sich mit Quecken und Niesgras zum zweiten Male über ihm aus.

Solcher Kolonien liegen viele, wo sich die Heide und die Wälder berühren. Die Wälder stoßen hier in breiten Keilen durch das Odland nach Süden vor, bis an die alte Staatsstraße, der späten Nachfahrin jener Heerstraße, auf der schon Tatarenchane und Mongolenfürsten nach Westen gestürmt waren. In späteren Jahren tauschten auf ihr die alten Städte Kiew, Luzk, Lublin und Warschau Kuriere mit kaiserlichen Botschaften und Wagenzüge mit wertvollen Frachten aus. Bis an ihre Gleise dringt an mancher Stelle der nördliche Wald vor, von Süden aber schafft sich schon das fruchtbare Land Raum und Weite und verdrängt den Wald. Es ist das Weizenland, das hier beginnt, die wolhynische Ebene, über der die Sonne Gottes Segen auf goldenen Feldern reifen läßt.

Hier weht der Wind von Osten mit heißem Atem herein. Wie eine flache Mulde liegt das Land zwischen den letzten Bergstreifen der nördlichen Karpaten und den Sümpfen Poleziens. Die Hügelwellen, die zwischen Luzk und Korone sich hindurchschlängeln, zeichnen ihr eine kaum merkliche Aderung ein. Das andere Muster geben die Flüsse dazu, die Bänder von Horryn, Styr und Stochod, die in vielen Windungen nach Norden davonziehen.

Wenn die Juliglut die Erde gar gemacht hat, dann schäumen Korn und Weizen über die breitrückigen Felder, die eins am anderen sich in das Land zwischen den Siedlun-

gen teilen, üppig und hoch im Wuchs die Felder der deutschen Wirte, mager, mit blauer Rade und gelbem Hederich vermischt, die Felder von Muschiki und Ukrainern. An den Hügeln reift rötlich der Hopfen in seinem vielmannshohen Gestänge. Sicher ist dahinter eine Kolonie versteckt, eins von den vielen Dörfern, die die Deutschen gebaut haben. Sie duckt sich mit ihren Dächern hinter dem Hopfenwald, sie vergeht fast in dem weiten Lande. Nein, dort am Rande der Hopfenfelder springen noch ein paar Höfe vor, Wohnhaus, Stall und Scheuer in offenem Viereck die sanfte Hügellehne hinabgebaut, drei, vier Höfe noch, zwischen denen die breite Siedlerstraße, Erde und Gras untermengt, in die Felder verläuft. Blendend weiß gekalkt, siehen die Wände des Wohnhauses in der Sonne grill ins Auge. Um die offene Laube des Vorhauses rankt sich noch einmal Hopfenlaub, hinter den Dächern wölben sich die Kronen des Obstgartens, der heuer reichlich angeseht hat, so reichlich wie noch nie.

Wer kennt sie alle, die deutschen Dörfer Wolhyniens vom Bug bis in die Brüche von Sarny? Sie sind fast ohne Zahl und Namen. So viele sind ihrer jetzt. Sie liegen auf dem guten Boden, soviel Platz noch zwischen Ukrainern und Muschiki da war, aber auch auf dem dürftigen Boden, auf dem Sande und im Walde, wo sich die Wirte tief eingerodet haben, sie liegen wie Inseln im Meere der anderen Völker, manchmal klein und dicht beieinander, Schären gleich im Wasser, manchmal ganz einsam in weiter, fremder Flut, als hätten sich dort nur ein paar verirrte Vögel ihr Genist gebaut. Um Luzk und Koschyschtsche, um Kostopol und Lutschyn, um Wladimir-Wolhynsk und Kisielin gibt es Hunderte von deutschen Dörfern, und mögen sie im reichen, mögen sie im armen Lande liegen, wo deutsche Wirte gebaut haben, wo sie das Feld bestellen, verjüngt sich die Erde und zeigt auch im kargen Gewande noch ihren Segen und ihren Lohn. Darum sind die deutschen Dörfer so schmuck, so sauber, darum ist die deutsche Saat doppelt so dicht und die Ernte dreifach.

Im Dorfe ist es still, die Straße liegt wie ausgestorben im Sonnenglast, zur Rechten und zur Linken die weißgetünchten Häuser und die offenen Scheumentore, kaum daß

sich in den Ställen ein Laut schläferigen Lebens regt. Sogar die Hühner haben sich mißmutig und müde unter den schattigen Hecken in den Staub gebuddelt. Aber draußen auf den Rainwegen, weit draußen, knarren die Erntewagen, bis hoch unter den Riehtbaum geladen, der die mächtigen Kornfuhrer zusammenhält. Das ganze Dorf ist draußen, sie sind alle in der Ernte. Die Rufe der Kutscher, das Schlagen der Dengel, das Rauschen der Sense, das Ächzen der schwer geladenen Achsen, das ist die gute, vertraute Erntemusik. Die bunten Kopftücher der Frauen tauchen immer drei Schritt hinter den breitrempigen Kalabresern der Männer über den Kornfeldern auf und dringen mit dem eifigen Arbeitsschritt der Mähder tief und tiefer in die gelbe Woge.

Darum sind heute die Dörfer alle in Wolhynien so still. Einen solchen Julitag darf keiner von den Wirten versäumen. Morgen bringt der Wind vom Osten vielleicht die grauen, nebeligen Regentwolken. Höchstens die Muschiki können sich noch einmal im Schatten des Baumes aufs Ohr legen und die liebe Hergottszeit verschlafen. Ihr mageres, verquecktes Korn ist schnell genug noch eingebracht. Aber die Deutschen sind heute und morgen und noch viele Tage unterwegs zu den Feldern. So haben sie es eh' und je gehalten, und die Wirtschaften sind davon gewachsen. Die Großväter singen in einem jammervollen Erdloch an, die Enkel aber wohnen in stattlichen Häusern aus Stein oder, was das wenigste ist, in einem Holzhaufe, an dem der Zimmermann mit Falz und Füllung alle seine Kunst gezeigt hat.

Die deutschen Dörfer sind freilich noch nicht alt im Lande. Wildnis war hier und Verlorenheit, als die Deutschen vor drei Geschlechtern mit Pferd und Plantwagen und obenauf Frau und Kinder, Spinnrad und Pflug sich ihren Weg durch den Wald bahnten. Weit über Menschengedächtnis hinaus lag das Land im Schlafe der Verborgenheit, vermorscht die Hütten von Russen und Ukrainern, verkommen die Herrenhöfe des polnischen Adels, flach und dürrftig die Äcker, tief und niegerodet die Wälder, die doppelt so weit sich über die Ebene ausbreiteten. Tataren und Russen waren darüber weggezogen, Litauer und Polen folgten ihnen. Sie waren wieder abgeflossen, wie das Meer abfließt, wenn die Ebbe kommt. Sie konnten sich hier im

Wald und Dickicht nicht festhalten, nicht anklammern, nicht einwurzeln. So flossen sie wieder ab, nur ein paar tausend von ihnen allen waren geblieben, aber was hatten ein paar tausend in dieser unermesslichen Wildnis schon zu bedeuten? Die meisten von ihnen waren von den wenigen Städten aufgesogen worden, Lutzk, Kowel, Ostrog, Rotone, Dubno, Wladimir-Wolhynsk. Nur wenige blieben auf dem Lande, Leibeigene der Glachta auf den verfallenden Gütern.

In den Städten waren eines Tages, heimlich wie die Diebe, auch die Juden auf ihrem ewigen Wege eingeschlichen und hatten in dem unvergorenen Gemisch so vieler Völkerschaften, die Menschen in den wolhynischen Städten abgesetzt hatten, unter Weißrussen, Litauern, Ukrainern, Polen, Deutschen, Tataren, unter den Nachkommen von Tschernenen, Polowzen, Chasaren und vielen anderen russischen Stämmen ein gutes Futter gefunden. Sie zogen die große Judenschaft nach sich, die sich wie Wanzen an den schwerfälligen, dumpfen Leib des Landes legte und ihm das Blut abzapfte. Jetzt leben sie, kaum mehr von ihm zu trennen, dankbar die geschichtslose Dämmerung Wolhyniens zwischen Tag und Nacht mit, ein Haufen Unrat, ein faulender Schmarozer, widerwärtig, erpresserisch, gierig und voll heimlicher Bosheit. Aber die Städte wuchsen, sie wuchsen aus dem Überfluß des Landes, sie trieben Handel, sie hatten früh schon Gerichte, Ämter, Kirchen und Kaufmannschaft, und eines brauchte das andere. Alte Straßen gingen durch das Land, auf denen die Kauffahrtei nie aufgehört hatte, und als Rußland, als Moskau und seine Zaren immer schärfer nach dem Westen blickten, nach Europa, hatte auch das Zwischenland Wolhynien davon seinen Nutzen.

Der Nutzen fiel den Städten zu, das Land aber blieb wild und unbezähmbar. Die Glachzigen hatten sich ihre Güter darin abgesteckt, tausende von Desjatinen in der Runde, — sie kannten ihr Land selber nicht, — auf denen in Fron und Dienst die leibeigenen Bauern kaum das Dürftigste thaten. Sie führten den Holzpflug hinter den Ochsen über den Acker, sie säten mit widerwilliger Hand ein paar Lücher Getreide und brachten im Sommer die Ernte ein, wenn sie halb schon verfault oder verdorrt war. So waren die Bauern. Die Verwalter indessen, leibeigen wie jene, sossen

sich mit den Herren voll und taten viel lieber etwas in die eigene Tasche als in die des Barons, den sie hinterm Rücken haßten oder verlachten. So wuchs auf den Feldern nur das Unkraut gut, die Teufelsaat, das Jungvieh verdarb, Scheuern und Katen wurden morsch und stürzten ein, aber keine Hand rührte sich, wenn die Knute sie nicht trieb. Das war Wolhynien, Bauernland, fruchtbarstes Land mit schwarzer Erde und gesegnetem Wachstum, ehe die deutschen Wirte kamen.

Sie kamen.

Sie kamen und fanden den Wald, der noch niemals Art, Haue und Spaten gesehen hatte. Sie fanden das Ackerland, saftig und schwer, aber das Vieh lief darin umher und fraß die Saaten, weil es kein Futter hatte. Sie fanden Ackergerät wie in den Urzeiten, daß sie sich darüber verwunderten, sie fanden Menschen mit stumpfem Sinn, ohne Fleiß, ohne Liebe zur Bauernschaft. Und sie fanden Herrenhöfe und Bauernhöfe, die nicht leben und nicht sterben konnten, so gering war der Ertrag ihrer großen Felder und ihrer Viehzucht. Sie waren dem Juden verschuldet, der das Korn auf dem Felde schon für seine Tasche berechnete und schlechtes Geld für gutes Pfand gab.

Die Deutschen kamen, als der russische Zar die Bauern in seinem Reiche frei gemacht hatte, daß sie nicht mehr auf den Herrenhöfen zu robotten und den Dbroß, den Zins nicht mehr zu zahlen brauchten. Das verordnete der Zar Alexander II. im Jahre 1861, im sechsten Jahre seiner Herrschaft. Jetzt waren die Muschiki ohne Steuer und ohne Fron.

Aber Rußland ist groß und der Zar ist weit. Es dauerte in vielen Dörfern noch Jahre, ehe die Bauern diese Nachricht vernahmen und ehe die Herren ihnen Fron und Zins erließen. Denn der Glackzig wollte seinen Bauern nicht geben, was der Zar befohl. Er schrie, er gehe dabei zugrunde, er schrie, Väterchen Zar mache ihn zum armen Manne. Aber der Zar ging von seinem Wort nicht ab, der Glackzig mußte nachgeben. Da lief ein Freudentaumel durch die Dörfer. Der Schnaps floß in Strömen. Der gute Zar! Der arme Muschik war jetzt frei!

Viele machten sich auf zu den Herrenhöfen, lärmten und fragten nach dem Herrn, er habe sie betrogen, jahrelang

habe er sie geknütet. Das wollten sie ihm jetzt heimzahlen. Und wenn der Herr kam, drohten sie ihm, sie würden ihn totschlagen für die viele Pein. Aber sie waren vor Schnaps nicht dazu fähig, sie drohten ihm, dabei fielen sie in die Gasse und fielen sich darin wie Schweine. Es gab keine Knute mehr, der arme Muschik war frei, keine Fron, keinen Zins. Väterchen, du hast uns schlecht gehalten alle die Zeit! Ihre Leinenkittel stanken von dem Unrat, in dem sie sich wälzten.

Es gab auch andere, die stahlen jetzt den Herren, was ihnen in den Weg kam. Sie hielten sich heimlich schadlos für alles Vergangene und handelten es beim Juden aus. Der arme Muschik war ja jetzt frei. Oder sie vertrieben den Herrn, ihn und seine Familie, und zündeten ihm das Haus an, daß alles verbrannte, Haus und Stall und Vieh und Ernte. Sie dachten dabei nicht, daß er mit Gewalt wiederkommen und sie bei Leib und Leben bestrafen werde.

Anderer wieder liefen zu dem Herrn und baten ihn auf den Knien, er möchte sie behalten, er sei immer ein guter und gnädiger Herr gewesen, sie wollten nicht anders sein als bisher, auch mit der Peitsche, ja, auch die Peitsche komme ihnen zu, manchmal, wenn sie den bösen Teufel inwendig hätten, — ja, auch die Peitsche. Und wieder andere brannten ihre Hütte ab, als sie hörten, sie seien jetzt frei, aber Hütte und Acker gehöre dem Glackzigen, sie müßten alles kaufen oder dafür Pacht erlegen. Da brannten sie die Hütte lieber ab mit allem, was darin war, und gingen irgendwohin in die Wälder oder in die Stadt.

Der arme Muschik war frei, er war auf sehr verschiedene Weise frei. Die Herren hatten keine Bauern mehr, die das Land bestellten, und auf dem Pachtland, das sie ihnen geben mußten, sah es bald noch wüster und noch verwilderter aus als früher auf dem Herrenland. Der Muschik rückte nur die Mühe und züchte die Achseln: Gott hat es so gewollt und der Zar, Väterchen!

Da schickten die Glackzigen Werber in die Dörfer im Weichselland aus, wo die deutschen Wirthe seit Jahrzehnten saßen, Pommern, Schlesier, die man Hockerlinger hierzulande nannte, Niederunger, Pfälzer, die aus Galizien her-

übergewechselt waren, und Altpreußen. Die Werber zogen durch Mittelpolen und an den Ufern der Weichsel, am Bug, an der Warthe und der Neße entlang, sie sahen sich die deutschen Dörfer an und, wo es ihnen gut schien, da blieben sie und sprachen die Wirte an.

Dort hatten sich die Deutschen, die Schwaben, seit einem Menschenalter und länger eingerichtet. Sie hatten die Heimat verlassen, weil sie ihnen kein Brot mehr geben konnte, denn zu Hause die Dörfer waren aufgeteilt und übervölkert, am Handwerk hinderte sie Zunftzwang und Bürgerordnung, so blieb ihnen nichts übrig als auszuwandern, ob sich ihnen im fremden Lande die Sterne günstiger zeigten. Sie wußten es nicht anders, als daß Deutschland seit Jahrhunderten seine Söhne in die Fremde schickte, weil die Heimat zu eng war. Sie wußten es nicht anders, als daß sie ins Elend oder in eine geduldete, karge Gastfreundschaft bei anderen Völkern mußten.

Es war den Deutschen an der Weichsel trotz Abgabe und Robot nicht schlecht gegangen, sie hatten die alten Bodenpflichten meist in Geld abgelöst und arbeiteten nun in Pacht, aber der Acker war ihnen nach wenigen Geschlechtern schon zu klein geworden, und sie hatten zu Hause viele Mäuler satt zu machen. Wie die Seelenfänger gingen die wolhynischen Werber unter ihnen umher. Sie kamen zu den Pfälzern in Stopnica, Mielec und im Kreise Sandomir, die aus Westgalizien nach Norden über die Weichsel gewandert waren. Sie kamen zu den Pommern und den Hockerlingen bei Radomsko, Petrikau und Kielce, bei Kalisch und Konin, zu den Schwaben und Märkern an der mittleren Warthe und an der Bzura, zu den Kulmerländern, die weichselaufwärts sich bei Wloclawek, Kolo, Lowitzsch und Bielsk niedergelassen hatten, und sie kamen zu den Niederungern in Kujawien. Sie strichen den deutschen Wirten um die Bärte, brauchten Geld und gute Worte und verhiessen ihnen Glück und Gottes Segen im Lande Wolhynien. Sie bedachten dieses neue Land, von dem noch keiner der Wirte etwas gehört hatte, mit vielen Lobsprüchen, sie versprachen es den Deutschen mit Haut und Haaren. Sie hatten sogar Lieder erfunden, in denen sie es gereimt und ungereimt priesen, und sangen sie zu Schellenspiel und Sackpfeife, damit diese

hölzernen Gefellen in Stimmung kämen. Sie zählten die Köpfe der Männer, die um ihren Kram herumstanden, und überschlugen in der Eile das Handgeld, das ihnen der polnische Glachziz in Wolhynien dafür schuldig sei. Wohin sie kamen, zogen sie einen ganzen Jahrmarkt mit.

Wie Weintrauben hängt das Korn in Wolhynien, sangen sie und gaben dem Zigeuner mit der Sackpfeife einen Wink. Der ließ das Beckenspiel springen. Die Kinder gafften nach dem bunt behängten Affen, der dem Zigeuner auf der Schulter saß, einen Napoleonshut trug und Fraßen schnitt. Sie klatschten in die Hände vor Vergnügen, wenn er die Zähne zeigte und böse knurrte, und die Weiber fischerten dabei.

Nein, was das für ein schöner Jahrmarkt war!

Aber die Männer horchten schon ernsthaft und mit allerlei Gedanken auf die Worte, die der Jahrmarktsmensch da bei dem Zigeuner sang. Die Kartoffeln werden so dick wie Kürbisse, sang er und blies die Backen dazu auf, daß das Weibsvolk lauthals lachte. Wie Rüche groß kommen die Kälber zur Welt, und die Rüche wachsen wie die Pferde, die Pferde aber — lach nicht, dummer Bauer, du verstehst noch lange nichts vom Wirtschaften! Komm! zu uns nach Wolhynien, da kannst du's lernen! — die Pferde, sag' ich, die sind bei uns nicht geringer als die Kamele in Afrika. Schweine könnt ihr ziehen, — er machte einen Rülps, und wieder lachten die Weiber — Gott steh mir bei! Schweine bis zu sechs Zentnern schwer, und keins schlachtet man dort, das nicht seine Zentner fünf wenigstens auf dem Speck hat!

Der Zigeuner blies und schlug das Beckenspiel, und die Weiber lachten sich tot über die Fraßen, die der Affe schnitt.

Danach saßen die Wirte mit dem Seelenfänger in der dreckigen Kneipe beim Dorfjuden Aaron, der eifertig Tisch und Schemel zurechtrückte. Sie sahen den Juden sonst zwar bloß ungern, aber er schickte ihnen immer die Kornhändler ins Haus, denen sie die Ernte verkauften, die von Kalisch oder von Lurek oder Gostynin. Auf die waren sie angewiesen, wenn sie nicht in die weite Stadt fahren und das Getreide selber zentnerweise feilbieten wollten. Dafür machten die Kornjuden hier im Dorfe geringere Preise. Die Män-

ner wunderten sich selbst, daß sie nun hier saßen und dem Ukrainer zuhörten.

Jud, bring Schnaps!

Nein, Schnaps wollten sie nicht, aber Aaron stellte die Gläser auf den Tisch, und der Ukrainer bezahlte alles. Er sprach unaufhörlich. Bald schalt er ihren schlechten Boden, bald lobte er ihren Wohlstand und ihren Fleiß. Ja, die Schwaben, — die machen Gold aus Dreck! Aber bei uns in Wolhynien erst — —!

Dann blieb ihnen wohl der Mund vor Staunen offen stehen. Land könnten sie dort haben, mehr als sie jemals in ihrem Leben gebrauchen würden, alles frei, alles umsonst. Warum? Das Land ist ja sozusagen ohne Herrn. Kein Mensch kümmert sich drum. Verträge sind bloß in den Wind. Statt einer Scheuer würden sie zwei — was sag' ich, drei, fünf Scheuern würden sie haben müssen. Sie würden nicht ein einziges Pferd wie hier, sie würden zwei oder vier oder sechs Pferde gehen lassen müssen und die Pflüge zwei- und dreifachrig, sonst könnten sie die Arbeit einfach nicht bewältigen.

Aber die Häuser und die Höfe erst! Seht euch eure Höfe hier an. Wie eng und kleinlich hocken sie beieinander! Aber in Wolhynien, Häuser aus Stein werdet ihr haben, groß wie Herrenhäuser, nicht bloß Katen, aus Holz und Lehm gelehbt, und Dunghaufen, groß wie die Strohschober und — und — —

Der Speichel rann dem Ukrainer über die Lippen beim Aufzählen aller der Herrlichkeiten, die Wolhynien diesen Fremden bot. Wenn sie doch endlich ein Einsehen haben wollten. Aber sie waren zähe und bedächtig, sie legten sich die Sachen in ihrer eigenen Art zurecht und sagten nicht gleich ja. Der Ukrainer seufzte und hob die Augen anklagend zur Decke.

Draußen vor dem blinden Fenster blies noch immer der Zigeuner und ließ den bunten Affen tanzen. Die Kinder jubelten und hatten ihren Spaß. Durch die Tür sah ein neugieriges Weibsgesicht. Da holte der Ukrainer auch die Frauen alle herein, sie standen mit verlegenem Lächeln bei ihren Männern und hörten zu, was der Seelenfänger alles zu erzählen wußte. Sie mußten auch beim Trinken mithal-

ten. Der Jude Aaron schleppte die Schnapsflasche hin und her.

Noch e Glas gefällig vom guten Wisniowka, Weizín?

Die Weizín trank. Die Wirte saßen und dachten nach, und die Weizín puffte ihren Mann, den Jakob Weiß, in die Schulter, wenn der Ukrainer etwas Kühnes sagte.

— und der Hof so groß wie ein Herrenhof, sag' ich! Bierzehn Stück Rinder haben sie fast alle stehen, die beste Milch, keiner weniger, aber viele mehr. Schwarze Erde, die beste Erde, und Holz frei aus dem Walde, soviel ihr wollt!

Der Ukrainer warf die Hand über den ganzen breiten Tisch und lehnte sich vor.

Ihr braucht ja bloß zu wollen. Sie warten ja auf euch. Ihr braucht ja bloß zu unterschreiben und herüberzukommen —

Am Abend hatte der Seelenfänger alle am Seil. Sie unterschrieben den Vertrag, die einen rasch, als reue es sie, die anderen bedächtig. Jakob Weiß schrieb zuerst.

Du auch, Weiß? Da machten alle ihr Zeichen darunter. Der Ukrainer wanderte weiter. Er berechnete das Kopfgeld, es hatte sich gelohnt. Dann machte er in einem andern Dorf seinen Jahrmarkt vor den deutschen Wirten. —

Als die Erntemonate vergangen waren, war der Hof im Weichselland nicht mehr der ihre, und Acker und Korn gehörten nun anderen. Sie hatten Zins und Dienst aufgesagt und von denen, die hierblieben, von Freundschaft und Familie Abschied genommen, denn es war Zeit zur Reise nach Wolhynien, wie es in ihren Verträgen stand.

Zuerst sandten sie Vortrupps aus, zu dreien und vieren zogen die ersten davon. Jakob Weiß war dabei, der Hartmann von der Mühle und Adolf Engel mit den ihren. Sie sollten das Dorf erkunden und für die anderen Quartier machen bei dem Schlachzigen. Auf dem Plantwagen hatten sie Vorrat und Futter, Hausgerät und Pflugsterz geladen, die Kuh und das Kalb waren an die Seitenbäume gehalfert oder liefen frei mit, und oben auf dem Wagen saßen Frau und Kinder und die Alten, die den Weg zu Fuß nicht mehr ermacht hätten. Die Männer gingen mit Hü und Hott neben den Pferden und drehten sich nicht mehr um, als sie das

Dorf und die Nachbarschaft verlassen hatten. Sie sahen nur geradeaus auf den Weg.

Bei guter Sonne fuhren sie Ende August ab und hielten sich immer in der Nähe des großen Stromes, der Weichsel, auf die sie daheim oft vom Vorflutdamm hinausgesehen hatten, wenn die großen Schiffe an ihnen vorbei dem Meere zuschwammen und wenn die Flößer das Treibholz zu Tale brachten. Hier war ihnen noch heimisch zumute, die Weichselwasser, denen sie begegneten, würden heute noch oder morgen an ihren alten Weiden vorbeifließen. Der Strom zeigte ihnen den Weg nach Südosten. An seinem Ufer übernachteten sie neben den Wagen, irgendwo im Walde unter Bäumen oder in der Nähe eines Dorfes, wo Menschen und der Geruch von Herdfeuer und Stallung waren. Das Vieh hatte am Strande seine Weide und sparte am Futter, denn wer weiß, wie lange Hafer, Schrot und Heu noch reichen mußten? Am anderen Morgen, wenn die Sonne wieder über den Strom kam, spannten sie ein und fuhren weiter. Ihr Weg war ja so lang.

Sie kamen durch Dörfer und Städte, sie zählten sie gar nicht mehr. An ihrer Straße blieben die Menschen stehen, staunten und riefen ihnen Frage und Verwunderung nach. In der großen Stadt Warschau sahen sie Schloß und Paläste des Adels, die vielen Gotteshäuser mit Türmen und Heiligenstatuen, die breiten Straßen und unter den mächtigen Steinpfeilern der Alexanderbrücke die Weichselwasser. Und die häuerlichen Wagen, die da mit Sack und Pack und mit verstaubten, müden Menschen unbekümmert durch das Getümmel der großen Stadt dahergefahren kamen, erregten unter den städtischen Menschen nicht wenig Erstaunen. Die russische Polizei hielt sie an und nahm sie in ein strenges Verhör, denn der Aufstand des Jahres 1863 flackerte in den Wäldern hier und da noch fort. Aber die deutschen Wirte hatten ihre Pässe und Verträge und durften die Stadt arglos verlassen. Sie überquerten den Strom über die Alexanderbrücke, gelangten durch die Vorstadt Praga, und bald nahm die Weite, die Weichselebene sie wieder auf. Hier war ihnen leichter ums Herz, hier war wieder Bauernland ringsum.

Es gab manchen Aufenthalt unterwegs. Einmal war ein

Pferd gestürzt und hatte sich verletzt, daß es abgestochen und beiseitegeschafft werden mußte. Das war ein harter Schlag auf dem Wege in die neue Heimat. Dann starb einer von den ganz Alten, Adolf Engels Vater, im sechs- undachtzigsten Jahre seines Lebens. Er hatte mitfahren wollen, weil er im Ausgedinge bei seinen Söhnen lebte, die selbst mit ihren Familien nach Wolhynien zogen. Aber die Reise ging über seine Kräfte. Nun gruben sie ihm in einem Gehölz im Cholmer Land das Grab und sprachen das Vaterunser darüber.

Ein anderes Mal, es war fast unter den Türmen der Lubartburg in Lublin, wo die starke russische Besatzung lag, hielt plötzlich vor dem Zuge eine Bande Bewaffneter, abgerissen die Monturen und Galoschen, wildstopplig die Gesichter. Sie spannten die Pferde aus und plünderten die Wagen bis auf das letzte Korn. Es waren Insurgenten, polnische Aufständische, ein versprengter, verzweifelter Haufen, der in Wald und Gebüsch hauste, von der Wegelagerei lebte und Russen und Deutsche, ja auch die eigenen polnischen Landsleute überfiel, Bauern und Kaufleute, wie sie der Zufall ihnen schickte. Da saßen nun die deutschen Wirthe ohne Pferde auf ihren fast leeren Wagen, waren tief bekümmert und wußten nicht mehr weiter. Sie mußten sich selbst vor die Stränge spannen und die Fuhren in die Stadt Lublin einbringen. Aber das Glück half ihnen. Zwei Tage später hatte eine russische Militärstreife die Bande in den Wäldern aufgestöbert, niedergemacht, wer sich wehrte, und in Ketten eingefangen, wer am Leben blieb. Die Deutschen sahen ihr trauriges Geleite durch das Krakauer Thor einziehen. Sie bekamen Pferde, Getreide und Futter wieder und konnten den Weg ohne große Einbuße fortsetzen.

Vier Wochen, nachdem Jakob Weiß und seine Genossen die alte Heimat im Weichselland verlassen hatten, betraten sie den Boden der neuen Heimat Wolhynien. Es war indessen früher Herbst geworden, und das Laub auf den Bäumen hing an sich zu verfärben. Das war das erste, was sie sahen. Sie traten in die hölzerne Welt, so nannte es Jakob Weiß, denn hier schien alles Wald, nichts als Wald, seit sie den Bug überschritten hatten. Dahinter mußte irgendwo das Dorf liegen, wohin sie wollten, — wie hieß es? — Ho-

rodyschtsche, so stand in den Papieren. Sie mußten zum Glackzig Pawel Podlewski von Horodyschtsche. Laßt einmal sehen, was der für ein Herr ist!

Und immer mehr dehnte sich der Wald um sie, darin waren spärliche Rodungen mit verfallenden Ukraimersiedlungen, schlechte Felder und schlechte Menschen. Das war das Land Wolhynien, von dem der Seelenfänger so groß geredet hatte? Sie sahen sich an und konnten einander nicht verbergen, wie groß ihre Enttäuschung war.

Die Männer griffen nach der Erde und wogen die Ackerkrume in der Hand. Es war leichter Boden, viel Sand und wenig Nahrung. Sie taten es öfter, aber es blieb immer dasselbe, gelber und grauer Sand, trocken und dürr. Hier wuchs vielleicht die Kartoffel, auch etwas Gerste und Hafer, aber nicht der Weizen, von dem die Scheuer reich wurde, und nur mittelmäßig das Korn. Wo blieben die stattlichen Ernten, die man ihnen versprochen hatte? Die großen Höfe, die vollen Rinderställe, wenn der Boden so dünn war? Die Frauen konnten das Weinen kaum verhalten.

Die Pferde stapften schwer durch den Sand. Frauen und Kinder liefen hinter den Wagen her. Die Sonne hatte noch einmal ein paar heiße Tage gebracht. Durch die Stille des Waldes zirpten noch die Meisen und die letzten Finken. Der Waldahorn rollte seine prächtig rötlichen Blätter ein und auch die Buchen ließen das Laub langsam fallen. Weiße Fäden wehten durch die lautlose Luft, setzten sich an Pferdemaähnen und Fichtenzweige und ließen sich von den Kindern fangen.

Am ersten Tage und am zweiten glaubten sie in den Wäldern zu ertrinken, die kein Ende nahmen, die mit jungen Beständen und altem Wuchs, mit Nadel und Eiche, mit Ahorn, Windbruch und Niedertwald zuweilen wechselten, aber niemals einen Ausblick ins freie Land gaben. Die hölzerne Welt war dichter als je zuvor auf ihrem Marsche.

Am Nachmittage des dritten Tages hörten sie von den Engelschen Kindern, die ein Stück vorausgelaufen waren, lautes Rufen. Wie die Wagen heran waren, sahen die Wirte vor sich ein kleines Stück Brandland, auf dem nur die verkohlten Stümpfe noch standen, wirres Wurzelgestrüpp, zum

Teil schon aus der Muttererde gehoben, Stubben und niedergefengtes Gesträuch. Die Erde war von einer dichten Schicht schwarzer Holzasche und von grauweiß verbranntem Geäst bedeckt. Aber das sahen sie alles erst später. Denn vor ihnen hatte sich plötzlich der Wald aufgetan, sie standen an seinem letzten Rande, und dahinter war das flache, offene Land. Zur Rechten und zur Linken sprang er drüben hinter dem Brandacker noch einmal vor, also war der Brandacker jung, erst in diesem Jahre angelegt. Und dahinter lagen die Felder, gut bestellt, und die Winterfaat sauber angefät. Sie wogen wieder die Erdkrume mit prüfender Hand, sie war dunkel und klebrig.

Aus der leichten Senke, durch die der Weg neben Weidengebüsch und Birkengestänge entlangführte, sprang unvermittelt die Siedlung hervor. Sie bemerkten sie erst, als sie den Hügel hinabfuhren, freundliche, ordentliche Häuser, aus Holz gebaut, fest behauen und zur Dauer bestimmt. Kopfweiden rahmten die Wirtschaften ein, ein Wiesenwasser beschrieb seinen krummen Lauf in großem Bogen um das Dorf, von Erlengebüsch begleitet. Drüben ging ein feistes Rindervolk auf der Weide, die Hütetinder stürmten mit wehenden Röcken zu dem ersten Hofe, als sie die fremden Fuhren erblickten, Hunde kamen wütend herangekläfft. Die Wirtschaften standen weit gestreckt in der flachen Talmulde, und mitten hindurch führte die breite Straße.

Als sie die ersten Höfe erreichten, — es mochten fünfzehn oder zwanzig hier beieinander stehen, — trat der Wirt aus dem Tor und grüßte sie ernst und würdig mit deutschem Willkommen. Er trug Rock und Weste schwarz und hoch geschlossen mit silbernen Knöpfen. Der Haarfranz umrahmte den kahlen, kantigen Kopf dünn und weiß. Die Nase sprang wie ein Adlerschnabel unter den kühlen, besonnenen, grauen Augen aus dem peinlich glattrasierten Gesicht. Hinter ihm lugten die Kinder durch das Tor und kamen neugierig näher.

Die Ankömmlinge wußten kaum, wie ihnen geschah. Hatten sie den Weg verfehlt und waren sie plötzlich nach Deutschland hineingeraten? Sie zügelten die Pferde und starrten den grüßenden Alten an. Er lächelte ein wenig. Da liefen die Kinder näher, — ja, sie hatten deutsche Schnäbel,

und ihre eigenen Kinder sprangen vom Wagen und rannten ihnen entgegen.

Der Alte wiederholte seine Rede, er hieß sie willkommen, sie kämen gewiß aus den Wäldern, sie sollten bei ihnen eintreten. Da ließen die Leute aus dem Weichsellande sich die Pferde ausspannen, ließen sich ins Haus führen und hatten noch immer kein Wort der Frage gefunden. Als hätte ihnen die Begegnung die Sprache verschlagen.

Wie kamen diese Deutschen hier nach Wolhynien? Waren die Weichselländer also nicht die ersten? War es nicht sonderbar zu nennen? — Da trafen im Frühherbst des Jahres 1864 Deutsche, die auf der Suche nach Heimat mit Frau und Kind, mit Hab und Gut ausgezogen waren, tief in Rußland auf Deutsche, die hier sesshaft waren, die gleich kolonienweise seit langem hier sesshaft waren, als sei es die selbstverständlichste Sache von der Welt, daß irgendwo in fremden Ländern Deutsche auf Deutsche stoßen, wenn sie sich eine Heimat suchen. Sie redeten heimliche Worte miteinander, sie aßen und tranken an ihrem Tische, und die Luft, die Bräuche, das Gebälk des fremden Hauses waren ihnen vertraut wie im Vaterhause.

Ja, es ging wunderbarlich zu. Wenn Deutsche einander begegnen wollten, dann mußten sie schon außer Landes gehen. In der Welt draußen, in Rußland, in Amerika, in Siebenbürgen, da trafen sie sich dann nach Jahren. In der Heimat waren sie Bayern oder Preußen, Schwaben, Hessen, Pommern, Rheinländer, — Handwerker oder Kaufleute, Tuchmacher, Weber oder Bauern und wer weiß was alles. Da waren sie in die engen Grenzen gestellt, mit denen Herkunft, Name und Geldsack die Herzen verrammelt hatten. Hier in der Fremde erst verloren sie das Kleine, das Enge. Sie fragten nicht: Bist du in der Niederung geboren oder bist du vom Rhein? Sie fragten nicht: Hast du tausend Gulden oder hast du keinen einzigen im Hosensack? Sie fragten auch nicht: Welches Handwerk treibst du? Oder bist du ein Bauer? Nach diesem allem fragten sie nicht. Das Schicksal hatte sie verschlagen. Nun trafen sie einander auf der Straße. Nun waren sie alle nur Deutsche.

Johann Schirmer, der Alte, der den Jakob Weiß, den Hartmann und den Engel vom Wagen in sein Haus herein-

geholt hatte, führte sie, nachdem die Pferde im Futter standen, durch Haus und Stall und zeigte ihnen das ganze Anwesen. Die Kälber und die Kühe standen feist vor der Kauten und kauten, schwer im Fleisch, und im Koben wälzten sich die Schweine im Stroh und zeigten derbes Gewicht für das Winterschlachten. Die Weichselländer staunten. Ja, das war Wolhynien, das ließen sie sich schon gefallen. Darüber kamen noch andere Wirte aus der Kolonie auf den Hof, Friedrich Thureau, der Nachbar, und einige mehr. Sie hatten alle den gleichen Rock wie Johann Schirmer, sie trugen sich auch in Gang und Wort gleich, ernste Männer, die wenig redeten und ihre Gedanken für sich behalten konnten. Aber die Weichselländer konnten nicht mehr schweigen; im Lob auf die Höfe und im Fragen nach Land und Wirtschaft tauten auch die alten Wolhynier auf, und alte und neue Landsleute wurden miteinander bekannt und fanden des Erzählens kein Ende. Als die Weichselländer am anderen Morgen weiterzogen, — sie mußten zur Nacht in Johann Schirmers und Friedrich Thureaus Hause bleiben, und sie nahmen es gerne an, — da schieden sie, als wären sie Freunde seit langer Zeit.

Die Weichselländer waren also nicht die ersten deutschen Wirte in der hölzernen Welt Wolhyniens. Davon erzählte Johann Schirmer dem Jakob Weiß, als sie über die Felder gingen und die jungen Wintersaaten besahen, die schon spitz und grün aus der Erde stachen. Sie waren Mennoniten in der Kolonie, sie achteten auf Gottes Wort. Johann Schirmer hatte von seinem Vater Jakobus das Predigeramt unter den Wirten geerbt, als Gott ihn vor zwanzig Jahren zu sich rief. Ringsum gab es mennonitische Kolonien noch in großer Zahl, es waren freilich früher noch viel mehr gewesen, berichtete Johann Schirmer, aber viele Brüder, die in ihrem Glauben oder in ihren Rechten bedroht wurden, sind ausgewandert, manche nach Südrussland, andre nach Sibirien. Sie hatten oft schon ein halbes Jahrhundert und länger hier bestanden. Er selber hatte nur die nächsten Siedlungen noch gesehen, die an dem Wege nach Luzk, nach der Kreisstadt, lagen. Auch in Luzk gab es Deutsche, Handwerker, Tuchmacher, ordentliche Menschen. Bei denen sollten die Weichselländer einkehren, wenn sie durch die Stadt

fuhren, riet er. Sie waren einst von Kolmar und Nakel gekommen, von dort hatten sie ihre Zunftverbriefung mitgebracht. Ihre Häuser lagen unten am Wasser, am Styr, wohlhabende Häuser, wohlhabende Leute, eine ganze Straße lang.

Vor einem halben Jahrhundert war auch Jakob Schirmer, der Vater, mit seinen kleinen Kindern und einer ganzen Gemeinde aus seiner Heimath, der Rheinpfalz, ausgewandert und hatte sich zuerst nach Galizien, der aufblühenden Provinz der österreichischen Krone, gewandt, wo die Bauern Kaiser Josefs II., die aus dem Böhmerwald und dem Mährischen gekommen waren, aus einer Wüste ein blühendes Eden gemacht hatten, von der Ebene bis in die Karpatentäler. Aber Wien regierte katholisch, und der Übermut der Polen war groß geworden. Bis in die Berge hinauf kamen die Mönche und wollten ihnen den Glauben nehmen, und die polnischen Herren bedrückten die deutschen Bauern wider Recht und Gesetz. Die Ämter wieder wollten, die Wirte sollten schwören, aber ihrem Glauben getreu legten sie den Eid nicht ab. Die Söhne sollten in die Garнизonen und unter den Polen, Tschechen, Slowaken und Ukrainern Soldaten werden mit Stockprügel und Hals-eisen. Als die Bedrängnis zum Übermaß geworden war, verkauften sie ihre Habe und zogen nach Norden, zogen hierher nach Wolhynien. Sie machten mit dem Slachziz Ignacy Kollontaj, dem das Land am Stochod von Ruda und Zielona gehörte, einen Vertrag und fuhren gut dabei. Er überließ ihnen Acker für ihre Siedlungen, gab ihnen zum Hausbau billiges Holz aus den Wäldern und dauerhafte Weide für das Vieh. Er befreite sie auch vom Frondienst auf seinem Hofe und bemaß ihnen den Zins niedrig, so daß sie ihn gut und pünktlich zahlen konnten, jedes Jahr zu Michaeli und zu Georgi. Auch vom Eide hielt er sie frei, sie konnten predigen und Gottesdienst halten in ihrer Weise. Er war ein rechtschaffner Herr gewesen, Ignacy Kollontaj.

Aber die Zeiten kamen und gingen. Johann Schirmer verbarg vor Jakob Weiß nicht die große Sorge, die die Deutschen befallen hatte. Als Slachziz Ignacy Kollontaj vor sechs Jahren verschieden war, — sie hatten alle zu seinem Begräbnis beigesteuert und am Grabe des guten Herrn

gestanden, — da war der Herrenhof mit allem Land, mit Wald, Weide und Diensten, auch mit den Kolonien der deutschen Wirte unter seine Kinder aufgeteilt worden. Glachziz Wladimir Kollontaj, der Sohn, hatte Wladimirowka mit vierhundert Seelen und dem ganzen Stochodwalde bekommen, ein großmütiger Herr, aber dem Teufel der Trunkenheit und des Fluchens verfallen. Hof und Dorf verkamen unter ihm, die Bauern waren wie der Herr, trunken und träge, stachen sich mit Messern, stahlen und ließen die Ernte verfaulen.

Den Herrenhof aber hatte die Tochter Apollonja geerbt, ein rothaariges, böses Weib, — verzeih mir Gott die Sünde! — samt den deutschen Kolonien von Ruda und Zielona. Sie hatte keinen Mann, der ihr den gierigen, hoffärtigen Sinn mit der Peitsche austreiben konnte, so quälte sie ihre Leute bis aufs Blut, die ukrainischen Knechte und Bauern, an der Zahl wohl sechshundert Seelen, und ebenso die deutschen Wirte, die, wohl fünfzig Wirtschaften stark in den Dörfern, immer redlich den Grundzins und den Obrok gezahlt hatten, den Fruchtzins. Keiner war säumig geblieben, keiner im Rückstand, dennoch verfolgte sie uns mit unablässigen, ungerechten Forderungen. Erst mußten wir Bauholz aus den Wäldern abfahren, das taten wir, um die Herrin zu versöhnen, obwohl der Weg für uns weit und der Wald versumpft war. Danach verlangte sie schon, daß wir wider Recht und Vertrag auf dem Herrenhof und in den Muschikendörfern Straßen bauten und in Stand hielten, Sand und Steine fuhren und die Gräben abschlämmten. Das kam uns nicht zu, aber wir taten es. Im nächsten Sommer mußten wir die Kinder auf die Herrentweide schicken, Vieh zu hüten, gerade als wir die Kinder selbst in der Arbeit brauchten, und zu Michaelis forderte sie zum Fruchtzins Eier und Geflügel in großen Mengen hinzu. Wir hatten es dem Glachziz Ignacy nie gebracht, es stand auch nichts in unseren Briefen. Wir lösten Eier und Geflügel mit Geld ab, wo wir nicht soviel hatten, wie die Herrin forderte.

Im dritten Jahre mußten wir schon Gespann und Knechte zur Ernte stellen oder selber mit den Pferden kommen, wer keinen Knecht hatte. Das war, als uns selber das Korn auf den Feldern zu verdorren drohte, weil wir es nicht

rechtzeitig abfahren konnten und der Sommer heiß und trocken auf dem Lande lag.

Darauf gingen wir zu der Herrin hin und baten, sie möchte uns wieder in unseren früheren Stand setzen und uns von solchen Dingen befreien, die nicht in den Verträgen standen und die Slachziz Ignacy niemals von uns verlangt hatte. Was zu Recht bestand, das hatten wir ihr immer redlich und gerne bezahlt.

Da wurde sie rot vor Zorn im Gesicht und ganz giftig. Sie griff hinter sich, als suche sie die Peitsche, aber sie fand sie nicht und schrie, sie lasse die Hunde los, wenn die versuchten ungläubigen Schwaben nicht sogleich sich vom Hofe machten. Ihre Stimme überschlug sich vor Wut und ihre Fäuste zitterten. Die ukrainischen Knechte und Mägde standen dabei, als die Herrin die deutschen Wirte vom Hofe jagte.

Johann Schirmer hielt im Erzählen inne. Sie standen auf dem Gipfel der Hügel, die das Dorf umkreisten. In der Ferne sah man den Brandwald. Unter ihnen lagen die Höfe beieinander, als suchten sie einer am anderen Hilfe und Nachbarschaft. Über die Dorfstraße zog schnobernd und brüllend das Vieh in die Ställe und schwenkte, an seinem Hofe angekommen, hier eins, dort ein paar, von der Herde ab. Die Kinder liefen lachend und schwagend hinterdrein. Die Häuser, die Scheuern, die Ställe sogen mit ihrem hellen, weißen Berwurf das Abendlicht ein und strahlten es kräftig wider, das gab ein warmes Leuchten unten in der Talmulde. Rings um Hof und Haus standen die Obstbäume in ihren Früchten, Apfel und Birnen hingen von den Spalieren und neigten sich der letzten Reife zu. In einem Garten wuchsen hohe gelbe Sonnenblumen, ein ganzes Regiment, und reckten die goldenen Köpfe wie wirkliche Sonnen. An den Zäunen unter den Fenstern waren die Asten und späte, rosafarbene Masliebchen im Blühen.

Johann Schirmer zeigte dem Weiß sein Dorf. Das ist Friedrich Thuraus Hof, sagte er und zeigte auf eine Wirtschaft, die tief im Schatten zweier hoher Nußbäume stand, um die sich eine lange Galerie von Bienenkörben versammelte. Die Bäume hatte sein Vater gepflanzt. Vor fünfzig Jahren.

Er zeigte auf eine andere Wirtshaus, hinter der drei mächtige Strohschober sich aufstürzten. Jakob Gleis ist heuer mit der neuen Scheune noch nicht fertig geworden, da muß er die Ernte einschobern. Morgen geht das ganze Dorf ihm beim Bau helfen.

Es lag ein Schimmer von Frieden und Wohlstand über dem abendlichen Dorfe, und Jakob Weiß begann zu glauben, daß ihm und den Seinen das Land Wolhynien zu einem Gottesseggen werden solle.

Als sie am Wiesentwasser vorbei wieder in den Hof traten, huschte aus dem Hause die Magd, Melkeimer und Melkschemel unter dem Arm. Aus dem Kuhstall kam das dumpfe Brüllen der Rinder, die gemolken werden wollten. Die Wirtin, still und freundlich, mit blassem Scheitel, in der Tracht ihrer pfälzischen Heimat, trat ihnen an der Tür entgegen und lud sie an den Tisch, wo das Nachtmahl aufgetragen war, Grütze und Roggenbrot wie alle Tage. Jetzt waren auch die beiden Söhne des Wirtes in die Stube getreten, die noch im Stall und in der Geschirrkammer gewirtschaftet hatten. Sie standen am unteren Ende des Tisches und warteten. Johann Schirmer brach das Brot und sprach den Abendseggen. Dann setzten sie sich und griffen zu.

Die Brüder von Zielona, sagte Johann Schirmer, als sie alle gegessen hatten und die Magd den Tisch abräumte, — die Brüder von Zielona haben vor acht Wochen eine Ladung vor Gericht nach Luzk bekommen. Sie sollen dort ihre Verträge vorlegen. Die Herrin hat vor dem Richter ausgesagt, Briefe und Verträge seien von den Deutschen erschlichen. Wenn die Deutschen im Lande bleiben wollen, müssen die Pachten neu festgesetzt werden. Sie will aus der neuen Bauernfreiheit ein Wuchergeschäft machen. Den Ukrainern und Muschiken muß sie jetzt leichte Verträge schreiben, damit sie nicht weglauften, da holt sie sich bei den Deutschen wieder alles herein. Die Bauernfreiheit der Muschiken kostet uns viel, Bruder Weiß. Aber die Brüder von Zielona haben beschlossen, ehe sie schwören und sich von der Herrin einen neuen Vertrag machen lassen, lieber auszuwandern. Sie werden nicht schwören, weil es gegen den Glauben ist. Aber da wird der Richter sagen: Ihr könnt nicht schwören, denn eure Verträge sind falsch, und dann

sind sie in die Hände der Herrin geliefert. Vielleicht wird man ihnen auch den Glauben nehmen wollen. Man wird ihnen sagen, laßt euch rechtgläubig taufen wie alle Untertanen des Zaren, dann habt ihr es gut. Aber sie lassen sich das reine Wort nicht rauben. Die Herrin ist böse, sie ist zu aller Schande fähig. Deshalb wollen die Brüder von Zielona auswandern.

Es war totenstill in der Stube geworden. Nur unter dem Tisch kroch schweifwedelnd der Hund. Die Wirtin war blaß geworden. Man sah, wie sehr sie unter den Worten des Mannes litt.

Und ihr? — fragte Jakob Weiß. Wenn die Herrin an euch kommt, ihr sollt schwören, daß die Verträge nach Recht und Gesetz geschlossen sind. Und wenn ihr nicht gegen euren Glauben schwören wollt? Und wenn sie euch ruffisch machen wollen?

Sie wird kommen, sagte vom unteren Tisch der älteste Sohn.

An der weiß gekalkten Wand hing sahl das Bild des Kreuzifixes im Abendlicht.

Es steht geschrieben: Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir, sagte Johann Schirmer. In seinen Augen brannte ein dunkles Feuer.

Wir haben beschlossen, der Herrin den Dienst aufzusagen, wenn sie uns vor Gericht zieht wie die Brüder von Zielona, und das Land zu verlassen. Unser Herz ist ruhig zu Gott, ist auch unser Leben voll Mühsal und Unruhe.

Der Wirtin rollten zwei Tränen über die Wangen.

Wohin wollt ihr aber wandern? fragte Jakob Weiß bestürzt.

Er faßte es nicht, daß die Geborgenheit, die Heimatlichkeit, die Haus und Stuben atmeten, eine Täuschung war, daß dahinter schon der Zusammenbruch umschlich, daß Unrecht und Gewalt den Hausfrieden zerstören konnten, Wohlstand und Wirtschaft zerbrechen und die Menschen wieder in die Fremde hinaustreiben. Es machte ihn qualvoll unruhig, daß diese Menschen, an deren Tisch er aß, vielleicht bald wieder mit wenig Habe im Planwagen über die Straßen Rußlands zogen. Wohin? Vielleicht ins Elend, vielleicht in einen neuen, bitteren Anfang, vielleicht ins Grab.

Es sind schon viele weitergezogen, Bruder Weiß, sagte Johann Schirmer schlicht. Viele Brüder haben hier gewohnt, du kannst ihre verlassenen Dörfer noch finden, wo jetzt die Ukrainer eingezogen sind und die Höfe verderben. Die Brüder haben von Vater und Vatersvater her hier gegessen, sie haben Wald gerodet und Land fruchtbar gemacht, sie waren gute und fleißige Wirte und waren den Herren dienstbar. Aber man hat ihnen keinen Frieden gegönnt. Da haben sie alles liegen gelassen, was sie und ihre Väter sich erarbeitet haben, und sind von allem fortgegangen. Denn man soll den Menschen nicht die Seele stehlen. Sie sind nach Süden gegangen oder nach Sibirien. Und das Land ist wieder verdorrt, und der Wald muß nach ihnen von neuem gebrannt und gerodet werden. Es ist immer das gleiche, daß wir wandern müssen. Aber Gott will es so von uns . . .

Die Brüder von Zielona ziehen nach Amerika. Dort wird noch niemand um des Glaubens willen verfolgt. Wenn Gott es so haben will, ziehen wir auch nach Amerika. Denn wir lassen uns nicht die Seele stehlen.

Jetzt konnte die Frau ihr Schluchzen nicht mehr verbergen. Der jüngere Sohne legte ihr tröstend die Hand auf die Schulter.

Am anderen Morgen zogen die Weichselländer weiter. Sie mußten erst noch die geleerten Futterfäcke sich auffüllen lassen und neuen Mundvorrat aufladen, Brote, Speck und Räucherfleisch. Johann Schirmers und Friedrich Thuras Frau und die anderen Frauen aus dem Dorfe schafften große Mengen davon herbei.

Besser, ihr nehmt's mit als die Glachziza, sagte Johann Schirmer, als es den Weichselländern zuviel schien. Da packten sie zu und taten alles unter die Plachten der Wagen. Die Kinder gaben ihnen, als sie die Koloniestraße hinauffuhren, noch bis hinter das letzte Lupinenfeld, das gelb über den Hügel wogte, das Geleit.

Sie verbrachten noch eine Nacht im Freien; um die Pferde zu schonen, kamen sie nur langsam vorwärts, denn etliche singen schon an, hufkrank zu werden. In der nächsten Mittagstunde fuhren sie in Luzk ein. Sie fuhren auch durch die Tuchmachergasse, aber sie kehrten bei den deutschen Tuchmachern nicht mehr ein. Jetzt, seit sie in Wol-

hymien waren und über das gute, dunkle Land fuhren, gönnten sie sich keinen Aufenthalt mehr. Eine große Unruhe trieb sie an. Es war schlimm genug, daß die Pferde lahm und langsam gingen, jetzt, wo sie dem Ziel nahe waren. Ihnen schien es, als könnten sie alles versäumen, wenn sie sich nun noch aufhielten, als könnte es zu spät werden, als würden sie niemals an ein Ende kommen. Und der Winter stand schon vor der Tür.

Sie verkürzten die Nächte, die schon herbstlich kalt waren, daß sie ein großes Feuer anzünden mußten, wenn keine Kolonie in der Nähe war, in der sie untertreten konnten. Sie verkürzten auch die Tagestrafen und suchten keinen Schutz unter den Bäumen mehr, wenn sie der Regen einmal überfiel. Sie mußten vorwärts, kaum daß sie den Blick nach rechts oder links wandten, wo Acker und Wald sich fruchtbar und ungenutzt in seiner Brache um sie breitete.

Das Fieber ergriff sie alle, die Männer, die Frauen und auch die Kinder. Die Kinder spähten den Weg voraus und begannen immer öfter zu fragen: Kommen wir jetzt an? Noch nicht. Wann werden wir da sein, Vater? Ich weiß es nicht. Wird vielleicht dort drüben unser Acker liegen? Sogar die Pferde schienen zu spüren, daß die lange Reise zu Ende ging. Sie lahmten weniger und schritten stärker aus.

In Rowne war es, wo man ihnen sagte, sie müßten noch fünfzig Werst gegen Osten fahren. Dort lag der Herrenhof des Glachzigen Pawel Podlewski, auf den ihre Pässe ausgeschrieben waren.

Es war am sechsunddreißigsten Tage nach ihrer Abreise, als die Weichselländer auf dem Hofe Pawel Podlewskis einfuhren. Sie hatten sich ihre Ankunft freilich anders gedacht. Oder war das noch ein Einzug in die neue Heimat zu nennen? Sie kamen an, als es schon auf den Abend zuging. Die letzten Tage hatte es geregnet, unaufhörlich geregnet und der Wind hatte den Regen ihnen unter die Plachten gejagt, daß sie darinnen bald mehr im Nassen als im Trockenen saßen. Abends hüllte sie der tiefende Nebel ein, und morgens ging es mit feuchten Kleidern weiter.

Als die Wagen zwischen den Hofkaten in die aufgeweichte Gutsstraße einbogen, die einem Lümpel von Schlamm und

Lehm mehr gleich als einer Straße, klatschten die nassen Zweige von den niedrigen Bäumen gegen die Plachten, und der Regen trommelte bald laut, bald leise auf ihre Zelte. Sie waren müde, zu müde, an diesem Abend noch etwas wahrzunehmen. Die Kinder hingen, halb schlafend, auf dem Schoß der Frauen, und die Frauen dämmerten vor sich hin, vom Stoß der Räder durchgeschüttelt. Erschöpft von der endlosen Reise, abgerissen und durchnäßt in ihren Kleidern und krank, so kamen sie an. Besonders die Kinder hatten unter Regen und Kälte zu leiden gehabt, alle die Tage und Nächte lang. Jetzt lagen etliche von ihnen fiebernd und böse hustend unter den Planen, in Decken und Pelze gehüllt, und die Mütter saßen dabei und legten ihnen ziehende Kräuter auf die heißen Stirnen. Anton Weiß, der zehnjährige Sohn von Jakob Weiß, war kurz vor dem letzten Dorf beim Anfahren unter das Wagenrad getreten. Der Fuß war gebrochen und gequetscht, er litt große Schmerzen und wimmerte leise vor sich hin, wenn der Wagen ruckte. Sie hatten ihm den Stiefel vom Fuß geschnitten, den Fuß mit einem Knüppelstück dick verbunden und zwischen die Säcke gelegt, damit er nicht verrutschte. So zogen sie ein.

Dann hielten die Wagen an, sie wußten nicht wo. Sie sahen in der Abenddämmerung aus ihren Schlupfwinkeln nur den nassen Sand neben den Pferden und ein paar schimmernde Wasserlachen, in die der Regen ununterbrochen neue Kreise schlug. Nichts weiter. Jakob Weiß stieg schwerfällig ab, hing sich den schweren Pelz um, ging fort und kam nach einer langen Zeit mit einem fremden Manne wieder, den sie hinter den Plachten nicht sehen konnten. Sie hörten nur die Stimmen, die des Fremden klang rauh und betrunken. Bald lachte er, bald fluchte er unmäßig. Die beiden gingen zwischen den Wagen hindurch und verschwanden wieder irgendwohin. Schließlich kam Jakob Weiß zurück, sie fuhren noch ein kurzes Stück über den Gutshof, dann stiegen sie alle aus.

Das war nun ihr Quartier für diese Nacht, eine enge Scheune, die voll gestopft war mit muhrigem Getreide und nassem Klee. Auf der Dreschtenne machten sie sich in der Finsternis notdürftig ein Strohlager zurecht und hoben die Kinder und die Kranken von den Wagen. Der Junge von

Jakob Weiß schrie, als man ihn anfaßte und über den Bock hinunterhob, denn einer hatte schlecht zugepackt und tat ihm weh. Die Männer führten die Pferde nebenan in eine Kleele, die ihnen Jakob Weiß zuwies, tränkten und fütterten noch, riegelten ab und kamen wieder, wo sich die Frauen und Kinder schon in das schütterere Stroh hineingegraben hatten. Dann lagen sie ohne Essen in der Dunkelheit mit ihren nassen Kleidern und warteten auf den Schlaf. Die Kinder weinten noch eine Weile vor sich hin und krochen der Mutter unter den Arm. Im Stroh raschelte es von Ratten und Mäusen, es knackte in den Dachsparren. Drüben tropfte es in immer gleichen Abständen vom Dach ins Stroh. Draußen rauschte mit eintönigem Gebraus der Regen auf die Erde, vor dem Lennentor fiel er plätschernd in die große Pfütze, die sich dort gestaut hatte. Das Tor schloß nicht, ein kalter Luftzug drang herein. Die Schläfer schauerten und krochen noch mehr in sich selbst zusammen. Die Kinder husteten fast ohne Aussetzen.

Das war ihr Einzug. War es Wirklichkeit? Oder war es nicht bloß ein schlimmer Traum, den ihnen der Seelenfänger eingeträufelt hatte wie Gift? Mußten sie nicht, wenn sie aufwachten, alle wieder zu Hause auf ihren Höfen im Weichsellande sein? Durch ihren Schlaf glitt das Weichselland wie ein glückseliges, fernes Ufer.

Eine Katze strich über die Schläfer. Die Maus konnte gerade noch quieken, dann war es vorbei. Draußen ging der Regen stärker in den Bäumen nieder. Unruhig drehte sich jemand im Stroh um und tat im Schlaf einen tiefen Seufzer. Über allem stand quälend und tröstend zugleich die Dunkelheit. —

Als der Morgen heraufkam, erwachte Jakob Weiß zuerst. Ihn fror in allen Gebeinen, er schlug Schenkel und Schultern mit den Händen, um warm zu werden, er schlug sich rot und blau, daß es weh tat, aber es half nicht viel. Von den feuchten Kleidern stieg warmer Dampf auf. Der Regen fiel mit unvermindertem Gleichmaß, trübe und trostlos. Als er draußen Schritte hörte und das Knarren von Stalltüren, öffnete er das Scheunentor. Ein Schwall von Wassertropfen, die an der Torwand gehangen hatten, klatzte ihm ins Gesicht. Das machte ihn munter. Über dem

Gutshof hob sich der Morgennebel, er stand noch über den Katendächern und zog im Geäst des Waldes aufwärts, der sich hinter den Katen ausdehnte. Draußen auf den Feldern lag er noch in dichten Schwaden, qualmig und unbewegt.

Jetzt drang das Tageslicht in die Lenne. Da schiefen sie, die Weichselländer, mit Stroh und Decken ver mummt bis über die Ohren, lagen da wie ein verlaufener, vom Wetter hingeschlagener Haufen, Männer, Frauen und Kinder, die Glieder verkrümmt, um die Wärme zu halten, die Gesichter im Ellenbogen versteckt. Der Junge mit dem gebrochenen Fuß stöhnte sehr. Der Weiß wollte gleich den Schäfer holen. Sie werden wohl hier so einen Wundermann haben. Daß nur dem Jungen kein Unglück mit dem Fuß zustieß!

Allmählich wachten sie auf, übernächtigt und fröstelnd, und sahen einander fremd in der fremden Welt an. Die Männer gähnten, reckten sich und streckten sich, die Frauen schüttelten die Köcke auf und schoben alles Stroh über die Kinder, damit sie noch eine Weile im Warmen liegen konnten, und nestelten das Haar unter den Kopftüchern zurecht. Nein, es war kein Wunder geschehen wie im Traum. Sie standen nicht zu Hause, sie standen hier auf dem fremden Hofe im grauen, regnerischen Morgen, vor Frost zitternd und mit einer kleinen Hoffnungsflamme. Sie mußten warten, was über sie bestimmt war.

Sie wurden erst reger, als die Weißin mit einem großen Topf Grüßsuppe aus der nächsten Kate kam, wo sie am Herde der neugierigen, schmuddligen Ukrainerin für alle die hungrigen und frostigen Seelen gesorgt hatte. Damit half sie der verzagten Gesellschaft auf die Beine, und hier und dort ging das erste Lachen über einen Mund. Erst kamen die Kinder an die Reihe, sie brachen sich das Schwarzbrot in die Suppe und löffelten sie gierig aus. In dem zweiten Kessel blieb auch für die Erwachsenen noch ein gutes Teil, daß alle beinahe satt wurden. Die Männer hatten unterdessen die Pferde und das Vieh besorgt. Dann kam der Waggar, der Verwalter, es war der betrunkene Fremde von gestern abend. Er holte die Wirte zum Glazizen. Sie schritten über den Gutshof, und aus den Türen folgten ihnen viele Augen: Die Schwaben sind gekommen, mit drei

Wagen, mit Rind und Kalb sind sie gekommen! Paßt auf, jetzt gehen sie zum Herrn! Der Waggar führte sie zum Herrenhause, hieß sie warten und verschwand darinnen.

Da standen sie davor, warteten und froren in der Morgenfrische. Der Regen hatte sich zwar verzogen, es dieselte nur noch ein wenig. Aber die kalte Luft pfiß ihnen durch die klammen Kleider. Der Herr ließ sie lange stehen. Er fror nicht. Er hatte es nicht eilig mit den Wirten aus dem Weichsellande.

Engel pfiß durch die Zähne, als er das Herrenhaus sah, und wischte sich die Nase. Herrdumeingott, — so wohnten hierzulande die Barone? Er mußte sagen, er hatte schon andere Herrenhäuser gesehen.

Es war ein flacher, an die zehn Fenster langgestreckter Holzbau auf einem mannshohen Lehmsockel mit dem Erdgeschosß zu ebener Erde und einem Stockwerk darüber. Oben mochte die Herrenfamilie wohnen. Eine breite, ausgetretene Balkentreppe führte hinauf. Die Fenster des Oberstocks hatten nur zu einem Teil Glasscheiben, die anderen Fensterrahmen waren mit Olpapier oder mit Pappe vernagelt oder ließen, ganz ohne Füllung, ahnen, daß die Räume dahinter leer und unbewohnt waren. Es waren nicht viele Glasfenster. Das schräge Balkendach trug eine wilde, grüngraue Flechte von Moosen und Hartwurz, darauf sielen die Kiefernzapfen aus den hoch darübertwachsenden Kiefernzwipfeln und Vogelmist. Das kellerartige Erdgeschosß aber, das sich neben und hinter der Balkentreppe hinzog, war mit vielen Türen zum Hofe hin geöffnet. Mägde gingen aus und ein, barfuß mit hochgeschürzten Röcken, starrten zu den Wirten hinüber, und man hörte aus dem Dunkel der Kammern ihr Richern und Kreischen. Da lag die Schafferkammer, die Kammer des Waggars lag hier unten, die Schreibkammer, — man sah darin an den Wänden aufgereiht die Birkenhölzer, in die die Dienste der Instleute eingekerbt wurden, — und andere Kammern, Gästeherbergen und Gerümpelschuppen. In einem niedrigen Anbau des Hauses war auch der Herrenstall untergebracht, oder was dafür gelten sollte. Drei magere Pferde standen darin, die nicht zur Feldarbeit eingespannt wurden. Der Pferdewerke hatte sie herausgeführt, denn er mistete drinnen mit

lautem Pfeifen aus. Er ließ sich Zeit dabei, wie es sich gehörte. Dann ging er in die Kammer zu den Mägden, und ihr Getreische wurde noch lauter.

Das alles sahen die Wirte mit wenigen Blicken, das Haus, die Fenster, die Kammern, das Gesinde, und dachten sich das ihre dabei. Hinter dem Herrenhause begann schon der Wald mit Kiefern und kahlem, nadelbraunem Boden. Ein paar Einsprengsel von wilden Apfelbäumen, Wiese und ausgetucherten Beeten, die man seitlich noch sehen konnte, sollten vielleicht einen Garten bezeichnen, aber es mißlang ihnen vor einem Auge, das wie das der Weichselländer die Ordnung gewohnt war. Die unbeschnittene Wildnis, die überall herrschte, ließ sich nicht verbergen.

Im Angesicht des Hauses und im Rücken der wartenden Männer lag der Gutshof. Er war größer, viel größer als die Gutshöfe, die sie kannten. Hier schien der Raum nichts zu bedeuten, man ging verschwenderisch damit um. In ihrer Heimat konnte man ein ganzes Dorf auf diesem Hofe aufstellen. Zu seiner Linken zogen sich ein paar Gutskatzen, Gesindehütten, an einem Bache hin, viereckige, roh zusammengeschlagene Bohlengehäuse, plump und niedrig, mit faulendem Stroh gedeckt. Einige von ihnen hatten nicht einmal Fenster, es waren jammervolle Hütten, in denen der Rauch der Herdstelle durch Tür und Wände abzog, dafür dörrten oben in den Dachsparren Mais und Korn. Den Bach begleitete an den Katzen entlang ein doppeltes Spalier von verkrüppelten Kopfweiden und ein kniehoher Knüppelzaun, auf dessen Gestänge verbeultes Melkgeschirt und rauchschwarze Herdkessel umgestülpt steckten.

Der Herr ließ die Wirte warten. Er hatte Zeit. Hier schien alles Zeit zu haben, der Pferdejunge, der zu den Mägden kroch und sie zum Kreischen brachte, die Mägde, die am Türrahmen lungerten und nach den Männern starrten, die Knechte, die barfuß und gemächlich über den Hof stapften und unterwegs bei dem Schaffer stehenblieben, der Kutscher drüben, der seit einer halben Stunde schon die Pferde einspannte und nicht fertig wurde. Sie hatten alle viel Zeit. Warum auch nicht, wenn der Herr sich soviel Zeit ließ?

Gegenüber dem Herrenhause, weit drüben, war das Pfahlland, das mit einem Pfahlzaun abgesteckte Reich der

Melker und Rossnechte, Rinderställe und Pferdestall nebeneinander, im rechten Winkel dazu die Verschläge für das Hühnervolk und die Gänseherde und der Schweinestall. Die Mitte bildete der Dunghaufen, saftig und ausgedehnt, so ausgedehnt, daß es unbestimmt war, wo der Dunghaufen aufhörte und der Hof wieder ansing; auf jeden Fall gab es eine breite Zone morastigen, braun-wässrigen Zwischenlandes, durch die gerade die beiden Mägde aus dem Rinderstall ihre Karren hindurchzusteuern suchten. Als sie nicht mehr weiterkamen, schütteten sie einfach mitten im Sumpf um, noch ein gutes Stück vom Mistberg entfernt. Aber die Entfernung würde mit der Zeit aufhören und verwachsen, dachten sie. Da kamen auch schon die Hühner, bemächtigten sich des dampfenden Haufens und hatten viel darauf zu scharren.

An den Schweinestall schlossen sich, den Gefindegütten gegenüber, drei Scheuern in einer Reihe an, zwei von ihnen durch das Dach des Wagenschuppens miteinander verbunden. Aber die Wagen standen mitten auf dem Hofe, von Regen naß, sie standen kreuz und quer, wie die Rutscher gerade ausgespannt hatten, der eine vor dem Pferdestall, vor dem Ochsenstall ein anderer. Die Scheuern waren baufällig genug, das Strohdach brach ein oder hing in dichten Lappen zur Seite herab, die Lore rissen die Angeln auseinander, aber niemand ersetzte das durchgerostete Eisenzeug in Haspe und Riegel, niemand deckte das Dach nach. Hinter den Scheuern und Ställen erhoben sich die üppigen Wipfel der Gutskastanien wie flammende Berge im Schmuck des Herbstlaubs.

Hinter den Ställen begann das Dorf. Vereinzelt, jedes für sich, und wie verlaufen lagen dort die Bauernhütten, nicht viel anders als die Insthütten auf dem Gutshof, kunstlos und ohne Geschick zusammengehauen aus klobigen Balken und Brettern. Die Balken der Wände überkreuzten sich an den Ecken, die Bretter waren ohne Fräsung, nur mit Zapfen verschlagen. Das Dachstroh lag über einem Stangenneß, das an mancher Hütte sich schon gesenkt hatte oder ausbrach. Die Strohlagen waren unregelmäßig darauf gegeben und schlecht abgebunden, sie rutschten ab, lösten sich auf, wenn der Wind in sie hineingriff. Aber das störte

niemanden, solange der Regen nicht Sturzbäche von Wasser hineingieß. Warum das Dach ausbessern? Warum sich plagen? Es ist doch gut gegangen die ganze Zeit. Würde der nächste Sturm das Stroh nicht vielleicht an einer anderen Stelle wieder aufreißen. Der Muschik war gleichmütig. Er hatte Zeit und er hatte Geduld. Warum sich plagen, Brüderchen?

So traurig, schien es den deutschen Wirten, hatten sie noch kein Dorf auf ihrer ganzen Reise gesehen. Einige Häuser hatten Fenster, blinde, gesprungene Glasscheiben darin oder die Rahmen einfach mit Pappe verklebt, die meisten waren fensterlose Rauchkaten, wo sich Mensch und Vieh im gleichen Raume drückten. Höchstens für Kind oder Pferd, wenn sie eins besaßen, — dann waren sie schon reiche Leute, — war an die Kafe ein Verschlag angebaut, Hühner und Schweine hatten ihren Stall in der Menschenstube. Ein anderer Verschlag diente noch dem dürftigen Gerät zur Aufbewahrung. Die Ernte hatte in dem Stadel Platz, das fünf Schritte hinter der Hütte lag. Dort war auch der Brennholzschober errichtet. Das war der Bauernhof. Mehr brauchte der Muschik nicht, mehr hatte er nicht.

Zwischen den Hütten hindurch und an den langen, niedrigen Ställen der Gutschäferei vorbei lief die Dorfstraße, ausgefurcht und verschlammmt, sodas die Bauernwagen lieber das freie Feld daneben benützten. Sie endete im Gutshof zwischen Pferdestall und Schweinestall genau vor der Dunggrube, der in großem Bogen ausweichen mußte, wer weiterfahren wollte. Dabei lief er freilich Gefahr, daß ihm in der mit großen Kopfsteinen gepflasterten Abflußrinne, die vom Rinderstall quer durch das Pfahlland zur Dunggrube führte, ein Rad am Wagen brach. Dann hatte er zum Schaden sicher noch den mitleidigen Spott des Gesindes; helfen würde ihm keiner. Gelang es ihm aber, unversehrt durch den Hof zu kommen, dann konnte er am Herrenhaus vorüber in den Wald und auf die Straße nach Rowne einbiegen. Hier lagen die letzten Insthütten, der Gutsbach lief unter ihnen hin, Weidengebüsch und Haselgesträuch begleiteten ihn noch hundert Schritte weit. Manchmal fuhr hier der Glackzig entlang, wenn er aufs Kreisgericht oder zur Betterschaft wollte. Zum anderen Dorfsende fuhr häu-

sig der Waggar oder auch der Gemeindeälteste hinaus, sie fuhren nach Ludwipol auf den Markt und freuten sich schon den ganzen Weg darauf. Und dann zu Sascha Lesjopow, zum scharfen Wodka, zum süßen Wismiwka und zu den blonden, blonden Mädchen in Saschas Schänke.

Gonst fuhr kaum einmal jemand so weit. Was sollten sie dort draußen? Ihr Leben begann und schloß im Dorfe. Es führte sie, wenn es hoch kam, eine oder zwei Meilen weiter, wenn sie jung waren und um die ledigen Weiber herumstrichen oder wenn sie einmal das Gedinge wechseln wollten, was selten geschah.

Jetzt endlich erschien Slachziz Parvel Podlewski oben auf der Treppe. Die Wirte froren seit zwei Stunden. Ein kleiner Pinscher unbekannter Abstammung kläffte ihm voraus und sprang wütend um die Wartenden. Pan Podlewski kam langsam an seinem Stock die Holzstufen herab, die in den Hof führten. Die Weichselländer hatten die Mützen in die Hand genommen, wie sie es vor Herren gewohnt waren, und sahen ihn erwartungsvoll an.

Er war ein gedrungener, breitrückiger Mann auf kurzen, schon etwas steifen Beinen und ging an seinem derben Knüppelstock leicht nach vorn gebeugt, denn sechzig Jahre mochten schon an ihm vergangen sein. Das Haar lag grau und lang zu beiden Seiten des roten Gesichts herab. Die Augen trânten ihm. Er wischte sie mit dem Handrücken, sie trânten weiter. Deshalb zog er unablässig die Augenbrauen, die Nase und die wulstigen Backen in viele Falten, daß es aussah, als lache er immerzu. Um den Mund sträubte sich ein kurzer, grauer Bart. An den Füßen hatte der Slachziz feste, hohe Schmierstiefel wie der Vertwalter und die Kaufwirte auch, und über den weiten Tuchhosen trug er die halblange, ärmellose Schaffelljacke, das Fell nach innen, darunter hatte er den grob gewebten Bauernkittel gezogen und auf dem Kopf die graue Schirmmütze. So sah der Herr im ganzen wie ein Bauer aus. Er ist wenigstens kein lakierter Baron, sagte der Engel bei sich.

In seiner Hosentasche steckte stets die Tabakdose, denn er schnupfte viel und hatte davon den Bart über der Oberlippe ganz braun. Dabei verzog sich sein fleischiges, faltiges Gesicht noch breiter, und die tränenden Augen verschwanden

ganz und gar in ihren Rißen. Die Dose durfte ihm nicht fehlen. War sie einmal leer, so griff er ärgerlich und ungeduldig in die hingereichte Dose des Waggars.

Auf halber Treppe blieb Pan Podlewski stehen und musterte die drei Weichselländer, die dort unten, demütig die Mütze in der Hand, warteten. Dabei schrie er mit kreischender Stimme nach dem Verwalter, der nirgends zu sehen war. Der Hartmann fuhr ordentlich zusammen über dieser Stimme. Der Herr schrie dem Pferdejugen zu, der sich gerade unter die Treppe drücken wollte, er solle den Waggar suchen, sonst gäbe es fünfundzwanzig. Der Pferdejugen grinste.

Aber da bemerkte auf einmal der Engel, daß neben dem Herrendach das trübe Gewölk sich aufgelichtet hatte und ein Strahl Sonne durchblitzte, gerade auf die Treppe vor den Glackzigen, ein winziger Strahl Sonne, kaum zu sehen. Der Glackzig konnte ihn mit Füßen zertreten. Und bald hatten ihn auch die Wolken wieder verschlungen. Aber der Engel hatte ihn doch gesehen und puffte den Hartmann fröhlich in den Schenkel. Jetzt schien doch die Sonne in Wolhynien.

Pan Podlewski schrie noch einmal nach dem Waggar. Da trat er mürrisch aus seiner Kammer.

Stascha, — wo steckst du Was denn?

Der Waggar rief dem Herrn etwas in einer Sprache zu, die die Weichselländer nicht kannten. Sie blickten von einem zum anderen. Ihre Papiere und die Briefe des Seelenfängers hielten sie in der Hand, um sie vorzuzeigen. Der Herr besprach etwas mit dem Waggar, sie konnten es nicht hören, es dauerte lange. Der Waggar zuckte die Achseln.

Dann wandte sich der Herr auf der Treppe zu ihnen herum. Der kleine Kläffer saß neben ihm und schlug mit dem Schwanz auf die Treppenstufe. Der Herr sprach nicht mit ihnen, sondern zum Waggar. Stascha, der Waggar, mußte sie fragen, obgleich sie alles gut verstanden, was der Herr ihm einsagte.

Woher kommt ihr? fragte der Herr den Waggar.

Der Waggar wiederholte es vor den Wirten.

Sie antworteten, aber sie sprachen zum Herrn hinüber.

Wie heißt ihr? wollte der Herr wissen.

Wie ein Papagei plapperte der Waggar die Worte nach.

Sie sagten ihre Namen und sagten, wieviele sie waren, Männer, Frauen und Kinder, neunzehn an der Zahl.

Die anderen kommen nach, berichtete Jakob Weiß.

Wieviele?

Das halbe Dorf, Herr, viele Wirte, zwanzig oder fünf- undzwanzig. Sie haben uns vorausgeschickt. Die anderen kommen bald nach.

Alles Deutsche? fragte der Herr und fragte der Waggar.

Alles Deutsche, — so wie wir beieinander gewohnt haben.

Wie hoch war euer Zins? Was habt ihr für Dienste und Gehorch geleistet, — ihr Deutsche?

Da trat Jakob Weiß einen Schritt vor.

Die Deutschen haben ihren Zins gezahlt, wie es in den Verträgen stand, Herr. Drei Scheffel Korn auf den Kleinacker, jeder soviel Land er in Pacht hatte, und zu Georgi sechs Silbergroschen. Dienste und Gehorch haben die Deutschen nicht mehr geleistet, auch keinen Halbgehorch, Herr. Wir haben das im Michaelizins ausgedingt, macht acht Silbergroschen auf den Pachtacker. Dafür haben wir frei Bauholz aus dem Herrentwalde, frei Wasserrecht und frei Wegerecht. Viele von uns haben das Pachtland schon lange vor der Bauernfreiheit zu Kaufland gemacht und sind Wirte auf eigenem Grunde gewesen, Herr.

Der Herr hatte große Augen bekommen, als Jakob Weiß sprach. Sie trânten ihm auf einmal nicht mehr, auch das Zucken hatte aufgehört. In seinem Gesicht spiegelte sich maßlose Verblüffung. Aber bald wurde es rot vor Zorn, und die Stirnader schwoll unter der Schirmmütze gefährlich an.

Jakob Weiß bemerkte es nicht. Er sah gerade zu dem Hunde hin, der plötzlich aufgereggt auf seinen Pfoten tänzelte und jaulend zum Herrn hinaufschaute. Pan Podlowski griff nach der Tabakdose und schnupfte heftig. Der Hund bellte zweimal, dreimal winselnd in Jakob Weißens Worte.

Wir sind hergekommen, weil ihr uns habt rufen lassen, Herr. Der Ukrainer, der Werber, ist bei uns gewesen und hat uns Briefe und Pässe für euch gegeben, und Handgeld dazu.

Er zeigte die Papiere in seiner Hand. Auch der Hartmann und der Engel schwenkten ihre Papiere.

Wir bitten euch um Pachtland, Herr, was wir brauchen. Der Boden dahier ist nicht gut, wir haben guten Boden besessen, wo wir zu Hause waren, viel guten Boden und Vieh und Weiden und auch ein Stück Wald. Und wir bitten euch auch, ihr mögt uns in keinen schlechteren Stand setzen, als wir zu Hause waren, mit Zins und Diensten und Gehorch. Wir zahlen redlich und gern, was wir dem Herrn schuldig sind und sagen ihm unseren Dank und unsere Ehrfurcht, aber zu Diensten und Gehorch sind wir nicht ins Land gekommen. Der Ukrainer hat es uns versprochen, er hat es schriftlich gemacht, Herr.

Jetzt war es genug. Pan Podlewski konnte nicht mehr länger an sich halten. So hatte noch keiner zu ihm gesprochen. Er humpelte die fünf Stufen herab, trat, dunkelrot vor Wut im ganzen Gesicht, vor den Weiß hin und schüttelte ihn vorn an der Joppe. Der Hund, wie er löst, sprang neben ihm die Stufen hinab und trippelte mit rasendem Gebell dem Jakob Weiß um die Füße.

So, — so, — schrie Pan Podlewski und rang nach Luft. Und da seid ihr hergekommen und wollt auch hier die Herren werden. Ist es nicht so? Sprich doch, du Dummkopf! Ist es nicht so? Dem Herrn das Land wegnehmen um ein paar lausige Groschen, keine Dienste mehr ableisten, keinen Gehorch, aber die Leute verderben, — und fordern, fordern, haben wollen, immer noch mehr und immer noch mal. Der Herr hat ja viel, dem Herrn schadet's ja nicht. Ist es nicht so, du Dummkopf?

Er hatte sich erst richtig in Wut geredet und schrie jetzt mit roher, kreischender Stimme auf Jakob Weiß ein. Die Knechte und Mägde, die anfangs neugierig in den Türen gestanden hatten, machten sich unauffällig davon. Der Hund keifte heiser mit.

Im Obergeschloß öffnete sich ein Fenster. Ein strubbeliger Frauenkopf fuhr heraus.

Parwel!

Aber Pan Podlewski hörte nicht. Er stampfte erregt mit dem Stocke.

Ganz Polen stinkt schon von den Deutschen, die sich breit machen wie die Läuse und überall die Herren sein wollen. Und jetzt kommt ihr zu Parwel Podlewski und wollt ihn auch

ausbetteln mit eurer dreimal verfluchten Schleicherei und Schinderei. Aber ich will euch zeigen, wer Pawel Podlewski ist. Entweder Dienste und Gehorch oder keinen Finger breit Acker, ihr Schwaben, verfluchte. Überlegt es euch! Und seid froh, wenn ich euch nicht die Peitsche gebe!

Er stieg schwerfällig und hinkend die Stufen wieder hinauf. Der Hund hatte sich ausgebellt und lief schweißlegend hinterher. Auf halber Treppe blieb Pan Podlewski stehen.

Entweder Dienste und Gehorch oder den Dreck! Ihr Schwaben, — ihr Dummköpfe!

Dann war er im Oberstock verschwunden. Auch der Waggar, der gleichmütig dabeigestanden hatte, drückte sich wortlos wieder in seine Kammer.

Die Weichselländer waren wie vom Donner gerührt. Sie standen immer noch da und streckten ihre Papiere vor. Das war ihr Einzug. Als freie Wirte waren sie daheim weggegangen, als Gesinde konnten sie hier anfangen. War es nicht ein Glück noch zu nennen, daß sie der Schlachzig nicht gar zu den Instleuten, den Knechten und Mägden gesteckt hatte, die bloß für den Hof zu arbeiten hatten? Sie dachten an alles, was Johann Schirmer ihnen erzählt hatte. Sie hatten unterwegs oft daran gedacht. Jetzt erging es ihnen genau so.

Jakob Weiß dachte nach, ob er seine Rede so ungeschickt und schlecht gesetzt hatte, daß der Herr darüber so zornig geworden war. Aber er hatte doch nur gesagt, wie sich alles verhielt.

Du hast keine Schuld, Weiß, sagten der Hartmann und der Engel. Er hat den Grimm auf alles, was deutsch ist. Wir haben es ja aus seinem Munde gehört.

Dann beratschlagten sie bedrückt, was sie tun sollten. Sie traten dabei unter die Treppe, denn der Regen hatte noch einmal zu sprühen begonnen. Der Pferdejunge lief mit frechem Grinsen an ihnen vorbei und warf ihnen einen ukrainischen Spott hin, den sie nicht verstanden.

Weiterwandern, meinte der Engel. Der Hartmann riet ab und auch Jakob Weiß schüttelte den Kopf. Ihre Vorräte gingen zu Ende, sie konnten auch kein Geld mehr vertun, das mühselige Geld, das sie teuer hüteten. Sie hatten keine Zeit mehr, nach einem neuen, besseren Herrn zu suchen,

denn der Winter stand vor der Thür, sie mußten unter Dach. Das Wetter war nicht mehr zum Fahren, Regen und Kälte würden wohl nicht mehr abnehmen. Die Pferde waren abgetrieben, die Kinder matt und sieberkrank. Sie dachten an die letzten Tage und Nächte draußen im Regen, der durch die Plachten drang, das Korn dumpfig machte und Krankheit für Mensch und Tier brachte. Nein, weiterfahren konnten sie nicht. Sie waren Pan Podlewski ausgeliefert. Er wußte es und würde es sie fühlen lassen. Und wenn sie dennoch fuhren, dann würde er sie suchen lassen und zurückholen, denn sie hatten ja schon Brief und Handgeld von ihm. So war es.

Was sollten sie tun hier im fremden Lande? Daß sie überhaupt gekommen waren! Daß sie von zu Hause weggegangen waren, wo sie es gut hatten und jedermann sein Auskommen fand! Aber jetzt mußten sie bleiben.

Der Hartmann meinte bedächtig, die Bauernfreiheit sei doch ein Gesetz des Zaren, auch wenn der Herr sie nicht möge. Aber er kann sich doch nicht dagegen auflehnen. Mit der Zeit wird er sie wahr machen müssen, mit der Zeit wird noch alles besser werden. Bloß jetzt, — jetzt ist sie noch zu jung.

Was Bauernfreiheit — der Engel piffte darauf. Er wollte sein Recht haben nach der Absprache des Ukrainers, Pachtland ohne Dienste und Robott. Aber der Hartmann blieb dabei, sie mußten Geduld haben und warten. Was jetzt nicht war, das konnte alles später sein. Aber sie versprachen sich, in Diensten und Robott noch nicht nachzugeben, keiner von ihnen. Sie waren ja bloß drei, wenn erst die anderen da waren, wenn sie zwanzig oder dreißig Wirte waren, würden sie es wohl alle leichter haben.

Dann klopfte Jakob Weiß noch einmal an die Kammer des Waggar und fragte mit bescheidenen Worten, wo sie für jetzt wohnen sollten, sie seien neunzehn Menschen, darunter Frauen und kranke Kinder, und hätten noch kein Dach.

Der Waggar lag im Stroh und schlief, als Jakob Weiß eintraf. Er schrie ihn mit bösen Augen an, das kummere vielleicht den Teufel, aber nicht ihn, den Verwalter. Damit drehte er sich zur Wand herum und tat, als höre er nicht mehr. Aber Jakob Weiß wiederholte seine Frage und ging

nicht von der Stelle. Da stand der Waggar fluchend auf und rief durch die Thür einen ukrainischen Knecht zu sich, dem er in der fremden Sprache eine Weisung gab.

Der Ukrainer winkte Jakob Weiß, und die Weichselländer gingen mit ihm über den Hof ins Dorf. Der Ukrainer Tomas Slatinin war einer von den Starasten, den Feldhütern des Slachzizen. Er hatte das grobe Wollhemd wie die anderen Knechte über die Hose gezogen und trug Pasteln an den Füßen, Bundschuhe aus weichem Ziegenleder. Darüber waren die Hosen kreuzweise bis unter die Knie geschnürt. Tomas Slatinin war ein geschwätziger Alter, er hatte aus der Schreibkammer, wo er am Birkenkerben war, zugehört, wie der Herr die Deutschen klein gemacht hatte. Er redete ihnen zu, der Herr sei erbost über die Bauernfreiheit, von der sie jetzt überall auf den Höfen sprachen. Er wisse nicht, was das sei. Gott habe sie alle auf die Welt getan, damit sie dienten und gehorchten und daneben in aller Ruhe ihr Schnäpschen hatten. Das hat Gott schon gewußt und ohne das liebe Schnäpschen sei kein Leben. Stimmt's, Väterchen? Aber wer unten ist, der soll nicht nach oben streben, denn dort ist nicht sein Platz. Jetzt reden sie alle von der Bauernfreiheit und wollen nicht mehr zinsen und dienen. Es ist eine unglückliche Welt, Väterchen. Als ob sie glücklicher wären, wenn sie nicht mehr dienten und gehorchten.

Tomas Slatinin sah sie aus seinen wässerigen alten Augen an. Wißt ihr, was das ist, die Bauernfreiheit? He, wißt ihr das oder wißt ihr das auch nicht? Der Zar hat ein neues Gesetz gegeben, aber der Zar, — Gott schütz' ihn! — der Zar ist weit. Der Herr will nichts davon wissen. Ihr macht es am besten so, wenn ihr alles tut, was der Herr sagt. Denn wir sind alle unten, auch ihr fleißigen Schwaben mit eurer Herrenlust, nur der Slachziz ist oben. Am besten ist dienen und gehorchen und daneben ein Schnäpschen. Das ist am besten.

Tomas Slatinin schwagte ohne Unterbrechen. Ihm war sichtlich wohl, vor sich hin schwagen zu können. Er brauchte keine Antwort. Der Engel wollte aufbegehren und schelten, aber Jakob Weiß beschwichtigte ihn mit einer Handbewegung.

Nun gingen sie hintereinander den schmalen, trockenen Streifen Weg durch das Dorf, aber er hörte bald auf und verging in dem Sumpf der Dorfstraße, es half nichts, sie mußten durch den aufgeweichten Lehm, hier hüpfend, dort wachend, bis sie sich entschlossen, hinter den Hütten am Feldrand weiterzugehen. Das Dorf zog sich in einer lockeren Kette armseliger, verfallener Gesinde am Walde hin, jedes Gesinde das Haus und die kümmerliche Riege für Korn und Stroh umfassend. Rings um das Haus war der Boden festgetreten und abgewekt, daß der blanke Lehm hindurchkam. Nur nach dem Felde zu, um die Abfallgrube und an den wenigen zerfallenden Hofzäunen, die so etwas wie die einst abgesteckte Hofgrenze darstellten, wucherte Unkraut zwischen Scherben und Asche. Vor den Türen standen Männer und Weiber und gafften ihnen stumm nach. In weitem Abstand folgten ihnen die Kinder hinterher.

An der vorletzten Käte blieb der Ukrainer stehen. Im Hintergrunde sammelten sich die Dorfbewohner. Er zeigte zu der Käte hinüber.

Der Waggar hat gesagt, ihr sollt hier beim alten Jurti unterkommen. Der alte Jurti ist krank und wird nicht mehr lange leben.

Tomas Glatimin schwatzte lustig darauf los. Die Männer hielten betroffen an. Neunzehn Menschen in dieser Hütte? War das möglich? So hausten daheim im Weichselland ja noch nicht einmal die Waldpolacken und die Juden, geschweige die Deutschen.

Jakob Weiß maß gut seine fünfundfünfzig Zoll, er mußte sich tief bücken, als sie über die Türbalken trafen; trotzdem rannte er, ehe er es sich versah, sich an einem heimtückisch vorstehenden Brett den Schädel an. Der Ukrainer ging voran und schob den Holzriegel weg. Dann traten alle ein.

Es war dunkel in der Hütte. Modergeruch schlug ihnen dieß und warm entgegen. Sehen konnten sie nichts, die Augen mußten sich erst langsam an die Dunkelheit gewöhnen. Von der Rauchluke in der gegenüberliegenden Wand, die einen Spalt weit geöffnet war und durch die jetzt ein kalter Zugwind hereinstrich, drang schwacher Lichtschein. Da lag unter dem Fensterloch der alte Jurti auf dem

Stroh, bis unter das Kinn mit einem Schafspelz zugedeckt. Die Augen, die tief in ihren Höhlen lagen, waren geschlossen. Die Backenknochen, die Knochen an Stirn und Schläfen traten hervor, wie mit einem scharfen Meißel gehauen; Haut und Fleisch dazwischen war eingefallen und lag schlaff und faltig in den weißen Knochengruben. Um die eingesunkenen Wangen wucherte das graue Barthaar, der Schädel war kahl. Rasselnd und pfeifend ging der Atem des Kranken, aber die Brust unter dem Pelz hob sich nicht mehr. Als die Männer in die Hütte traten, rührte der Kranke sich nicht, auch nicht, als sie sich dem Lager behutsam näherten. Er schien sie gar nicht mehr wahrzunehmen.

Der Ukrainer ging laut und unbekümmert durch die Stube, stieß noch eine zweite Luke auf und redete ohne Unterlaß, von Jurtis Krankheit, von der Hütte, vom Herrn und von der Slachziza, vom Wetter, vom Vieh und von dem lieben Schnäpschen, das ihm Gott gönnen möge. Aber die Weichselländer hatten keinen Schnaps in ihrem Gepäck. Jetzt war es heller, und man konnte sich besser in der Stube umtun. Sie mochte knapp acht Ellen im Geviert messen. In der Mitte stand die Herdstelle, darin war mancher Stein locker. Das Feuer war erloschen und offenbar schon lange nicht mehr angezündet worden. Diese Muschiken, diese Christen! Sie ließen den Kranken hier einfach liegen und verreckten, es erschien ihnen unabänderlich. Gott weiß am besten Rat. Wozu sich damit beschweren? Tomas Slatinin, darüber von Jakob Weiß zur Rede gestellt, zuckte verständnislos die Achseln und sah sie erstaunt an.

Asche stob im Zugwind über den festgestampften Lehmbo-
den. Im Winkel hatte das Regentwasser, das durch die
Wandbalken drang, den Lehm aufgeweicht und stand in
einer gelben Pfütze darauf. Durch die Ritze in den Wänden,
die nur notdürftig abgedichtet waren, strich kalte Luft her-
ein. Sonst war nur wenig noch, erbärmlich wenig in der
Hütte, die Strohschütte in der Ecke, auf der der Alte lag
und um Luft rang, auf einem Brett in den Balken zwei
irdene Schüsseln, schmutzig und beschlagen, dabei ein Holz-
löffel und an einem Haken der alte, eiserne Kessel für den
Herd. Über dem Stroh hing ein zerschliffener Rock, die
Stiefel standen darunter, und in dem anderen Winkel lag

zerrissenes Lederzeug, eine Peitsche und ein altes Schurmesser zum Schafe scheren. Bis in den vorletzten Sommer war Jurti Gutschäfer gewesen, aber er war schon sehr schwach auf den Füßen, erzählte der Ukrainer. Als er im vergangenen Frühjahr auch noch krank wurde, holte sich der Herr einen anderen, den Aleksander Gutfkis, einen Letten wie Jurti, denn er sagte, die Letten verstehen mit der Nasenspitze mehr von den Schafen, als ihr dummen Muschiken mit eurem ganzen Kopfe.

So hauste der alte Jurti. Die Balken der Darre, von denen die Kesselkette still über das Feuerloch herabhing, waren vom ewigen Rauch geschwärzt und glänzten wie Lack. Hier sollten sie wohnen, hatte der Waggar gesagt, neunzehn Menschen in dieser Hütte, mit einem Sterbenden zusammen. Er macht nicht mehr lange, sagte der Ukrainer mit einem Blick nach dem Stroh.

Da schlug der Wind beide Lufen heftig zu, daß es wieder dämmerig in der Stube war. Der Ukrainer fuhr zusammen und bekreuzigte sich. Der Alte bewegte den Kopf ein wenig, das Stroh raschelte.

Man soll den Tod nicht rufen, flüsterte Tomas Glatinin.

In einem Anbau der Hütte lag noch ein größerer Verschlag, von der Stube durch eine winzige Tür getrennt, durch die man kaum im Rücken treten konnte. Von dem Verschlage aus gelangte man durch ein ebenso niedriges, windschiefes Gatter ins Freie. In seinen guten Tagen, als die Frau noch lebte und die beiden Töchter sich noch nicht als Mägde ins Podolische vermietet hatten, hielt sich Jurti in dem Verschlage ein Schwein und ein paar Hühner. Aber das war fast ein Menschenleben her. Es war dunkel in dem Verschlage, Reste faulenden Strohs lagen herum.

Vielleicht könnt ihrs brauchen zum Schlafen, sagte Tomas Glatinin und stocherte in der moderigen Strohmatten herum. Sie krochen alle wieder hinaus, riegelten ab, und der Ukrainer trollte sich.

Die Wirte gingen zum Gutshof zurück. Sie mußten jetzt mit der Hütte zufrieden sein, wenn sie blieben. Und sie mußten bleiben, daran war kein Zweifel. Der Weg nach Wolhynien war mit Bitternissen gepflastert. Sie wollten sehen, daß sie vor Wintersanbruch noch bauen konnten,

eine Bohlenhütte wenigstens, das konnte nicht lange dauern, für jede Familie ein Bohlenhaus, damit sie dem alten Jurti aus der Stube kamen. Der Herr würde sie vielleicht bauen lassen, wenn sie sich einigten. Stückweise brachten sie es den Frauen bei, was sie ausgerichtet hatten, damit sie nicht zu sehr erschrecken, wenn sie die ganze nackte Wahrheit sich bei Lichte betrachteten.

Die Pferde wurden angeschirrt, die Wagen beladen, und dann fuhren sie bei Jurtis Hütte vor. Die Weizin schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als sie in die Stube trat, aber als sie den Kranken in der Ecke auf seinem Lager sah, wurde sie sehr still. Sie verwies den Kindern das Lärmen und beschwichtigte auch die anderen Frauen, als sie beim Anblick dieser Enge und Dürftigkeit in Lamentieren ausbrechen wollten.

Es wird schon noch besser, Hartmannin! Laß' nur die Zeit vorbei! sagte sie tröstend. Die Hartmannin verlor schneller den Mut als sie. Von ihren sechs Kindern lagen drei im Fieber und sie hatte die letzten Nächte immerzu gewacht, als das Fieber stieg.

Ja, die Weizin war ein resolutes Weibsbild, sie verlor keine Zeit mit großer Trauer und sang sogleich in der Stube zu wirtschaften an. Alle mußten helfen, und sie fanden, das sei besser als Hänkeringen und Kopfzerbrechen.

Zuerst machte die Weizin in der Herdstelle ein mächtiges Feuer an und hing den Wasserkessel darüber, den guten, eigenen aus dem Weichselland, nicht den verrosteten des alten Jurti. Holz fanden die Kinder drüben an der Kornriege noch genug. Dann beugte sie sich über den Kranken, wusch ihm Gesicht und Hände und sorgte, daß sie ihm eine Linderung schaffen könnte in seiner Gottverlassenheit. Aber er war ohne Besinnung, er schlug weder die Augen auf, noch kam über seine Lippen ein anderer Laut als das gequälte Rasseln der Lungen. Da war nicht mehr viel zu helfen.

Die Frauen schnitten sich draußen am Weidengesträuch Ruten und banden sie zu handfesten Besen zusammen, mit denen sie dem Schmutz in der Hütte zu Leibe gingen. Sie räumten den Staub von den Balken, fegten die Spinnweben aus den Winkeln, räumten Geschirr herein, und hätte

nicht dort der Todtkranke auf seinem Lager gelegen, so hätte sie vielleicht trotz allem, ja, allem zum Troß, eine laute und geschäftige Fröhlichkeit überkommen, daß sie endlich wieder an Herd und Stube Wirtinnenarbeit tun konnten. Aber der Kranke dämpfte sie mit seinem stummen, reglosen Daliegen.

Die Kinder schafften Wasser aus dem Brunnen und Holz aus dem Schober herbei, dann wurden sie in den Wald geschickt und kamen nach kurzem mit großen Moosbündeln wieder. Sie mußten die moosigen Flechten zerhacken und verstopften die Ritze im Gebälk, damit der Wind nicht mehr hereinzog. Mit ihren kleinen, gelenkigen Fingern kamen sie in jede schmale Spalte.

Wie die Frauen einen Augenblick in der Arbeit einhielten, stand die offene Tür voll von Ukrainertweibern, die wortlos staunend die Wirtinnen und ihr flinkes Hantieren betrachteten. Sie standen stumm in der Tür, in ihre weiten Lächer eingeschlagen, undeutlich und wie die Unholden in der Dämmerung, denn obwohl die Rauchluken weit geöffnet waren, stieg gerade von frischem, nassem Holz ein starker Qualm von der Feuerstätte auf. Die Weizin war eben daran, den Weibern eine kräftig-christliche Vermahnung zu erteilen, daß sie den alten Jurti so in seiner Hilflosigkeit gelassen hatten, aber sie kam nicht mehr dazu. Denn draußen nahen sich die Schritte der Männer, die Stroh geholt hatten, da machten sich die Ukrainertweiber wie der Bliß aus dem Staube, und die Weizin stand mit ihrer langen Rede allein da. Nur ein kleiner Hund schnupperte noch eine Weile in den Winkeln herum, im Abgehen beschnoberte er den Türbalken und pisste an den Pfosten. Das Holzschreit, das ihm die Weizin erboßt nachwarf, traf ihn am Hinterkeil, daß er winselnd das Weite suchte.

Das Stroh wurde in der Stube abgelegt und an den Wänden ausgebreitet. Dann machten sich die Männer über den Verschlag her, holten sich Gabeln und misteten gründlich aus, bis auch der alte Schweinestall sauber und trocken war. Danach bekam er seine frische Streu.

Im Walde hatten die Kinder trockene Reissighaufen gefunden, da gingen die Männer hinaus, das Reissig holen. Denn sie konnten es gut brauchen, sie konnten so vieles

brauchen. Sie legten es um den schwach verschalteten Verschlag und nagelten es fest, damit es dem Wind und der Kälte den Zugang und der warmen Luft von drinnen den Ausweg verwehre. Sie wollten freilich selber bauen, für jede Familie eine Hütte, sie hätten am liebsten gleich heute damit angefangen. Aber was half es? Sie mußten für alle Fälle an den Winter denken und das Dach bestellen, unter dem sie vorab hausten, denn der Winter konnte bald da sein.

Danach gab es noch viel im Hause zu nieten und zu nageln. Da hatten die Männer alle Hände voll. Hier waren Bretter lose, dort fehlte ein Pfosten, an einer anderen Stelle sprang der Zapfen aus dem Balken, daß die Wand klappte. Die Rauchluken mußten neu in den Angeln befestigt werden. Im Herde bröckelten Steine ab und mußten ersetzt werden. Die Kinder bewarfen indessen die unteren Wandbalken von außen mit Steinen und mit Grasnarbe und gruben einen Abfluß für das Regenwasser, damit es nicht wieder in die Stube sickerte. Und zu guter Letzt zimmerten sich die Männer im Handumdrehen aus Knüppeln und Reisig an der windstillen Seite des Hauses noch ein Schutzdach, unter dem sie die Wagen trocken einstellen konnten. Dann gingen sie daran, die Wagen abzuladen. Gerät, Säcke, Kisten, alles, was oben stand und was ihnen heute und morgen noch nicht nötig war, nahm seinen Weg in die Kornriege. Dort lag es im Trockenen, dort hatten auch Pferde und Vieh ihr Unterkommen. Sie standen freilich dicht gedrängt, aber der Engel hatte schnell Flankierbäume besorgt, irgendwo im Dorf, er sagte nicht wo. So konnte das Gefier sich nichts zuleide tun.

Unterdessen holten die Frauen die kranken Kinder ins Haus, denn es war alles so weit fertig, daß die Kranken ihr Lager hatten. Es waren mit Gottes Hilfe nur noch drei, die am Fieber daniederlagen, zwei Kinder der Hartmannin, kleine Wesen, drei und fünf Jahre alt; der Älteste war am Vormittag vom Wagen herabgesprungen, als die Haß der anderen durch den Wald ging, und hatte gesagt, er wolle wieder gesund sein, es sei nichts, auf dem Wagen zu liegen und stillhalten zu müssen. Dazu kam noch ein Mädchen von der Engelin und Anton, der Junge von Jakob Weiß, mit

dem gebrochenen Fuß. Sie trugen sie vorsichtig in den Verschlag, bettelten sie warm ins frische, duftende Stroh, machten ihnen kühle Umschläge um die Stirn und gaben ihnen heißen, treibenden Tee zu trinken. Ihren eigenen Jungen lud sich die Weißin, weil gerade keine hilfreiche Hand in der Nähe war, ganz alleine auf und brachte ihn zu den anderen. So schwer es ihr wurde, sie trug ihn behutsam, ganz behutsam über die Schwelle und durch die niedrige Stalltür, als trüge sie ihn noch wie damals vor zehn Jahren den Ungeborenen. Die Arme zitterten ihr freilich dabei, sie kam außer Atem, und durch die Brust ging ihr ein messerscharfer Stich, aber sie ließ nicht los. Nur als sie ihn niederließ, gaben ihr die Knie nach, daß sie neben dem Kinde ins Stroh sank. Dabei lächelte sie, sie hatte es geschafft, nun mochten die Knie ruhen. Sie lächelte ein wenig hart, wie es Frauen tun, denen das Lächeln nicht im täglichen Gesicht steht. Doch der Junge hatte keinen Schmerz gelitten.

Als die Männer hereintraten, war die Suppe auf dem Herde fertig. Sie warfen einen raschen Blick nach dem alten Jurti hinüber, ob es ihn störe. Aber es störte ihn nicht. Er hörte wohl gar nichts, nicht einmal seinen keuchenden Atem. Dann löffelten sie schweigend das heiße Essen aus dem Kessel. Später versuchte die Weißin, dem Alten ein wenig Suppe einzulösen, aber der Mund vertweigerte sie. Sie floß in den strähnigen, grauen Bart und auf den Kittel herab. Es war, als habe der alte Jurti nichts mehr mit dieser Welt und ihren Gelüsten zu tun. Da ließ sie es.

Als der Tag zu Ende ging, zündeten sie den Rienspan an und steckten ihn über dem Herde ins Gebälk. Dann machten sie untereinander die Nachtruhe aus. Der Hartmann und der Engel sollten heute nacht in der Kornriege bei den Pferden und bei der Habe schlafen, damit ihnen in der Dunkelheit niemand über ihr Eigentum ging. Die Tore waren gründlich abgesperrt, aber wer konnte hier trauen? Sie wollten damit allnächstlich abwechseln, bis sie alle eine eigene Hausung gefunden hatten. Der Hartmann und der Engel zogen ab.

Sie waren von diesem Tage zum Umfallen müde. Die Kinder lagen kaum auf dem Stroh und hatten sich noch nicht den Schlappfelz über die Ohren gezogen, da waren sie

schon fest entschlummert, und nichts konnte sie mehr wach machen. Die Frauen gingen unter den Schläfern umher, stellten Geschirr ab, hängten die Kleider, die noch nicht vom Regen getrocknet waren, über die Balken, sagten gute Nacht und löschten das Feuer. Dann gingen auch sie schlafen, die Hartmannin und die Engelin in den Verschlag zu den kranken Kindern, denen immer noch ein zäher Husten in der Brust saß, die Weizin und Jakob Weiß in der Stube. Da lagen sie alle, eng gepfercht wie das Scheitholz im Schober, aber sie konnten wenigstens schlafen, seit Tagen und Nächten wieder einmal richtig schlafen, in einer warmen Stube, ein Dach über dem Kopfe.

Mitten in der Nacht wachte Jakob Weiß auf. Es dünkte ihn, als gehe in der Stube etwas vor sich, er konnte nicht sagen was, etwas Rätselhaftes. Er lauschte, aber da war nichts als das ruhige Atmen der Kinder und in der Kammer hin und wieder ein Husten der Kranken. Jemand drehte sich im Stroh auf die andere Seite, dann war wieder Stille. Auch von draußen drang kein Laut herein. Er mochte sich getäuscht haben und rückte sich gerade wieder zum Schlaf zurecht.

Aber da fiel es ihm ein. Nein, es war kein Geräusch, das ihn geweckt hatte. Vielmehr, es fehlte etwas, etwas war vorher da und war jetzt nicht mehr da. Das hatte ihn geweckt. Es war plötzlich stiller und leerer in der Stube. Er suchte sich zu besinnen. Und da wußte er auf einmal auch, was fehlte: Das Röcheln des alten Jurti. Er hörte es nicht mehr, es war nicht mehr da. Von dort, wo der Alte schlief, kam kein Laut mehr.

Da erschrak Jakob Weiß, daß ihm das Herz fast still stand. Er sprang leise auf, griff den Rienspan vom Balken und stieß ihn unter die Herdasche in die letzte Glut, bis er zu schwelen und zu brennen ansing.

Dort lag der Alte, wie er den ganzen Tag gelegen hatte. Oder lag er nicht anders?

Mit bebenden Fingern schob Jakob Weiß den Rien in die Balkenwand, bis er darin festklemmte. Die Hände des Alten, die unter dem Pelz auf der Brust gelegen hatten, waren herabgeglitten, sie lagen schlaff und als gehörten sie ihm nicht zu, neben dem gestreckten Körper im Stroh, hier

die eine, drüben die andere. Die Brust, die ruhelos raselnde, war still geworden, ganz still.

Und dann sah er die Augen.

Die grauen Augen waren jetzt weit aufgetan. Sie blickten groß und unerbittlich unter den wimperlosen Lidern zur Decke, und das rötliche, flackernde Kienlicht spiegelte sich darin wie im Glas. Solche Augen hatte Jakob Weiß noch nie an einem Menschen gesehen, weder im Leben noch im Tode. Sie waren gebrochen, und doch schienen sie durch alles hindurchzuschauen. Er wagte nicht, sich über das Gesicht zu beugen, damit ihn nicht ein Blick aus diesen Augen treffe.

Er nahm einen Strohhalm auf und legte ihn dem Alten über die halbgeöffneten Lippen, die den zahnlosen Mund enthüllten, als habe er im letzten Entsetzen noch einmal sprechen wollen. Oder schreien wollen. Vielleicht war es sehr schwer gewesen. Und alle hatten geschlafen. Der Strohhalm lag kalt und still auf den dünnen Lippen. Kein Leben ging da mehr hindurch.

Jakob Weiß drückte ihm die erbarmungslosen Augen zu und zog den Mantel über das Gesicht hinauf. Dann öffnete er die Rauchluke, damit die gefangene Seele hinausfliegen könne. Die Sterne leuchteten aus dem verhangenen Himmel. Er kauerte sich an der Wand nieder und hielt neben dem lebendigen Atem der vielen Schläfer bis zur Morgendämmerung dem alten Jurti die Totenwache.

Am anderen Morgen litt es die Wirte nicht mehr in der Hütte im Geschwätz und Geschrei der Kinder und in dem geschäftigen Treiben der Frauen. Sie mußten über Land, sich den Acker ansehen, auf dem sie heimisch werden sollten. Das Wetter hatte aufgeklart, ein milder Herbsthimmel zog, weiß mit Blau untermischt, über die Felder. Der Wind blies frisch aus der trockenen Ecke, und es hatte den Anschein, als wollten Himmel und guter Wind von Dauer sein. Soviel Himmelsgeographie hatten sie aus dem Weichselland mitgebracht und eine gute Nase dazu, die in der Luft zu riechen verstand.

Sie liefen weit hinaus und blieben bis in den Nachmittag. Mit jedem Schritte spürten sie die Erde unter ihren Füßen ab, jeder Schritt war ja ein Schritt in ihr eigenes,

kommendes Dasein. Würde diese Erde sie tragen? Würde sie ihnen treu sein? Es war, als suchten sie ihr Herz zu erkunden. Ihre Augen waren voll von Erwartung und von einer geheimen, unruhigen Neugier, aber sie hätten es niemandem eingestanden. Sie sahen sich um und taten gelassen. Von Zeit zu Zeit standen sie still, die Augen am Boden, und maßen die Ackerkrume mit abschätzendem Blick.

Auf die Nachricht von Jurtis Tode war der Gemeindeälteste, dem sie der Junge des Engel in der Frühe gleich nach dem Aufwachen rasenden Laufes überbracht hatte, mit bedächtiger Eile ins Haus gekommen, hatte den Verstorbeneu liegen gesehen, Hand und Auge geprüft, groß das Kreuz über der Brust geschlagen und war wieder gegangen. Dann holten die Gutsknechte den Toten ab, schlugen ihn in seinen Pelz und legten ihn drüben in der Kornriege auf dem Stroh nieder. Gegen Mittag brachten sie einen Sarg, eine roh zusammengeklebete Holzkruste mit weißen Blumen darauf gemalt. Sie betteten den alten Jurti darin auf Stroh und Sacktuch und nagelten die Kruste zu. Am Nachmittag war der Pope da, sang und sprach die Totengebete, sprengte das geweihte Wasser gegen Teufel und Dämonen über den Sarg und sie trugen ihn mit frommen Gebeten hinaus aufs Totenfeld. Sie gaben ihm auch eine geschnitzte Heiligenfigur und grellbunte Apostelbilder ins Grab mit. Dann polterte die Erde auf ihn herab, und über der Grube wölbte sich der nasse, frische Hügel. So schied der alte Jurti aus dem Dorfe. Der Pope aber und der Gemeindeälteste saßen noch bis zum Abend mit dem Waggar in der Kammer, zechten und aßen und zechten weiter, und der Pope wußte viele vergnügliche Geschichten zu erzählen, über die seine Zuhörer laut lachten, bis er endlich doch die Klinke in die Hand nehmen und nach Hause wandern mußte.

Jakob Weiß schritt voran durch die Felder. Wohin sie sahen, lag die Brache seit der Ernte unberührt und wartete auf das kommende Frühjahr. Ein paar Kartoffelfelder und Rübenfelder waren dazwischen zerstreut. Während das Kartoffelkraut schon welk und braun am Boden lag, war das Rübenkraut vom Regen mächtig ins Zeug geschossen. Das

Kartoffelland und das Rübenland war Herrenland. Die Bauern legten keine Kartoffeln, sie ekelten sich vor den Erdknollen, dieser neuen Mode, die seit ein paar Jahren von den Schwaben, den Deutschen, herübergekommen war. Unter sich nannten sie die Deutschen die Kartoffelfresser und gebrauchten das Wort als Schimpf. Auch der Herr ließ das Zeug nur den Schweinen vorwerfen wie die Rüben den Kindern, sie gingen ins Fett, und der Preis stieg davon, wenn sie der Viehjuden im Winter kaufen kam oder wenn sie sie zum Michaelimarkt nach Ludwipol trieben.

Berstreut lag vor ihnen das Wirteland, in kleine Lofstellen zersplittert, eine halbe Desjatine die Stelle, eine viertel, nicht größer, Raine und Wege dazwischen, die den Feldern den Boden noch mehr beschnitten. Hier standen noch die Maisstauden, denen man Frucht und Stroh nur unsauber abgerauft hatte. Dort ragten die Kornstoppeln noch fast armhoch über dem Acker. Das Herrenland drüben aber zerschnitt kein Weg und kein Rain. Es hatte Raum, es konnte sich ausdehnen, niemand stand ihm im Wege, forderte Platz oder bemaß ihm die Grenzen. Drüben auf der Weide gingen die Kinder und rupften sich das magere Gras. Sie hatten die Regentage über im Stall gestanden, heute waren sie wieder ausgetrieben worden. Mit nassen Mäulern, dumpf herüberglozend, Schenkel, Bauch und Euter schmutzverkrustet, fraßen sie sich von Büschel zu Büschel. Der Hütejunge saß auf einem Kiefernast am Waldrand und siepte auf seiner Rohrflöte.

Dann begannen zwischen Kiefern und Fichtengestrüpp die armseligen Waldstellen der hinteren Wirte. Es schien den Männern oft, als könnten in diesem Getrümmer von Holzhütten, gegen die sogar die Dorfklatsen noch standhaft und pfleglich sauber erschienen, kaum noch Menschentwesen haufen, und trotzdem lugte dort und hier aus einem Bretterloch noch ein Gesicht hervor, trotzdem sprangen zwischen den Erdhaufen, die oftmals mit ein paar Ästen und Stämmen bedeckt, eine Behausung darstellen sollten, ein verhungertes Hund und Kinder herum, die mit irgendeinem unsagbaren Lumpen bekleidet waren. Der Hartmann sagte, das sei nicht mehr christlich, das sei schon heidnisch, eine Gotteslästerung sei das. Und der Engel meinte, was das

wohl für eine ihm noch nicht bekannte Art von Tieren sein mochte.

Sie gingen eine gute halbe Stunde durch den Wald, dann hatten sie den letzten Waldwirt hinter sich. Auf dem leichten, sandigen Boden hatte nur die Kiefer und die Fichte ihren Stand, ihr Nadelzeug, seit Jahrhunderten immer wieder dem Erdreich vermengt, hatte auf dem kiesigen Grunde einen neuen Humus gebildet, auf dem sich Pilze und Moose breit machten, lichtscheues Gesindel unter den Pflanzen, und nur dort, wo die Sonne durch das dichte Gezweig springen konnte, hatten sich Farne und zähe, scharfe Gräser angesiedelt. Von den Stämmen wucherten langfahnlige, graue Flechten und flatterten im Winde.

In der Richtung eines Fichtenschlages hatte ein Köhler den Meiler gebaut. Auf der Brandstelle, auf dem schwarzen, verkohlten Boden war die Holzpyramide aufgeführt, halbtrockene Fichtenkloben, von denen das Harz in klaren Perlen und in weißen Krusten tropfte, im Kreise rund geschichtet und an ihrem unteren Teile mit Gras und Erdballen abgedichtet. Oben rings um die Spitze der Pyramide zog der graue Rauch in dicken Schwaden ab und lag über dem ganzen Revier, daß man es schon von weitem roch. Es war seltsam, wie lautlos der Brand vor sich ging, der den Meiler von innen verzehrte, kein Knacken, kein Sprühen war zu hören. Der Köhler saß davor, ein zerzauster Patriarch mit Pelzmütze, Pasteln und verschmierter Pelzjacke. Er schnitzte an einem Holzlöffel herum. Der Stiel war schon fertig, nun höhlt er aus dem klobigen Kopfstück das Gerund der gewölbten Schaufel. Als die Wirtte vor ihm stehenblieben, ließ er sich nach einem hingemurmelten Gruße nicht in seinem Treiben stören.

Jakob Weiß tat eine Frage an den Köhler, wer sein Herr sei, ob er als Hintersasse oder Buschwächter zum Pan Podlewski gehöre, was für eine Nutzung der Glachzig aus dem Walde ziehe.

Der Köhler antwortete nicht, er sah nicht einmal empor. Da glaubten sie, er verstehe ihre Sprache nicht, sie schwiegen und standen dabei. Nach einer geraumen Zeit war der Löffel fertig. Der Köhler erhob sich, legte Löffel und Messer beiseite und prüfte das Feuer. Er rückte an den Holzschei-

ten und stocherte mit einem Stabe darin herum. Da schwelte der Meiler schwächer. Danach ging er mit schlürpfenden Schritten zum Waldrand hinüber, er schleppte das linke Bein hinkend nach. Da sahen die Wirte, daß er sich unter den Bäumen aus Gezweig und dünnen Stämmen eine Laube gebaut hatte, darin eine Laubschütte aus weichen, weichen Blättern, eine alte Decke und eine Holzkruste mit allerlei Gerätschaften, was er so brauchte.

Nach einer Weile kam er zurück, ein Stück Holz in der Hand, setzte sich wieder zum Feuer und sang an, mit dem Messer die Rinde zu schälen. Er zog sorgfältig die Bastfasern von dem weißen Holzkern, er war trocken und schnittfest.

Da drehte der Alte den Kopf über die Schulter und musterte Jakob Weiß und die anderen beiden Wirte lange Zeit.

Ihr seid die Deutschen, die gestern auf den Hof gekommen sind? fragte er und fuhr fort, ohne auf eine Antwort zu warten.

Der Herr hat euch ins Land geholt, ich weiß es, aber jetzt ist es ihm nicht mehr lieb. Er fürchtet, die Germanen fordern und wollen immer mehr haben, er fürchtet, die Germanen arbeiten ihn zum Hause hinaus, legen Geld auf den Tisch, immer mehr Geld und bezahlen alles. Aber wenn der Herr Geld sieht, gute harte Rubel, da wird er schwach. Und so fürchtet er wohl, daß er euer Geld nimmt und dabei doch am Ende verliert. Ihr seid nicht gut mit dem Herrn gefahren, er wird euch vielleicht gar kein Land geben wollen. Es war nicht gut, daß ihr überhaupt nach Wolhynien gekommen seid. Was wollt ihr bei uns? Warum seid ihr aus euerm Lande gegangen? Gehet ein redlicher Mensch von zu Hause weg, wo er Väterchen und Mütterchen und Nachbarn und Freundschaft hatte? Aber ihr seid trotz allem weggefahren. Warum habt ihr es getan? Warum seid ihr zu uns gekommen? Wollt ihr redliche Menschen sein? Ist es euch schlecht ergangen, wo ihr zu Hause wartet?

Der Alte hatte Holz und Messer aus der Hand gelegt, war aufgesprungen und stand vor den Männern, mit den Armen fuchelnd und die grimmigen Worte in seinen Bart sprudelnd. Sein Gesicht war rot vor Zorn. Sein Bart bebte.

Jetzt kommt ihr zu uns und nehmt uns unser Land weg. Ihr sagt, ihr erhaltet es vom Herrn, aber bald wird es Seelenland sein, da hat der Slachzig kein Recht mehr über das Land. Dann gehört es den Muschiks, dann bekommt es der arme Muschik, dann hat jeder von uns sein Land, frei, ohne Schuld und Zins, und der Herr wird nicht anders sein wie wir. Was wollt ihr dann noch hier? Man wird euch Germanski hinausjagen, und ihr werdet mit Schimpf und Schande fort müssen. Ach, geht doch, ihr Schwaben, ehe sie euch fortjagen!

Ich weiß, ihr werdet uns die Acker wegnehmen, ihr werdet euch wie die Maulwürfe hineinstürzen, ihr werdet graben und ackern und ernten und mit dem Frieden unter den Menschen wird es bei uns aus sein. Ihr werdet nicht zur Ruhe kommen, keinen Tag und keine Stunde, denn was gilt euch Ruhe, wo ihr nicht arbeiten, nicht hasten und schuften könnt, ihr Schwaben! Ich weiß es, ihr werdet nicht Ruhe haben, wenn der Acker seine Frucht getragen hat, ihr werdet ihn spornen und schlagen, bis ihr ihm zweimal soviel Frucht abzwingt, wo ihr von einer satt werdet. Was soll euch das viele? Das werdet ihr alles mit unserem Lande tun, es wird so werden wie ihr, ruhelos und gierig. Aber die Bier wird euch fressen, ihr werdet an ihr sterben und nicht begreifen warum. Bloß das Land wird so bleiben, wie ihr wart, ohne Ruhe. Den Frieden nehmt ihr uns weg und keiner bringt ihn wieder.

Seine Rede war eine Klage geworden. Der Alte stand da wie ein grauhaariges Kind. Er hob beschwörend die Arme, Tränen traten ihm in die Augen, er jammerte, er flehte nur noch, sein Jorn war verbracht.

Da, — und da!

Er zeigte auf die Erde, wo die Männer vorher gestanden hatten. Ihre Fußstapfen hatten sich in die schwarze Holzasche eingegraben.

So wird es nachher sein! Im ganzen Lande wird man eure Fußspuren sehen, und sie gehen nicht mehr weg, sie bleiben auf uns. Ihr nehmt unseren Hütten den Frieden. Wir waren glücklich, aber da kamt ihr, und nun ist bald niemand mehr glücklich. Die Burschen verlernen das Tanzen, und wie konnten sie tanzen, abends, wenn wir auf der Haus-

schwelle saßen. Sie verlernen es, weil sie nur noch hinter dem Pfluge gehen können. Die Mädchen werden nicht mehr singen. Habt ihr sie schon einmal singen gehört? Nein, sie singen nicht mehr, seid ihr da seid. Sie sind stumm geworden.

Die Wirte wollten sprechen, sie wollten etwas zum Guten sagen. Ihr anfänglicher Zorn hatte sich gelegt, — nein, dem da brauchte man nicht im Zorn zu begegnen. Es war kein Feind, es war ein alter Mann, der traurig schwazte. Der Köhler hörte sie gar nicht, als sie ihn unterbrechen wollten. Er lief zum Feuer und kam wieder zurück.

Ach, und der Wald, das gute Waldchen! Da werdet ihr mit Axt und Säge kommen, werdet die Bäume schlagen und die Wurzeln roden und den Busch verbrennen. Ja, ihr werdet mit eurer Gier den Wald fressen, den guten Wald, der vor euch das ganze Land besessen hat. Aber ihr laßt ihn nicht leben, ihr Schwaben. Baum für Baum muß geholt werden, damit ihr Acker habt und noch mehr Acker machen könnt, auch wenn ihr längst satt seid. Und wo sollen die Vögelchen singen? Und wo soll das Getier wohnen, wenn ihr kommt? Denn ihr denkt ja nicht an die Kreatur, die Gott auch geschaffen hat. Die Vögelchen werden wegfliegen, wenn ihr kommt. Das Getier wird sterben. Und das Baumland wird glattes, trockenes Feld. Das macht ihr aus dem guten Walde.

Der Alte saß wieder wie zuvor auf seinem Fleck, sprach leise vor sich hin und wiegte den Kopf. Er hatte Messer und Holz zur Hand genommen und begann von neuem daran zu schnitzeln. Jakob Weiß und der Engel sahen sich an. Sollten sie ihm auf diese Rede erwidern? Selbst wenn er ihre Worte hören würde, glaubten sie nicht, daß er sie verstehen würde. Da gingen sie weiter.

Aber sie vergaßen nicht, was er gesagt hatte, sie vergaßen keine seiner Verwünschungen und gingen schweigsam über die Felder zurück. Als das Dorf schon zu sehen war, sagte der Engel und sah Jakob Weiß an:

Sie wollen, daß Gott uns verderben läßt.

Komm, sagte Jakob Weiß, wir können nicht stehenbleiben.

So kamen sie ins Dorf zurück.

*

Zu Michaeli machte der Slachzig mit den deutschen Wirten die Verträge. Sie erhielten im Mittagswalde, nahe am Dorf, jeder vier Desjatinen Land, sie waren noch zu schlagen und zu roden. Sie durften sich auch von dem geschlagenen Holz Bauholz behalten, soviel sie für Haus, Stall und Riege brauchten, dafür schuldete jeder Wirt dem Herrn zehn Gespanne in der Kartoffelernte. Vom nächsten Jahr ab würden es nur noch fünf sein. Zum Frühjahr hatte jeder eine Loffstelle im Uckerland zu pflügen, zu eggen und zu säen, im Sommer am gleichen Ort die Ernte einzubringen, dazu die Gespanne zu stellen. In der Heumahd leisteten sie an sechs Tagen Gehorch auf den Herrenwiesen, wie es der Herr bestimmte. Zu Michaeli hatten sie den Zins zu entrichten, es waren fünf Silberrubel und zweiunddreißig Kopeken. Dazu bekam der Herr von der Ernte vierzehn Pud Korn und zehn Pud Weizen je Wirt. Jeder Wirt mußte außerdem drei Kühe halten und dafür sorgen, daß sie kalbten. Dafür bekam der Herr jedes vierte Kalb aus dem Stalle und zu jedem Michaelizins zwei Wedro Butter. Die Deutschen durften dafür die Weide im Walde nutzen und das gefallene Holz sammeln. Ferner hatten die Wirte den Weg durch die Kolonie zu bauen und zu unterhalten und auf Geheiß die Wege im Gutsbezirk aufzuschütten, sie sollten auch, wenn es der Herr für nötig hielt, an der Feldentwässerung und beim Bau auf dem Gutshofe Dienste tun, im Frühjahr nach der Feldbestellung und im Herbst nach der Ernte zwei Tage in der Woche. So lauteten die Verträge, die der Herr aufsezte.

Wer vor der Frist von zehn Jahren wieder davonging, der sollte nur sein Eigentum mitnehmen dürfen. Alles Stehende und Liegende aber verfiel dem Herrn, wie Haus, Stall, Feld und dergleichen, dazu drei von vier Leilen der Ernte in der Riege. Wer nach zehn Jahren fortging, konnte alles dem Herrn verkaufen, er würde ihm eine billige Entschädigung für seiner Hände Arbeit geben.

So stand es geschrieben. So konnte Jakob Weiß es dem Hartmann und dem Engel vorlesen. Sie hatten sich gestäubt wie gegen die Pest, als der Herr sie rufen ließ und ihnen den Vertrag bekannt gab. Nein, das täten sie nicht. Das unterschriebe keiner von ihnen.

Gut, sagte der Herr, dann geht ihr morgen aus dem Dorfe.

Das konnten sie nicht. Sie kamen mit ihren Fuhren nicht mehr weit vor dem Winter, und wo sollten sie jetzt hin?

Das geht mich nichts an, erwiderte Pan Podlewski. Und die drei Rubel Handgeld, die ihr bekommen habt, legt hier gleich auf den Tisch.

Als sie sahen, daß der Herr nur aus der Thür ging, während sie um ihr Leben redeten, versuchten sie zu handeln, abzuschlagen und wenigstens das eine oder andere aus diesem teuflischen Ding da, dem Vertrage, noch herauszustreichen.

Auf ein Wort, Herr, sagte Jakob Weiß. Der Herr blieb in der Thür stehen.

Da erklärte Jakob Weiß, sie wollten bald bauen, aber da wäre noch viel Rodearbeit jetzt und im nächsten Jahre, und der Boden würde im ersten Sommer noch nicht viel Frucht tragen. Darum möge ihnen der Herr den Gehorch in der Hofarbeit wenigstens erlassen und auf dem Herrenland mildern. Jakob Weiß war kein Meister in der Rede, er drehte jedes Wort sozusagen erst dreimal in den Händen um und um, ehe er es herausbrachte. Es würgte ihn in der Kehle, so vor dem Glazizzen zu stehen und reden zu müssen. Er handelte um jeden Tag, um jede Kopeke.

Aber der Herr ging vom Gehorch nicht ab. Den Michaelizins ließ er ein wenig herab, auch den Kornzins und den Weizenzins senkte er ihnen um ein Pud, aber den Gehorch hielt er aufrecht.

Sie sagten, es gehe gegen das Geseß. Da lachte er nur und fing darauf an zu fluchen, wie er am ersten Tage geflucht hatte. Er drohte ihnen wieder mit der Peitsche, da schwiegen sie nur. Nein, sie richteten nicht mehr viel aus, dann mußten sie doch unterschreiben, alle drei. Der Waggar stand dabei und grinste. Da sahen sie ein, daß alles weitere vergeblich sei und verließen die Schreibkammer.

Sie waren erbittert bis auf den Grund des Herzens, aber sie konnten es nicht einmal jemandem zeigen. Nur die Frauen spürten es, aber sie schwiegen und faßten die Hausarbeit an Vieh und Geschirr um so fester an.

Gleich am nächsten Tage gingen die Männer in den

Wald. Der Waggar und der Gemeindeälteste steckten ihnen das Land ab, und sie mußten scharf aufpassen, daß sie nicht, ihnen zum Schaden, zu wenig vermaßen oder die Schnur schief legten. Sie schlugen die Grenzsteine ein, recht tief, damit nicht etwa in der Nacht die Muschiken kommen und sie herausreißen konnten. Dann schritten sie das Gelände ab, das nun das ihre werden sollte.

Das Land lag gegen Süden. Einen Steintwurf weit von der letzten Hütte des Dorfes begann es. Als ersten vermaßen sie den Grund für den Engel, danach für Jakob Weiß und am Ende für den Hartmann. Je ein Teil des Landes lag im niederen, geräumten Bortwald. Hier brauchten sie nur das Gesträuch zu schlagen und die Wurzeln umzupflügen, das würden sie vielleicht noch vor dem Schnee hinbringen, dann hatten sie schon das Saatland für das nächste Frühjahr fertig. Die Häuser wollten sie an der Grenze des hohen Waldes bauen, da lag das Bauholz dann am nächsten und sie verkürzten sich das Saatland nicht zu sehr. Sie steckten schon das Bauland ab, denn die Hütten sollten wie zu Hause ordentlich in einer Reihe liegen, mit Gärten davor und den Hof der Straße zugekehrt. Auch die Straße bezeichneten sie gleich quer durch den Wald. Ja, sie sahen die ganze Kolonie schon vor ihren Augen hier mitten in der Wildnis, blitz und blank die Häuser, geräumig und sauber die Ställe, die Gärten in blühendem Flor und fett und glänzend in seinem Fell das Vieh. Sie brauchten nur die Augen zuzumachen, dann sahen sie das alles. Sie sahen nicht auf den Schweiß, nicht auf die verarbeiteten Hände, die krummen Rücken, und was das alles noch kosten würde. Sie sahen nur das Ende, wenn die Höfe in Wohlstand und Nahrung stehen würden, diese Schwaben. Und es war gut so, denn sonst hätten sie vielleicht auch die Sorgen, Not, Angste und Tod gesehen, die über sie hingehen würden, bis das harte Ziel erreicht war. So aber packten sie mit ihren Fäusten froher und kräftiger zu und schafften gleich in den ersten Tagen viel.

Am nächsten Morgen brachte Jakob Weiß den Alexander Gutskis, den Schäfer aus Lettland. Er verstand sich auf das Rutengehen und hatte im Dorfe schon einige Brunnen gesucht. Er nahm sein Holz in die Hände und schritt

das Land ab. Wo die Rute auslug, steckten die Wirte Pföcke in die Erde, und es ergab sich, daß Wasseradern auch mitten durch ihre vermessenen Höfe gingen, so daß sie das Bauland nur auf Hartmanns Boden ein wenig zu verändern brauchten. Dann sängen sie gleich an, als erstes Haus das Haus für den Engel auszuschnitten. Sie hatten beschlossen, alle drei gemeinsam zu bauen, ein Haus nach dem anderen, und einen tüchtigen Steinsockel mit Unterkellerung zu setzen, nicht bloß so eine gestampfte Tenne mit Balken darüber. Sie wollten sich ordentlich und mit allem, was zu einer richtigen Wirtschaft gehört, hier niederlassen, nicht wie Zigeuner und Muschiken. Das hatte Jakob Weiß von Anfang an gesagt, und dabei blieb es.

Dazwischen kam freilich die Kartoffelernte auf dem Herrenland. Drei Tage mußten sie hinaus und Gespanne fahren, es war so ausgemacht. Und am vierten Tage setzte Regen ein, kalter triefender Regen. Sie gingen trotzdem hinaus auf ihr Land, denn das Wasser sammelte sich in der Schachtung und löste die Wände ab. Da mußten sie dabei sein, um Schaden zu verhüten. Die Kinder schickten sie währenddem auf das Kartoffelland des Herrn, Nachlese halten, wie es üblich war. Denn sie wollten sich alle drei zusammen über den Winter noch ein Schwein in den Stall stellen.

Als die Kartoffelernte zu Ende war, besann sich der Glachziz, daß die Gutswege in Stand gesetzt werden mußten, sie waren seit langem zerfahren und untwegsam. Da hatten sich die Wirte wieder mit den Fuhrn zu stellen, jeder zwei Tage in der Woche, mußten Sand fahren, Holzbrücken ausbessern und Weggräben reinigen. Sie machten es so untereinander ab, daß immer einer von ihnen in der Hofarbeit war und die beiden anderen die Arbeit auf seiner Rodung für ihn mit verrichteten. So ging es abwechselnd die Herbstwochen lang, solange der Herr es bestimmte.

Die zu Hause blieben, nahmen sich erst des Niederwaldes an, legten die Sträucher um, rodeten die Wurzeln, — es ging nur langsam, denn die Sträucher standen dicht, — und pflügten das Saatland durch. Die Frauen und Kinder hackten inzwischen das Buschholz zu Brennholz und fuhren es ab, schachteten die Lehmgrube aus, die sie hinten im Walde gefunden hatten, schnitten das Gras und

trugen es heim und sammelten Laubstreu unter den Bäumen. Dann brauchten sie Steine für das Haus unten, aber Steine gab es nicht, weder im Walde, noch auf den Aekern, nirgends, nur Sand und Lehm hier oder dort. Es blieb nichts übrig, als Backsteine zu brennen, hier am offenen Feuer, in unbeständiger Hitze. Die Kinder formten die Lehmklumpen und trugen sie zum Trockenlager, die Frauen unterhielten die Brandstellen, die sie in die Erde eingegraben hatten, legten die Lehmvierecke in die Glut und schützeten Holz und Späne darüber. Nächtelang mußten die Feuer brennen, ehe sie den festen Stein herausnehmen konnten, und manchmal kam ein Regenguß dazwischen und löschte die Glut aus, obwohl sie aus Ästen und Laub ein Schußdach darüber gebaut hatten.

Es war Oktober vorbei, als sie das Saatland untergepflügt hatten und der Herr sie vom Hofe ließ, daß sie die Arbeit am Hausbau beginnen konnten. Unter dem Trockendach lagerten die fertigen Backsteine, genug für zwei Häuser. Die Frauen hatten sie in langen Tagen und Nächten gebrannt und nicht auf Sturm und Regen geachtet. Die Handballen waren ihnen wund und verbrannt und die Augen entzündet vom vielen Wachen und von dem unaufhörlichen Anblick der Glut. Eines Nachts schlief die Engelin, von der Müdigkeit überwältigt, am offenen Feuer ein, da verbrannte ihr die ganze Partie Steine in der Brandstelle. Darauf ging sie in den nächsten Tagen doppelt ins Zeug, daß die anderen sie schließlich gewaltsam nach Hause schicken mußten. Auch die Kinder hatten in der ersten Zeit mithelfen müssen, aber ihre weichen Finger vertrugen die Hitze und den scharfen Griff in den spröden Stein nicht, sie wurden wund und begannen zu eitern. Da hatten die Frauen mit Pflege und Verband noch mehr zu tun.

Jetzt fingen die Männer mit Engels Haus an. Zuerst wurden die Bäume gefällt, die im Bauland standen. Das gab Holz, gutes Kiefernholz zum Bauen, aber es war viel zu frisch, auch dann noch, als sie es lange in der spärlichen Novembersonne trocknen ließen. Die Wurzeln lagen tief und verzweigten sich weit. Da war die Arbeit mit Haue und Art nicht leicht, denn in den Nächten fror der Boden fest und war am Morgen hart wie Stein. Wenn der Weiß und

der Hartmann die Stämme von der Rinde frei machten und mit dem Bretteisen — mehr hatten sie nicht — dem Holze Schliff und Kante gaben und die Balken zerlegten, stand der Engel unten im Schacht, legte den Keller mit den Ziegeln aus und setzte die Wände. Die Frauen und die Kinder karrten Lehm, bereiteten den Mörtel und brachten die Steine. Dann kletterte wohl auch der junge Anton Weiß, dessen Fuß endlich wieder geheilt war, in die Grube und half dem Engel, den Kellerboden und die Wände auszu-legen, oder er griff nach der dritten Art und schlug die Äste von den gefällten Stämmen. Langsam, ganz langsam und mit hundertfacher Mühsal, mit schmerzenden Rücken, mit verklemmten Fingern, mit schweißtriefenden Stirnen und Blutblasen an den Händen ging es vorwärts, viel zu langsam für die Angst, der große Schnee könnte hereinbrechen und alles verderben. Es ging vorwärts, jeden Abend, wenn sie schon in der Dunkelheit das Werkzeug sinken ließen, wußten sie, daß ein neues Stück geschafft war. Heute war der Keller fertig und wartete nur noch auf das Eindecken, morgen lag das ganze Bauland frei, zwölf Bäume waren geschlagen und entholzt, vielklasterverhohe Ungetüme, und so ging es Tag um Tag voran. Aber schneller als das Haus stieg, verrann die Zeit.

Täglich kamen die Ukrainer hergelaufen, standen dabei, sahen zu und suchten mit Stirnrunzeln und Kopfschütteln ihre Ratschläge an den Mann zu bringen. Die Wirte hörten ihnen kaum zu und gingen selten auf eine Antwort ein. Sie hatten keine Zeit zu langen Reden, kaum daß sie sich selber mit drei knappen Worten verständigten, und das war wenig nötig. Sie wußten vorher, was getan werden mußte, und taten es stumm.

Zu deine Weisheit in den Spartopf, hast selbst nicht viel davon, sagte Jakob Weiß, wenn die Ukrainer sich mit diesem oder jenem wichtig machten. Als das nicht half, drückte er dem Tomas Slatinin, der gerade dabei stand, ohne ein Wort die Haue in die Hand und bedeutete ihm, daß er mit ihnen den Stubben da unten herausbrechen sollte. Da lächelte Tomas Slatinin verlegen, stellte die Haue, als Jakob Weiß sich wieder weggedreht hatte, an den Stamm und drückte sich davon.

Unterdessen hatte sich andere Arbeit dringend eingestellt.. Die Pferde und die vier Kühe, die in der baufälligen Kornriege des alten Jurti standen, froren in den Nächten schon zum Erbarmen. Wenn sie noch länger in der Kälte standen, wurden sie krank, und die Wirte hatten das Nachsehen. Da mußten sie die Riege, die fingerbreite Spalte zeigte und Wind und kalte Luft ungehindert einließ, von oben bis unten mit Brettern verschlagen. Sie taten noch mehr, sie dichteten sie von innen mit Stroh ab, wo ihnen die Tiere das Stroh nicht herunterfressen konnten. Es blieb ihnen nichts anderes übrig. Das nahm ihnen drei Tage ihrer wenigen Zeit, aber dann stand das Vieh warm und sicher.

Als das getan war, gingen sie auch gleich an den Holzverschlag bei der Hütte, in dem der alte Jurti ehemals Schweine und Hühner gehalten hatte und der jetzt den Frauen und Kindern zum Schlafen diente. Es hatte nicht viel geholfen, daß sie bei ihrem Einzug die Wände mit Moos und Reifig verstärkt hatten, je mehr die Nachtkälte zunahm, um so unhäuslicher wurde es in dem Verschlage. Nun zogen sie eine zweite Brettterwand um die erste und legten eine feste Strohfüllung dazwischen, daß auch kein Windchen eindringen konnte. Abends trugen die Frauen heiße Ziegelsteine hinein, die wärmten das Lager auf. So konnten alle wieder schlafen, auch die Hartmannin, die von den Regennächten beim Ziegelbrennen und von der kalten Schlafstätte wieder das Reißen in den Beinen bekommen hatte und an manchem Morgen nur am Stocke zu gehen vermochte.

Nach diesem Werk galt es sogleich, an das neue Hausdach zu gehen, denn die Strohmatten auf Jurtis Hütte hatten dem strömenden Oktoberregen nicht Einhalt zu gebieten vermocht. Es regnete in die Stube, sobald sich nur der Himmel bezog, und die Wassersnot wurde mit jedem Regen größer. Da mußten die Wirte zum Waggar um Stroh bitten gehen und bezahlen es glatt auf den Tisch, freilich nicht ohne einen kleinen Abstrich, wie es so üblich war. Der Waggar wollte das Geld sehen und sagte: Ohne Petaken kein Stroh. Aber das wertane Geld sing sie bald zu reuen an. In den Schobern draußen auf dem Felde

suchten sie sich selber gründlich aus, was sie brauchten und fuhren es nach Hause.

Die Frauen und Kinder saßen hinter dem Hause, bündelten die Halme nach Länge und Lage, zogen die Schnüre, die die armdicken Flechten zusammenhielten, fest durch und banden die Matten zusammen. Die Männer standen auf dem Dach, warfen das Verfaulte herab und schoben die Lagen, die noch brauchbar waren, eng nebeneinander. Dabei zeigte es sich, daß auch dem Sparrenwerk des Daches nachgeholfen werden mußte, denn etliches Gestänge war vermorscht und zerbrochen, so daß die Strohmatte schief darin hingen oder abrutschten. Sie zogen neue Sparren ein und schlugen das Stroh daran fest, Matte über Matte, Schicht auf Schicht. Nun konnte kein Regen mehr kommen und ihnen die Hütte von innen abwaschen. Immer höher stiegen sie ins Gebälk, und dann war das Dach dreifach gedeckt und dicht. Da gaben sie sich zufrieden.

Bis Ende November war noch kein Schnee gefallen. Es dünkte sie wie ein Wunder. Aber jetzt war es höchste Zeit, Engels Haus unter Dach zu bringen. Die Arbeit an der Kornriege und an Jurtis Hütte, — es blieb für sie immer noch die Hütte des alten Jurti, obwohl er schon seit sieben Wochen unter der Erde lag, ein fremdes Haus, ein notgedrungenes Bleiben, — alles das hatte sie lange aufgehalten, und mit mißtrauischen Augen betrachteten sie jeden Tag den Himmel, ob er ihnen auch treu blieb. Jetzt ging es also mit aller Kraft an Engels Haus, solange die Sonne oder wenigstens die trockenen Tage noch vorhielten. Sie durften keine Stunde mehr verlieren.

Sie deckten den Keller mit dicken Balken ab und legten, obwohl ihr Vorrat an Brettern schon sehr zusammengeschmolzen war, noch eine fein polierte Dielung auf, an der der Engel wie ein verspieltes Kind geschnitzelt und geschmirgelt hatte. Dann stieg das Gebälk der Wände hoch, heute war es mannshoch rundum, morgen schon bis unter das Dach, und nach dem dritten Tage stand wahrhaftig schon der Dachstuhl. Wie eine Krone stand er oben, festlich und heiter, und der junge Anton Weiß kletterte flink und sehnig hinauf und band den bunten Flitterbaum im First fest, rotes, blaues, grünes Bänderzeug, das lustig im

Winde flatterte. Unten vollführten die Frauen und die Kinder einen fröhlichen Lärm, und auch die Ukrainer stellten sich dazu und blickten verwundert zu der Richtkronen hinauf.

Es war geschafft. Engels Haus stand. Es war ihr erstes Haus im Lande Wolhynien. An diesem Tage war alles vergessen, was man ihnen angetan hatte. Denn heute stand ja drüben im Walde das Haus, das ihnen allen gehörte. Es war ein Tag der Freude für jeden.

Sie liefen über die Diele, die blank polierte Diele, zu Adolf Engels hellem Argernis, sie kletterten in den Keller, beklopften die Wände, betasteten das Gebälk, sahen sich aus den leeren Fensterlöchern lachend an, und die Jungen versuchten sogar, es dem Anton Weiß nachzutun und sich in den Dachstuhl zu schwingen. Aber da fuhr der Engel dazwischen und es wurde nichts daraus. Oh, es war sehr schön geworden, schöner als alle gedacht hatten, ihr Haus, an dem sie alle Hand angelegt hatten, die Frauen mit Mörtel und Backsteinen, — schade, daß man so wenig von ihnen sieht, sagte die Weißin und rieb sich die Finger, die sie sich daran zerschunden und verbrannt hatte, — die Kinder mit Brettertragen, Lehmfahren und Ziegelpaschen, und die Männer mit allem übrigen, versteht sich. Sie beglückwünschten den Engel zu dem schönen Hause.

Nun waren sie dem Lande Wolhynien ins Garn gegangen. Jetzt konnten sie nicht wieder los. Denn jetzt waren sie nicht mehr die Weichselländer, die nach langer Fahrt an irgendeiner Stelle hier in Wolhynien Halt gemacht hatten. Sie spürten, wie sie ansingen festzuzurzeln. Sie spürten, daß diese Erde, die sie klebrig und naß aus dem Mutterboden hoben, ihre Erde zu werden begann, daß ihre Hände, die zerschunden und mühselig Haue und Spaten in den Boden schlugen, ein Recht auf diese Erde zu erwerben ansingen, ein Recht, das kein Herr und kein Gesetz ihnen verleihen oder nehmen konnte, denn es war ein Recht, das das Land selber verlieh oder versagte. Jetzt, da das Saatland drüben ihren Pflug gekostet hatte und das Bauland hier ihr erstes Haus trug, jetzt spürten sie, daß sie in diesem Rechte standen, das höher war als aller Herren Gebot.

Es ging ja nicht um das, was ihnen damals der Seelenfänger leichten Kaufes versprochen hatte, um viel Boden,

Hof und reichlich Vieh, sondern es ging darum, ob das Land sie trug. Es gibt Land, darin kann ein Wirt festwurzeln wie ein Baum und ein anderer Wirt verkümmert darin oder wird weggefeigt, weil er keinen Grund faßt. Darum ging es, ob sich ihnen das Land Wolhynien aufstun und ihren Wurzeln Halt geben würde, oder ob sie darin verkümmern sollten, immer Tagelöhner, immer in fremdem Dienste, auch wenn sie Wirte waren. Im Weichselland saßen sie zu dicht beieinander, sie nahmen sich in den Wipfeln das Licht und an den Wurzeln das Erdreich fort, deshalb hatten sie der Anfechtung des Seelenfängers nachgegeben, als er ihnen Acker genug versprach. Aber jetzt erst, an dem Tage erst, an dem das Land gepflügt und das erste Haus gebaut war, hatten sie die Prüfung bestanden, die das Land Wolhynien mit ihnen anstellte.

Die Männer nahmen es bei sich wahr, ohne dessen inne zu werden. Denn vor ihnen lag die Arbeit, unabsehbar viel Arbeit, da dachten sie nicht darüber hinweg. Aber auch die Frauen merkten es. Sie redeten, wenn sie untereinander sprachen, nicht immer nur davon, wie es auf ihren Höfen im Weichselland war, sie redeten von diesem Tage an immer mehr davon, wie sie es nun auf ihren Höfen in Wolhynien einrichten wollten. Am ehesten aber waren die Kinder hier zu Hause, denn das Wurzelwerk der Kinder ruht ja nicht in diesem oder jenem, es ruht in der Mütterlichkeit der Mütter und in den klaren sicheren Werken der Väter, und wo sie diese spüren, fühlen sich auch die Kinder zu Hause.

Weil es schon spät am Nachmittag war, gebot Jakob Weiß, für heute mit der Arbeit aufzuhören. Sie nahmen das Werkzeug auf die Schulter und gingen zu Jurtis Hütte hinüber, nur der Engel konnte sich noch nicht von seinem Hause trennen. Er lief geschäftig herum und hatte bald da noch etwas zu hämmern und bald dort etwas zu richten. Morgen wollten sie dann die Zwischendecke unter dem Dachstuhl einziehen, das Dach einzudecken beginnen, Fensterrahmen und Herdstelle bauen und was es noch der hundert Dinge im Hause mehr gab, die alle getan werden mußten, ehe der Engel und seine Leute hier wohnlich werden konnten. Heute mochte Feierabend sein. Die Weiszin hatte eine festliche Milchgrütze im Kessel. Und dann wollten

sie noch vor der Sonne schlafen gehen, sie waren in allen Knochen müde von diesen Tagen.

Als sie die Dorfstraße überquerten, sahen sie Tomas Glatinin in ungewohnter Eile vom Gutshof unten herauflaufen. Er winkte ihnen heftig zu. Da schickte Jakob Weiß die anderen ins Haus voraus und blieb stehen. Atemlos kam Tomas Glatinin heran.

Die Deutschen sind da! Die Schwaben, die anderen von euch, stehen auf dem Hofe unten. Komm und sieh selbst!

Das war es. Die Nachbarn aus dem Weichselland waren gekommen. Jakob Weiß rief nach dem Hartmann, warf das Gerät vor der Tür ab, sagte die Neuigkeit noch schnell ins Haus hinein und ging mit großen Schritten zum Gutshof hinunter. Auf halbem Wege holte ihn der Hartmann ein.

Ruft den Engel! schrie Jakob Weiß zurück.

Da kam der Adolf Engel schon aus dem Walde getraht. Bei den Weichselländern mußte auch sein Bruder, der Friedrich Engel, sein. Der wußte es noch nicht, daß sie ihren Vater unterwegs im Cholmer Lande hatten begraben müssen.

Da fuhr es Jakob Weiß wie ein Blitz durch den Sinn, wie wohl die Ankömmlinge haufen sollten. Jetzt und wohl gar im Winter. Es war das erste, was er dachte. Würde der Herr ihnen helfen, würde er Rat schaffen? Es gab doch keine Herberge, kein Quartier mehr im Dorfe, weder bei ihnen, noch bei den Ukrainern. Er zerbrach sich den Kopf, aber er fand keinen Weg. Es waren viele Menschen, sie würden viel Quartier brauchen, und nicht ein einziges war da. Du lieber Gott, wie sollte das werden!

Mit einem kurzen Wort sagte er es dem Hartmann. Der Hartmann erschrak und krachte sich am Kopf.

Die Wagen waren auf dem Gutshof eingefahren und standen wie eine Prozession, einer hinter dem anderen. Zwei, vier, sechs, acht, neun, zählte Jakob Weiß ab. Nicht mehr? Noch einmal, — vier, sechs, acht und da der letzte, macht neun. Es waren nur neun Fuhren. Das war alles. Das war doch nicht das ganze Dorf, das kommen wollte, noch nicht einmal das halbe.

Zuerst hörte er nur die Stimme des Waggar. Er war

wieder betrunken und brüllte wie ein Stier. Schöne Ankunft, dachte Jakob Weiß und ging auf die andere Seite der Wagenreihe. Dort standen die Männer und der Waggar bei ihnen, Frauen und Kinder sind auch herumgetreten und machten erschrockene, verstörte Gesichter. Manche gingen an zu weinen. Der Friedrich Engel stand da mit trotziger Miene, der Haupt, der Benjamin Müller, der Nikolaus Käßner, die ganze Nachbarschaft aus dem Weichsellande. Er trat von hinten unter sie, daß nur die nächsten ihn bemerkten, und sie drückten sich die Hand.

Der Waggar schrie mit lallender Stimme im Hofe herum, verfluchte die Deutschen und verweigerte ihnen die Aufnahme. Dann blieb ihm mitten im Wort die Sprache aus, er schwenkte tockelnd um und schlürfte dem Hause zu. Die Kammertür warf er krachend hinter sich zu.

Hoho, machte Friedrich Engel hinter dem Verwalter her, so ein Mistkerl! Und er spuckte kräftig aus.

Sie sahen Jakob Weiß erst als sie sich umwandten, denn aus der Dorfstraße kamen mit lautem Geschrei die Kinder auf den Gutshof gelaufen und hinter ihnen die Frauen und drängten sich durch die herumstehenden Ukrainer.

Es sind nur zwölf Wirte mit ihren Familien herübergekommen, berichtete Friedrich Engel, als sie alle beieinanderstanden und die nachbarliche Begrüßung sich gelegt hatte. Den anderen war die Jahreszeit schon zu spät, sie wollten den Winter über noch zu Hause bleiben und im Frühjahr nachkommen. Aber zwei Wirte, der Laßmann und der Vinzenz Groß waren vor Luzk abgebogen und hatten sich dort von der Straße weg von einem Gutsherrn antwerben lassen, der ihnen gute Verträge geben wollte. Da waren sie nicht erst weitergefahren. Die anderen zogen weiter, — wir waren so dumm, sagte Friedrich Engel, und jetzt sitzen wir auf dem Nackten, und er machte eine Kopfbewegung nach dem Herrenhause. Und überhaupt, — wie es hier aussieht . . .

Der Heinrich Schnökel hat dazu noch Unglück auf dem Wege gehabt. Erst ist ihm ein Pferd hufkrank geworden, er mußte ausspannen und schließlich abstecken. Dann ist ihm der Wagen zerbrochen, vorn die Achse und ein Rad, ganz und gar zerbrochen, daß er die Kiste am Straßen-

rande stehen lassen konnte. So ist es ihm ergangen. Und uns, — ach du lieber Gott! — das pure Elend könnte man erzählen. Sieh dir die Pferde an und die Kinder und die Frauen, bei dieser Kälte Tag und Nacht und oft ohne Quartier und ohne ein richtiges Essen.

Jetzt wollte sie dieser Verwalter, dieser Mistkerl, wieder auf die Straße werfen, jetzt, wo sie gerade nach diesem langen Wege erschöpft und in aller Armut angekommen waren, keine Herberge, nichts würde er ihnen geben, diesen Schwaben, hatte er gesagt. Der Glanzig, zu dem sie hinauf wollten, war weggefahren. Wer weiß, wann er zurückkam. Aber wir können uns doch nicht hier auf den Hof legen und warten!

Nein, das konnten sie nicht. Jakob Weiß redete den Leuten zu, die müde und mit trüben Gesichtern herumstanden. So war es ihnen ja auch ergangen. Er wußte darin Bescheid. Freilich, mit den Quartieren war es eine böse Sache. Er überlegte eine Weile, dann packte er zu. Da fasten auch die anderen an.

Die Frauen und die kleinsten Kinder kamen in die Hütte des alten Jurtsi. Die Weißin nahm sie gleich alle mit und brachte sovielen unter, wie sich eben tun ließ. Die übrigen mußten hinüber in die Kornriege zu dem Vieh. Dort wurden noch die Pferde ausquartiert und mit den anderen Pferden zusammen in einem Verschlage auf dem Gutshofe eingestellt. Nun war in der Riege genug Raum geworden, den sich die Frauen zum Schlafen herrichten konnten. Die Männer aber mußten sich in der Scheuer, in der Jakob Weiß damals mit seinen Leuten genächtigt hatte, eine Strohschütte suchen. Es war nicht fürstlich, aber es ging für diese Nacht. Morgen war der Herr da, vielleicht würde er Rat schaffen.

Sie zögerten nicht lange. Sie fuhren die Wagen auf dem Hofe zusammen, luden ab, was sie brauchten, spannten die Pferde aus und führten sie in ihren Stall hinüber, fütterten sie ab, trugen den Frauen Decken und Pelze für die Kinder zum Schlafen nach, schafften Stroh in Jurtsi Hütte und in die Kornriege, und es dauerte noch lange, bis alles versorgt war. Dann zogen sie die Plachten auf den Wagen fest und bestimmten unter sich, wie sie in der Nacht bei den Fuhren wachen wollten.

Der Herdkessel der Weizin kam bis in die tiefe Nacht nicht zur Ruhe und immer wieder mußte er von neuem übers Feuer gehängt werden, bis alle satt waren und eins nach dem anderen sich im Stroh zum Schlaf zurechtlegte.

Als die Männer noch bei den Wagen hantierten, sah Jakob Weiß von weitem den Tomas Glatinin drüben an der Schreibkammer vorbeigehen. Er dachte nichts dabei, er hatte hier zuzugreifen, damit die Nachbarn unter Dach kamen. Er sah erst auf, als der Waggar mit unsicheren Schritten über den Hof auf sie zulief. Schon aus weiter Entfernung brüllte der Waggar sie an und drohte mit dem Knüppel. Hinten drückte sich Tomas Glatinin herum.

Die Wirte hielten inne und ließen ihn heran. Sein Gesicht war dunkelrot vor Wut. Wer sie geheißten habe, die Scheuern zu öffnen, wollte er wissen. Seine Stimme überschlug sich. Niemand antwortete.

Da schrie er den Friedrich Engel an, der ihm am nächsten stand, ob sie schon viel Korn da aus der Scheuer gestohlen hätten. He, du Großer da!

In Friedrich Engels Augen trat ein dunkles Glimmen. Der Waggar machte noch einen Schritt auf ihn zu, und der Geruch des Fusels schlug scharf und süßlich aus seinem Munde.

Kannst du nicht reden, du?

Friedrich Engel schwieg noch immer. Da geriet der Waggar außer sich vor Wut. In seiner Betrunktheit mochte er die Kräfte des Gegners unterschätzen. Er holte mit der Faust aus, fuchtelte vor Friedrich Engels Gesicht herum und schrie noch einmal:

Wieviel Korn ihr gestohlen habt, — sagst du's oder sagst du's nicht?

Friedrich Engel maß den ganzen Mann mit einem Blick, dann setzte er ihm den linken Ellenbogen mit aller Gewalt unter das Kinn und die rechte Faust in den Bauch, daß der Schreier wie von einer Feder zurückgeschneilt rückwärts zu Boden stürzte. Erst blieb er jammernd liegen, sie glaubten schon, ihm sei etwas Schlimmes widerfahren. Aber dann kam er wieder langsam hoch und kroch fluchend und weinend über den Hof davon. Die Wirte murmelten beifällig.

Lomas Clatinin war nicht mehr zu sehen.

Über Nacht zeigte es sich, daß viele von den Frauen und Kindern kränker waren, als sie geglaubt hatten. Sie husteten, schwitzten nassen Schweiß und bekamen das Fieber. Am anderen Morgen lagen sie in ihrer Schwäche und konnten nicht einmal aufstehen. Als sie die Morgensuppe aßen, erbrachen sich manche davon. Die Frau von Nikolaus Käßner, die schon zu Hause immer blaß und schwächlich herumgegangen war, war unterwegs ganz in sich gefallen, ein Wind schien sie jetzt umblasen zu können. Auch ihre beiden kleinen Kinder, das jüngste hatte sie eben erst von der Brust genommen, hatten die Anstrengungen krank gemacht, sie lagen da und schrien und konnten doch nicht sagen, wo ihnen die Wehthat saß. Alle drei hatte das Fieber gepackt, und der Käßner lief verstört bei den Frauen herum und fragte, was den Seinen wohl fehlen könne. Auch Haupt's Frau, diese starke, blonde Weibsperson, lag am Fieber und hustete schwer. Sie suchte sich aufzuraffen und half in der Frühe der Weiz'in in der Stube, aber da übersiel sie der Hustenkrampf so schwer, daß sie niedersitzen mußte und alles erbrach, danach wand sie sich in schweren Leibschmerzen und hatte große Angste, denn sie trug ihr erstes Kind. Dann lagen noch drei Kinder matt und krank, bleich und durchsichtig die Gesichter, die in der Nacht vor Hitze geglüht hatten, es waren zwei von Heinrich Schnökel und eins von Friedrich Engel.

Da sahen sie alle wieder einmal, was sie an der Weiz'in hatten. Sie allein behielt in dem Getümmel von Menschen, von Stimmen, Sorgen und Geschäften den Kopf oben. Sie schickte die Männer und Burschen hinaus und stellte die Frauen an wie der Kantor die Schulmäd'el. Dabei rackerte sie selber für drei herum, säuberte das Stroh von dem Erbrochenen, bettete die Kranken um, legte den Fiebernden die Umschläge auf, kochte Tee für die Hustenden und behielt auch noch das Vieh und die Wirtschaft im Auge. Und die Frauen taten gern, was sie ihnen sagte, denn sie hatte oft auch noch ein gutes Wort bereit, wenn der einen oder der anderen der Mut vor die Füße sinken wollte.

Zuerst ordnete sie an, daß alle Kranken in Jurtis Hütte hinübergelegt wurden, denn hier war es am wärmsten,

und man hatte alle, die gepflegt werden mußten, beieinander. Dafür wurden die Gesunden ausquartiert.

Der Jüngste von der Käßnerin schrie, er hatte Hunger. Da setzte die Weiszin etwas frischmolkene Milch ans Feuer, holte sich den Jungen auf den Schoß, flößte ihm die Milch aus einem Löffchen ein und wurde auch nicht ungeduldig, wenn das Kind sich sträubte und schrie und sprudelte, denn es hatte noch nicht aus einem Löff trinken gelernt. Dann legte sie das gesättigte Kind in einem neuen warmen Tuch wieder ins Stroh zurück. Die Mutter sah sie dankbar lächelnd an.

Ist schon gut, Käßnerin, — macht nur, daß ihr bald wieder auf den Beinen seid!

Die Hauptin jammerte.

Es soll doch erst in zwei Monaten kommen und zerreißt mir heute schon den Leib!

Das tun sie manchmal so, Hauptin, haben zuerst keine Ruhe nicht und hinterher lassen sie sich Zeit, wer weiß, wie lang.

So ging sie zwischen den Kranken hin und her, keinen Schritt müßig, aber bei jedem Handgriff ruhig und bestimmt, und nichts mißlang ihr.

Die Männer waren schon seit dem frühen Morgen fort, sie hatten es nicht länger als auf einen Suppenlöffel in dem Gewirr von Kinderlärm und Krankengerüchen in der Hütte ausgehalten. Sie hatten auch keine Ruhe mehr mit dem Bau, seit Engels Haus fast unter Dach stand. Auch die neuen Wirte waren mit ihnen gegangen, als sie hörten, der Herr war diese Nacht noch nicht nach Hause gekommen, und es traf sich gut, daß unter ihnen zwei waren, der Haupt und ein anderer, die zu Hause das Zimmererhandwerk gelernt hatten.

Sie halfen jetzt dem Engel, in der Stube und auf dem Dach alles vollends zum Rechten zu bringen. Die übrigen taten sich mit Jakob Weiß zusammen und machten sich an das zweite Haus, das gebaut werden sollte, Jakob Weißens Haus. Ja, jetzt waren sie kühn geworden, bei ihrer Zahl würden sie wohl auch noch den dritten Bau, das Haus von Hartmann beginnen können, und es wäre doch zum Lachen, wenn sie es nicht mit Schornstein und Schlüssel in einem

halben Vater unser fertigbrächten. Da wurde der Hartmann übermütig vor Freude und versprach ihnen einen Ochsen am Spieß und ein Faß Brantwein, wenn ihnen das gelingen wollte.

Vier Männer schachteten, die anderen machten sich gleich über die Bäume in Hartmanns Bauland her, damit es kein langes Warten gab. Sie hatten viel Arger auszulüften, die Waldarbeit kühlte ihn ab, Arger mit dem Waggar, mit dem Betrug, den man ihnen hier anfun wollte, und allem. Sie taten ihren Arger in die Wucht der Ärte und in die Kraft der Spizhacke, und jedesmal, wenn sich einer der Waldriesen, die gut ihre hundertzwanzig Fuß maßen, krachend und im Geäst splitternd zu Boden neigte, war ihnen leichter um die Brust. Sie wischten sich mit dem Rockärmel den Schweiß von der Stirn und trieben die Ärte dem nächsten Stamm ins Mark. Noch vor Abend hatten sie das Bauland frei, die Bäume lagen entästet, entrindet und zerteilt, am anderen Tage sangen die Bretterisen durch das Holz, und dann wurde gerodet und der Boden geebnet. Ein paar Tage nur, da war das Land fertig für den Bau.

Jakob Weiß ging wie ein großer Bauherr mit unternehmendem Geiste und mit langen Schritten herum. Er vermaß mit der Schnur die Schachtung seines Hauses, steckte die Pflöcke ab, wo Engels Stall und sein eigener Stall zu stehen kommen sollte, griff nach dem Spaten und hob ein paar Duzend Schaufeln aus, bis er rot im Gesicht war und keuchte. Dann sprang er plötzlich wieder aus dem Graben, lief hinüber und besah den Vorrat an Ziegeln und befühlte die Bretterstapel und die Balken. Sie waren in dieser Kälte noch nicht recht trocken geworden, man konnte darüber ungeduldig werden. Na, es war eben nicht anders zu machen, sie mußten so verbraucht werden. Dann steckte er wieder den Kopf in Engels Haus oder kletterte zu ihm aufs Dach und hatte lange Gespräche, betrachtete und beratschlagte mit ihm, was noch fehlte und wie dies alles zu bewerkstelligen sei. Es war ein großer Eifer in den sonst so wortfargen Mann gefahren, der lieber zehn Sachen mit der Hand als eine mit dem Munde tat. Aber war es verwunderlich, daß es ihm so erging und dem Engel auch und,

ja auch dem Hartmann, der bei anderen Dingen schneller als der Weiß oder der Engel die Segel zu streichen bereit war?

Sie waren in eine Einöde, in eine rechte Gottverlassenheit gekommen, und nun, da sie die Hände regen durften, begann sich ihnen die Einöde zu erschließen. Sie sahen ihre ersten Werke wachsen, die Wälder nahmen ab an Fremdem und Erschreckendem, und der Boden nahm ab an Unfruchtbarkeit und Wildnis. Mit jedem Hammerschlag, mit jedem Arthieb wurden sie gewahr, daß sie sich mehr und mehr einrichteten und daß das Land nun zu dem Ihren gehörte wie Abend und Morgen, wie das tägliche Brot und die Sorge für Kind und Frau. Davon wuchs ihnen die Kraft. Aber wartet nur, wenn erst die Höfe fertig dastanden, im Frühling und im Sommer, wenn erst die Saat draußen lag und die erste Ernte heimkam! Was sie hier taten, war nur ein Vorschmack. Das andere kam später, sie spürten es jetzt erst in sich keimen.

Inzwischen machte sich der Hartmann an den Feuerstellen für das Ziegelbrennen zu schaffen. Er konnte es wohl nicht mehr erwarten, der Hartmann, bis die neuen Partien Steine aus der Blut gezogen wurden, die Steine, die sie für sein Haus brauchen würden.

Sie machten heute keine Mittagspause. Sie hatten ein großer Feuer angebrannt, daran wärmten sie sich die klammen Finger. Die Frauen brachten ihnen Suppe und schwarzes Brot heraus. Es wurde zugegriffen, bis der Kessel leer und die letzten Brotkranten in den schmaßenden Mündern verschwunden waren. Dann langte der Weiß sich schon wieder den Spaten her, und die anderen taten ebenso. Am Abend war Engels Haus fertig gedeckt, und die beiden Zimmerleute hatten schon den ersten Fensterrahmen verpaßt. Auch die Schachtung für Jakob Weißens Haus war beendet. —

Die Weichselländer bekamen Sorgen, als auch am nächsten Tage sich mit ihnen nichts ereignete. Sie erfuhren nicht einmal, ob der Schlagzig auf dem Hofe sei oder ob er noch auswärts verweile. Von da an stand immer einer von ihnen in einem Winkel des Hofes Wache bis der Herr kam. Sie trauten dem Waggat nicht, sie wollten gleich selber

mit dem Herrn sprechen, wenn er da war. Er kam am dritten Tage.

Am anderen Morgen gingen die Weichselländer zu dem Slachzigen. Der Waggar wollte sie fortjagen, aber sie blieben und warteten. Sie sagten auch nicht einmal etwas, als er sie beschimpfte. Als der Slachzig nach vielen Stunden über den Hof ging, traten sie vor ihn und sagten, sie seien nun gekommen und bäten den Herrn um Verträge, wie ihnen versprochen war. Da hieß er sie am anderen Mittag wieder da sein. Ihr Vertrag war der gleiche, den Jakob Weiß und seine Leute unterschrieben hatten. Sie sahen ihre Zeichen. Als sie widersprachen, so sei das nicht ausgemacht worden, mit den Robotten und so, da erging es ihnen genau so wie den anderen. Und auch sie mußten begeben und unterschrieben.

Sie bekamen Land wie Jakob Weiß, der Engel und der Hartmann, gleich das nächste Land am Walde, sie sollten auch bauen und sollten in denselben Rechten und Pflichten leben wie diese. Es war hart für sie, aber der Slachzig hatte auch mit ihnen kein besseres Einsehen.

Zum Schluß sprachen sie noch von der engen Herberge, in der sie hausten, dreizehn Familien und über sechzig Köpfe in der Hütte des alten Jurti und in zwei Dreschhemmen, vom Vieh zu schweigen. Viele seien auch noch krank und elend, und sie baten den Herrn um Hilfe. Da rief der Slachzig den Waggar, drei Gesindewirte sollten ausziehen und zu den Nachbarn gehen, bis die Deutschen gebaut hatten. In ihren Hütten sollten so lange die Deutschen wohnen. Das bestimmte der Herr und Friedrich Engel und die anderen waren damit zufrieden.

An diesem Tage konnte Adolf Engel in sein Haus einziehen. Er war der erste, der ein eigenes Haus besaß, von ihm selbst und von den Nachbarn gebaut. Es war ein guter Tag für ihn. Er nahm auch gleich seinen Bruder Friedrich Engel und dessen Familie mit. In der letzten Zeit hatten sie noch viel darin zu tun gehabt, bis Stube und Küche gerichtet waren. Stube und Küche waren in seinem Hause, — oh, sie verstanden zu bauen, sie bauten nicht irgendeine winzige Kate, sie bauten gleich Stube und Küche unter das Dach und einen Verschlag dazu, in dem man allerhand ab-

stellen und im Sommer vielleicht noch Hühner und Gänse und zwei Schweine halten konnte. So bauten die Deutschen hier im Lande, anders als die Muschiken. Die Fenster waren mit Spapier verdeckt, nachts hängten sie Decken gegen den Wind darüber. Später würden sie sich einmal Glasscheiben hineintun. Seit langem brannte Feuer in der Herdstelle und in dem Stubenofen, damit der Raum trocken und wohllich wurde. Nun war alles so weit, nun konnten sie hier einziehen.

Sie spannten noch einmal an, luden allen Besitz auf die Wagen, Kisten, Geräte, Vorrat, alles was sie hatten, und Frau und Kinder ganz oben darauf. Dann fuhren sie hinüber, der Adolf Engel zuerst, dahinter der Bruder.

Adolf Engel konnte sich einen flotten Trab nicht verneifen, der Wagen wäre beinahe über die fußhohen Wurzelstrecken umgekippt. Aber wenn einer zum ersten Male vor sein neues Haus kommt, dann gehört es sich wohl, daß er flott vorfährt und kurz und schneidig hält. Mögen die Kinder und Frauen auch kreischen, sie verstehen es eben nicht. Adolf Engel strahlte über das ganze Gesicht.

Beim Abladen und Einbringen der Sachen halfen alle mit. Jeder trug ein Stück, und es ging laut und fröhlich dabei her. Engels Frau stellte schon das Teewasser auf den Herd, dabei mußten alle mithalten. So begingen sie den Einzug. Es war freilich nicht sehr warm in Stube und Küche, sie wickelten sich dicht in ihre Pelze und rückten nahe ans Feuer. Um wahr zu sprechen, es war sogar bitterkalt hier drinnen, aber das kam wohl davon, daß die Türen im ewigen Kommen und Gehen keine Ruhe hatten und jedesmal die schneidende Luft des Dezembertages mit in die Stube drang. Sie beruhigten einander, es würde ja einmal stiller im Hause werden und die Türen brauchten nicht mehr den ganzen Tag offen zu stehen. Dann konnte auch die Wärme drinnen bleiben.

Der Gemeindeälteste kam die Dorfstraße herauf und bezeichnete den Weichselländern die drei Gesindewirte, die ausziehen sollten und in deren Wirtshäusern sie Wohnung nehmen sollten. Er ging zu den Wirten in die Hütte und sagte es ihnen, daß sie den Deutschen Platz machen mußten, was er ihnen noch sagte, hörten sie nicht, denn es waren

Muschiki und er redete in ihrer Sprache mit ihnen. Darauf packten der Benjamin Müller, der Käßner und andere ihre Bündel und fuhren hinunter.

Auf der Dorfstraße waren die Männer vor die Gefinde getreten und standen in Rudeln beieinander. Als die Deutschen vorbeikamen, sahen sie mit bösen Gesichtern hinter ihnen her. Es lag etwas in der Luft, es schwelte irgend etwas. Die Deutschen blickten sich an. Galt das ihnen? Nur unwillig ließen die Gesindewirte die Gespanne vorbei und traten kam zur Seite. Hinter den Türen lauerten die Weiber.

Benjamin Müller und zwei andere Familien sollten bei Konstantin Kossubiew wohnen, hatte der Gemeindeälteste gesagt, einem armen Wirte mit großer Kinderzahl. Als sie vor seinem Hause hielten, einer baufälligen Hütte abseits der Straße, ohne Stall, ohne Dreschfenne, kam ihnen der Mann mit finsterem Gesicht entgegen und warf ihnen einen Schwall von Worten vor, von dem sie keine Silbe verstanden. An seinem Gesichte sahen sie, daß ihn eine große Erregung gepackt hatte. Er ging rückwärts vor ihnen her, als wolle er den Weg nicht freigeben, er schalt, fluchte und drohte mit den Armen, dann wieder begann er zu betteln und zu weinen, bis ihn von neuem die Wut übermannte. In der dunklen verschmutzten Stube lief heulend seine Frau herum und suchte einen Packen zusammenzuraffen, — wahrscheinlich alles, was sie beim Auszug mitnehmen wollten. Als sie die Deutschen eintreten sah, schrie sie noch schriller auf, rannte sinnlos um das große Bündel auf der Erde und tat ohne Verstand alles darauf, was ihr gerade in die Hand fiel, Lumpen, Holz, leere Büchsen. Dann setzte sie sich daneben und zog jammernd die kleinen Kinder auf ihren Schoß, die mit großen Augen, die Finger im verschmierten Munde, die Mutter angestarrt hatten und beim Anblick der Fremden in ihren Rock flüchteten. Sie legte die Hände fest um sie, als müßten sie vor einer Gefahr beschützt werden und heulte über ihren Köpfen weiter. Da sangen auch die Kinder zu weinen an, und nun hallte die ganze Stube von Geschrei.

Es war jetzt klar, die Leute glaubten, sie sollten für immer aus ihrem Hause und den Deutschen Platz machen.

Hatte ihnen das der Gemeindeälteste gesagt? Er brauchte es ja nicht deutlich zu sagen, ein Wort genügte oder zwei, zwei unbestimmte Worte, man konnte sie so und so hinstellen und mit hinterhältigem Gesicht aus der Stube gehen. Dann blieben die Leute von Schreden erfüllt zurück und sprachen sich noch einmal vor, was der Gemeindeälteste eben gesagt hatte. Wir müssen vor den Deutschen aus unseren Häusern, er muß es doch wissen, er hat es doch vom Herrn selbst. Und das Gerücht läuft mit Windeseile durchs Dorf, der Kossubierow, der Iwan Pawlitschek und Väterchen Stomynin müssen aus ihren Häusern, die Deutschen nehmen sie ihnen weg. Und wann kommen die Deutschen zu uns, zu dir und zu mir, und nehmen unsere Häuser? Da traten die Leute vor die Türen, rotteten sich zusammen, und als die Gespanne von Benjamin Müller und die anderen vorbeifuhren, wären sie ihnen am liebsten in die Zügel gefallen. Jetzt standen sie vor der Hütte von Konstantin Kossubierow und warteten die Dinge ab. Es begann etwas zu schwelen.

Da sah Benjamin Müller den Gemeindeältesten in der Thür. Er trat zu ihm. Er solle den Leuten sagen, daß sie ja bloß für kurze Zeit, bloß für ein paar Wochen aus ihrem Hause gehen müßten. Sie könnten wiederkommen, sobald die Deutschen ihre eigenen Wände gesetzt hätten, hinten auf dem Lande, das ihnen der Herr zugeteilt hat. Keiner wollte ihnen ja ihre Hütte wegnehmen. Der Gemeindeälteste zuckte bloß die Achseln und ging aus der Thür.

Da suchte es Benjamin Müller selber der Frau zu erklären. Sie hörte nicht auf ihn, sie zog die Kinder noch dichter an sich und weinte noch lauter. Der Wirt, an den sich der Müller dann machte, sah ihn feindselig an und verstand gewiß auch nichts von allem, denn er ließ von neuem eine Litanei von Beschwörungen und Beschimpfungen los. Dazwischen jammerte die Frau und schrieen die Kinder mit gellenden Stimmen. Die Menschenmenge vor dem Hause schwoh an.

Da machte Benjamin Müller wenig Aufhebens mehr. Er trug mit seinen Söhnen und den anderen Wirten das Gepäck herbei, stellte es an seinen Platz, öffnete das Fenster, um Luft in diesen Unrathaufen von Stube zu lassen, und dann singen sie an, das Stroh zusammenzufegen, in

dem die ganze Gesellschaft gehaust hatte, und den Schmutz von Diele und Wänden zu wischen. Die Frau verstand das richtig. Sie hatte nun hier nichts weiter zu tun. Sie verließ das Haus, die Kinder am Rock, das große Bündel auf dem Rücken. Konstantin Kossubiew ging als letzter. Lamentierend und heulend zogen sie über die Dorfstraße. Das halbe Dorf lief mit und verdünschte die Deutschen, die sie aus ihren Höfen vertreiben kamen. Ein paar aber blieben zurück. Sie standen Posten, um nachzusehen, was die deutschen Eindringlinge in Kossubiens Hütte jetzt taten. Benjamin Müller wurde bewacht. Er konnte nichts mehr tun, ohne die fremden Augen zu spüren.

Benjamin Müller und die beiden anderen Wirte hatten ja nun ihr Unterkommen. Es sah freilich nicht so aus, daß sie dabei froh werden konnten. Der Käfner aber, der mit seiner kranken Frau, mit den beiden Säuglingen und einer anderen Wirtsfamilie bei Jwan Pawlitscheß einziehen sollte, und der Haupt, dessen Frau immer noch mit großen Schmerzen ihr Kind trug, hatten einen schweren Stand. Der Haupt sollte sich neben dem Käfner in der Hütte des alten Vaters Stomynin einquartieren, der vor langen Jahren einmal als Gutschmied gearbeitet hatte und jetzt das kümmerliche Altersbrot aß. Jwan Pawlitscheß stellte sich, als die Wagen der Deutschen vor seinem Hause hielten, vor die Tür und schrie, bei allen Heiligen werde er jeden erschlagen, der den Fuß auf seine Schwelle oder in die Hütte von Väterchen Ignacy setze. Dabei trat er noch einen Schritt auf die Deutschen zu und wog eine schwere, eisenbeschlagene Wagenrunga in der Hand. Er war ein ungefügter, baumlanger Mensch und besaß nur noch ein Auge unter den struppig-schwarzen, zusammengewachsenen Augenbrauen, unter denen sein Gesicht immer unheimlich und heimtückisch erschien.

Der Käfner wußte sich keinen Rat. Er schickte einen Mann zu den deutschen Wirten hinauf. Aber als sie ankamen, Jakob Weiß, die beiden Engel und alle anderen, bot sich ihnen vor der Hütte Jwan Pawlitscheßs folgendes Bild dar.

Oben unter der Tür stand der Einäugige und ließ die eiserne Runge kreisen. Um ihn hatten sich die Gesindewirte aus dem Dorfe gesammelt, sie waren plötzlich aus allen

Winkeln da, die Muschiki und auch manche Ukrainer. Starr und bössartig blinzelten sie zu den Deutschen hin, die bei ihren Wagen standen, bereit sie zu verteidigen, so teuer sie könnten. Der Brand, der heimlich im Dorfe schwelte, seit der Gemeindeälteste herumgegangen war, schien vor dem hellen Ausbruch zu stehen. Die Dorftwirte sahen sich an und machten sich Mut, manche von ihnen zeigten unverhohlen ihre Lust, einmal unter den Neuen, den Schwaben, auf ihre Art aufzuräumen, ein Haufen Menschen gegen drei oder vier. Das Wagnis war nicht groß.

Da kamen auch die Weiber angelaufen, mischten sich unter die Männer, schrieten und zankten und spuckten vor den Deutschen aus, die es gelassen ertrugen. Aber die Männer wollten vor den Weibern nicht feige erscheinen und zeigten ihren Mut mit Worten.

Landdiebe! Häuserdiebe! kam es aus ihrer Mitte, dort wo sie am dichtesten standen.

Kartoffelfresser! Schwaben!

Die Deutschen taten als hörten sie es nicht.

Schwaben! Kartoffelfresser!

Sie rührten sich nicht vom Fleck.

Da war schon Jakob Weiß mit den Nachbarn da. Von Kossubiows Hütte lief Benjamin Müller mit seinen beiden Söhnen herbei. Die Rufe verstummten.

Jakob Weiß hörte von Haupt und Käfner, was im Gange war. Mit aller Ruhe trat er zu den Gemeindevirten. Sie wichen um ihn herum ein wenig zurück, er stand mitten unter ihnen, als stünde er unter lauter Freunden und Gebattern. Er sprach im Guten mit Jwan Pawlitschek, es sei nur von kurzer Dauer, daß die Deutschen unter seinem Dache wohnen sollten. Frauen und Kinder lagen krank, da konnten sie eben nicht alle in Jurtis Hütte wohnen. Sechzig Köpfe, — Mensch, bedenke doch! — sechzig Köpfe, wo sollen die denn hin? Er könnte ja doch bald wieder in sein Haus zurück. Er sagte auch, der Herr habe es so bestimmt.

Aber Jwan Pawlitschek blieb halbstarrig und wich nicht einen Schritt zur Seite. Die Wagenrunge hatte er noch immer in der Hand.

Als Jakob Weiß sich umwandte, mit den deutschen Wirten zu sprechen, traf ihn von hinten ein Stein ans Ohr, daß

er taumelte. Blut tropfte in den Pelzkragen, er wischte es fort, es lief noch mehr. Dann ging er zum Waggar, er sollte die Widerspenstigen zur Vernunft bringen. Als der Waggar nicht in seiner Kammer war, suchte er sportstreichs den Herrn selber. Aber auch das war vergeblich.

Die deutschen Wirte mußten die Wagen umkehren und zurückfahren, woher sie gekommen waren. Hinter ihnen her schrieten die Schimpfworte der Gesindewirte und das Kreischen der Weiber. —

In dieser Nacht brannte, obwohl sie wie immer die Wachen ausgestellt hatten, Jurtis Kornriege ab, in der Frauen und Kinder schliefen und die Kinder standen. Friedrich Engel hatte die Wache. Er sagte hinterher, er habe nicht eher etwas bemerkt, als bis drüben, auf der ackerseitigen Wand, auf einmal das Dach aufgestammt war. Da sah er noch einen Schatten davonspringen, aber er konnte nicht mehr nach, er mußte die Leute wecken, es war höchste Gefahr für alle.

Es wurde eine grausige Nacht. In wenigen Augenblicken stand das Dach der Riege über und über in Flammen, ein Sprühregen von glimmendem Stroh und von Funken segte zu Jurtis Hütte hinüber. Jäh aus dem Schlaf gesagt und nicht begreifend, was um sie herum vorgehe, nur von sinnlosem Schrecken befallen, schrieten Mütter gellend nach ihren Kindern, Kinder wimmerten verstört und taumelten schlaftrunken um die Brandstätte, jeden Schritt in Gefahr, von herabstürzenden, brennenden Dachsegen zu Boden geschlagen zu werden. Die Tiere brüllten verängstigt und rissen sich an den Halfterstricken die Hälse wund, ehe sie abgebunden und ins Freie geführt werden konnten.

Dazwischen rannten die Männer umher, riefen sich zu, was geschehen müsse, und schrieten den Verängstigten Befehle und Ermahnungen entgegen, denen indes kaum eines in seiner Verstörtheit folgte. Über allem lohte das helllauf brennende Dach der Riege, in dem die Sparren des Dachstuhls ein glühendes, quadratisches Muster zeichneten, wie eine rote Riesenfahne in den Nachthimmel.

Zwar die Schläfer konnten alle aus dem Stroh gerettet werden, aber Gepäck und Vorräte, die man drinnen noch abgeladen hatte, gingen verloren. Kaum daß man noch ein

paar Rinder mit heiler Haut aus den Flammen brachte. Denn das Feuer war gerade über ihren Köpfen angegangen, von der Hitze, vom Rauch und den brennenden Halmen, die gleich im Anfang vom Dach herabfielen und das feuchte Stroh um ihre Füße zum Glimmen brachten, wurden sie störrisch, rissen sich los, als sie hinausgeführt wurden und rannten geradestwegs in die Flammen zurück. Eins von ihnen fiel und wurde vom herabstürzenden Dach so schwer verletzt, daß es nicht mehr in die Höhe kam. Nach dem Brande fand man den halb verkohlten Kadaver unter den Trümmern des Sparrenwerks. Und noch ein zweites Tier verloren die Wirte, das sie draußen abschlachten mußten. Es war an einen glühenden Balken gerannt und davor in die Knie gebrochen, davon hatte es sich Wunden an Brust und Schenkeln geholt. Sein Schmerzensgebrüll war furchtbar anzuhören. Da zogen es die Männer in eine Ecke hinter der Hütte und stachen es ab.

Wie Zunder brach das Dach in sich zusammen, kaum daß der letzte seinen Fuß ins Freie gesetzt hatte. Die glühenden Stengel der Sparren und die dicken Balken sprangen noch einmal auf und brachen knirschend auseinander. Ein Funkensturm sprühte hoch über die Umfassung der Wände und senkte sich langsam im Nachtwind tanzend herab. Drei, vier schwelende Stangen hingen noch oben in der Luft wie flehend erhobene, rote Arme, die Blut kroch funkelnd in ihnen auf und nieder, bis sie allmählich verkohlten. Dann brachen auch sie mit schwerem Stöhnen herab, denn inzwischen waren die morschen, aus Lehm und Stroh geflechteten Seitenwände der Riege gebrochen und eingesunken.

Die Männer und Frauen, die von Angst gejagt von den nächsten Ukrainerbrunnen ohne Pause Wasser geschleppt hatten, um wenigstens Jurtis Hütte vor dem Feuerflug zu retten, ließen die schmerzenden Arme sinken. Sie stiegen von den Leitern, auf denen sie ununterbrochen die Funken und die flimmernden Brände gelöscht hatten, und brachen auf der letzten Sprosse fast in die Knie, denn ihre Kraft war am Ende.

Als der Morgen kam, war die Stelle, wo gestern abend noch Jurtis Riege gestanden hatte, ein Haufen halbver-

branntes Holz, wirt durcheinandergewürfelt, vom Feuer geschwärzte und zerbröckelte Lehmsockel, wo sich gestern noch die Wände erhoben, und graue Asche, aus der die Rauchschwaden der letzten versickernden Glut aufstiegen. Aber die Hütte drüben war gerettet, — gelobt sei Gott! Der Hütte war nichts geschehen.

In der Nähe, wo die Glut noch ein wenig wärmte, hatten sich die Abgebrannten zur Ruhe ausgestreckt. Zu Tode erschöpft, die Kleider versengt, Hände und Gesicht rauchgeschwärzt und mit Brandwunden bedeckt, so waren sie halb besinnungslos an der Brandstätte umgefallen und wie sie lagen, in Schlaf gesunken, als das Feuer in der Riege niederbrannte und für das Haus keine Gefahr mehr bestand. Sie glichen, wie sie dalagen, eher Niedergeschlagenen, meuchlings Hingestreckten als Schlafenden, die Glieder verkrümmt und verzerrt, die entstellten Gesichter in die Arme geborgen oder jählings dem Himmel zugewandt, den Schrecken gleichsam gefroren in ihren Zügen. Dazwischen nisteten die Glendshäufchen der Kinder, nahe der Mutter, die sie in ihren Armen zu bergen suchte. Hinter dem Hause häuteten im ersten fahlen Frühlicht Friedrich Engel und der Hartmann das geschlagene Kind ab, ihre Hände glänzten von Blut und Fett. Dann und wann erwachte einer der Schläfer frierend, blickte mit abwesenden Augen um sich und kroch tiefer in die warme Asche. Am Morgenhimmel drüben stand ein graugelber Streifen Licht, er wurde breiter und fing an, sich zu verfärben, zu zärtlichem Rosa erst und dann zu hellem Goldrot, bis über den Horizont der erste gleißende Schimmer der Sonne schoß. Auf den Aekern lag weißer Reif und hing an den Grashalmen in blißenden Kristallen.

Da erwachten die Schlafenden in der Asche. Sie erhoben sich schwerfällig und tappten zwischen den Trümmern umher, als müßten sie sich erst besinnen. In der Stube fing ein Säugling jämmerlich zu schreien an. Sie gingen wie Geistesverwirrte über die Schutthaufen, mit erloschenen Augen und mit Bewegungen, als gehorchten die Hände nicht mehr dem lenkenden Kopfe, steif, zerfahren, stockend. Bald wühlten sie irgend etwas aus dem Brandschutt hervor, hielten es vor sich hin und betrachteten es, wie Kinder

ein Spielzeug betrachten, mit kindischen Blicken, ein Stück Holz, einen Klumpen Lehm, einen eisernen Kettenring, warfen es wieder fort und wühlten von neuem in der Asche. Oder sie blieben plötzlich stehen und sahen verstört und geängstigt um sich, als warteten sie auf ein neues Entsetzen.

In der Stube wand sich eine Frau in Krämpfen, Achzen und furchtbare Gliederverrenkungen schüttelten ihren Leib. Neben ihr lag ein Mann, den in der Nacht beim Löschen die Rauchschwaden ergriffen und vergiftet hatten. Er lag und hustete und stöhnte besinnungslos. Andere aber saßen stumpf und teilnahmslos da, in der Stube, vor der Hütte oder bei den Wagen, hörten nichts wenn einer mit ihnen sprach, sahen nicht auf, redeten nichts. Neben ihnen hockten ihre Kinder und weinten leise vor sich hin. Und wieder andere suchten immer noch unter dem Schutt nach einem Rest unversehrter Habe, nach der Spindel oder einem Krüge, nach Kleidern oder anderem, was ihnen lieb war. Aber da war wohl kaum noch etwas zu bergen. Ein Schluchzen löste sich von ihrem Munde. Das Feuer hatte alles gefressen, das Feuer war erbarmungslos in dieser Nacht.

Wie eine Lähmung hatte es die Menschen befallen. Sie gingen herum und faßten das Verhängnis einfach nicht, das übermenschlich und grauenhaft über sie hergefallen war. Es war zu schwer, das auf einmal zu begreifen, zu begreifen, daß sie von gestern abend bis heute früh alles verloren hatten und nur noch das nackte Leben besaßen, dieses armselige Stückchen Leben. Sie konnten die Hände nicht rühren, — an welchem Ende ihrer Not hätten sie auch anfangen sollen? Verstört standen sie da, wie taub geworden. Nicht einmal Wut konnten sie empfinden gegen den, der ihnen das angetan hatte. Nicht einmal Trauer. Sie waren plötzlich wie aller Sinne beraubt, ganz leer und ohne Regung.

Das Saatgut war ihnen verbrannt. Wobon sollten sie säen? Das Futtergetreide ebenso. Womit sollten sie jetzt füttern? Hausgerät und Kleidung, alles war vernichtet. Auch die Bibel, die sie ins neue Land mitgebracht hatten. Und Egge und Pflug und Geschirr, — alles. Sie sahen, was in dieser Nacht zuschanden gegangen war . . .

Die Männer wandten sich ab. Mit dem wachsenden Morgen war die Sonne hinter dichten, schneeigen Wolkenschleiern verfaßt. Grau wie Blei lag der Himmel über Wolhynien, und durch die Luft pirschte ein eisiger Ostwind. Es war sehr still in Jurtis Hütte geworden, nur das Jammern der beiden Säuglinge und das gurgelnde Schreien der von den Krämpfen befallenen Frau drang aus der Stube. —

Als der Nachmittag kam, borgte sich der Haupt von Adolf Engel eine Spitzhacke und einen Spaten und ging hinaus zu dem Stück Land am Walde, das ihm der Waggar gestern als das seine vermessen hatte. Dort sah er sich um und begann zu graben.

Unter den ersten Bäumen am Waldrain schlug er die Haue in die harte Erde und riß die Schollen heraus, daß die Erde knirschte und krachte. Dann grub er mit dem Spaten nach, tief und tiefer. Es überkam ihn eine wilde Lust, zuzuschlagen und wieder zuzuschlagen und die festgefrorenen Brocken herauszuschleudern, bis er keuchend einhalten und verschnaufen mußte. Dann begann dasselbe Werk von neuem. Jetzt konnte er schon bis zu den Hüften in der Grube stehen. Jetzt ging sie ihm bis zu den Schultern. Und jetzt verschlang sie ihn ganz. Wie ein Grab.

Dann schachtete er die Grube noch tüchtig in die Breite und in die Höhe aus. Auch mit der Tiefe war er noch nicht zufrieden. Aber langsam wurde alles so, wie er es gewollt hatte. Es war viel Platz darin. Es können noch viele hier begraben werden, fuhr es ihm durch den Sinn. Aber er erschrak selbst über seinen gotteslästerlichen Gedanken und wischte ihn sich unwillig und beschämt von der Stirn.

Gegen Abend war er fertig. Die Grube maß ihre acht Fuß in die Tiefe und wohl zwölf oder dreizehn Fuß in die Länge und in die Breite. Das schien ihm zu genügen. Er stampfte den Boden glatt, strich mit der scharfen Kante des Spatens die Wände ab und klatschte sie fest. Das Spatenblatt erschien wie ein Muster an der Wand. Die Wand war gelblich, feucht und kalt, wenn man sie anfachte. Dann sang er noch an, einen Gang mit Stufen von ebener Erde in die Grube herabzuschachten. Zwölf Stufen mußte er abstechen, das genügte.

Der Haupt stützte die Hände auf den Spaten und befah seine Arbeit.

Hier wird sie wohnen, dachte er, und ich und das Kind, das noch nicht geboren ist. Der Wald dabei ist gut und das Feld auch. Das würden wir im Frühjahr schon schaffen, die Anna und ich — und das Kind. Aber das verfluchte Loch da, in dem eins nicht leben und nicht krepieren kann . . .

Er wandte sich um. Dort sah man noch die Hütten des Dorfes. Sie waren zwar schon ein weites Stück weg, aber sie waren noch da.

Und diese Bestien von Menschen dort, die einem am liebsten das Leben wegnehmen möchten und die Schlafenden in der Nacht mit Feuer überfallen.

Und tiefer Ekel überkam ihn. Da nahm er noch einmal die Spitzhacke, spuckte den galligen Geschmack von der Zunge und schlug das Eisen tief in den Boden. Er hob noch eine Grube für die Feuerstelle aus.

Am Nachmittag war auch der Käfner herausgekommen, stand neben dem Haupt und sah ihm schweigend zu. Dann ging er zurück und kehrte lange darauf mit Hacke und Schaufel wieder. Der Haupt sah, daß er auf seinem Grunde an die Arbeit ging und wie er selbst ein Wohnloch auszuschachten begann.

Als er am Abend zum Dorf zurückwollte und beim Käfner vorbeikam, da hatte der noch kaum ein paar Schaufeln geschafft. Er saß in der Grube und hatte den Kopf auf die Arme gelegt, als schlafte er, den Spaten ans Knie gelehnt.

Der Haupt rief den Käfner verwundert an. Da hob jener das Gesicht und sah ihn mit irren, flackernden Augen an.

Hier verreckt ja doch alles!

Er warf den Spaten weg und lief fort über die Felder. Er hörte auch nichts mehr, was ihm der Haupt nachrief. Erschrocken sah er hinter ihm her.

Stand es schon so um den?

Dann lud er sein Gerät ab und arbeitete noch lange an Käfners Grube, bis es ganz dunkel war. Da war ein gutes Teil geschafft. Aber als er ins Dorf kam und vor Jurtis Hütte stand, da graute ihm davor, einzutreten, unter den Kranken, den Hustenden, den vom Feuer Verletzten zu

stehen, den Vielzubielen in der engen, stinkenden Stube, und in die stummen, verzweifelten Gesichter zu sehen.

Die letzte Nacht hatte auch die Weizlin auf das Krankenlager hingestreckt. Da lag sie mit sieberglänzenden Augen und mit verbrannten Armen da und konnte sich nicht rühren; trotzdem gingen ihre Blicke ruhelos durch die Stube, ob da nicht eins wäre, das dringender als sie der Pflege bedürfe, oder ob die Hartmannin und die anderen Frauen, die jetzt die Arbeit im Hause verrichteten, nicht irgendein Geschäft versäumten. Die Hartmannin wurde darüber beinahe ärgerlich.

Nacht die Augen zu, Weizlin, und schlaft! Schlaft euch die Krankheit aus dem Leib, sagte sie, nachher dürft ihr wieder anschaffen und fürsorgen, was ihr wollt!

Die Männer kamen überein, daß die Hauptin noch bei Adolf Engel und die Käßnerin mit ihren beiden Kindern noch bei Benjamin Müller bleiben sollten. Dann mußte noch eine Familie zu Adolf Engel hinüber. Die Männer wollten in Gottes Namen weiter im Pferdestalle bleiben. Aber in den kommenden Tagen wollten sich die neuen Wirte draußen auf ihrem Lande Erdlöcher graben, dort konnten sie ebenso haufen wie hier und besser, sagten sie.

Es ist schon gleich meinten sie, — jetzt ist schon alles gleich.

Sie saßen mit tiefen, blaugeränderten, entzündeten Augen in Engels Stube und schliefen während des Sprechens ein. Alle Nächte wachen, alle Nächte gespannt und auf der Lauer sein, kaum noch Schlaf, und am Tage harte Arbeit, dazu diese letzte Nacht, die entseßliche, und dieses alles nach den langen, mürbe machenden Wochen auf den Fuhren, vom Weichselland hierher in dieses Wolhynien, — da werden die Sinne stumpf und gleichgültig, da werden die Glieder schwer wie Eisen und auch der Stärkste schlägt hin wo er steht und ist nicht mehr wachzurütteln. Das hält kein Mensch aus, denken die Wirte und wehren verzweifelt der Erschöpfung.

Sie lagen in dem Verschlage, in dem sie die Pferde untergestellt hatten, Pelz und Decke über den Kopf gezogen, und suchten sich an die Handvoll Wärme zu halten, die die Pferdeleiber boten. Die kalten Nachtstunden rannen zähe

und schwer. Nur nicht im Einschlafen denken, nur nicht träumen! Dann traten vielleicht die schrecklichen Bilder in ihren Schlaf, dann segten Feuer über sie weg, schlugen Flammen über ihnen zusammen und sie hörten wieder das Brüllen der Tiere, das Kochen des Brandes, das Schreien und Jammern der Menschen. Nein, nur nicht träumen! Dann schrie wohl einer laut im Schlafe auf und erwachte. Er schlug die schmerzenden Augen in der Dunkelheit auf, fühlte die kalte, drückende Luft auf seinem Gesicht und erkannte dumpf, wo er war. Er erhob sich vom Stroh, preßte den Pelz dicht an den Leib und schlürfte hinaus, Wache zu stehen. Aber nach hundert Schritten kaum war die Erschöpfung von neuem über ihn Herr geworden. Er konnte sich gerade noch einen Winkel zum Hinsetzen suchen, da schlief er schon, auf der Schwelle von Jurkis Hütte oder im Vorraum von Adolf Engels Haus. Dort fanden sie ihn am Morgen halb erstarrt, und es war beinahe ein Wunder, daß nichts Schlimmeres mit ihm geschehen war.

In der dritten Nachtstunde übernahm Jakob Weiß die Wache. Er trat aus dem Stall, da spürte er es naß und kalt im Gesicht. Naß und kalt rieselte es ihm in die Augen und auf die Lippen. Es schneite. Weiße, federgroße Flocken fielen, er sah es an dem lichten Schimmer auf der Erde, daß sie liegen blieben. Der Winter, so lange gefürchtet, war da. Und eine neue, schwere Last bürdete sich auf Jakob Weiß, — dieser Winter. Wie sollte das alles noch werden? Jetzt bauten sie draußen Erdhütten, darüber fiel ihnen schon der Schnee. Dort wollten sie den Winter überstehen . . .

Am Morgen sahen die Wirte schweigend über die weiße Flur, die das Weiße, Ferne überall noch grenzenloser machte. Dann holte der Haupt wieder Haue und Spaten vor, nahm den Käßner mit und ging hinaus aufs Feld, weiter an seiner Höhle zu bauen. Auch der Schnökel kam mit und noch ein paar andere. Sie holten aus dem Walde gleich Bretter zum Eindecken, das war halbwegs am Wege, so sparten sie Zeit.

Jakob Weiß aber und Friedrich Engel machten die Schlittenkufen unter dem Wagen fest, spannten die Pferde ein und fuhren nach Ludwipol. Es würde gewiß zwei Tage dauern oder drei, bis sie zurückkehrten, sagten sie, denn

nach Ludwipol hatten sie sieben Stunden zu fahren, sieben Stunden mindestens, den Schnee nicht mitgerechnet. Sie nahmen auch ein paar Burschen mit, den Anton Weiß, Engels Jungen und noch einen, denn sie führten hinter jedem Gespann drei Pferde mit sich, die Pferde der Wirte, sie sollten sie verkaufen. Was brauchten sie jetzt Pferde, im Winter, ohne Stall und ohne Futter? Gute Saat war wichtiger, die fraß nichts.

Als sie im Januar noch einmal nach Ludwipol mußten, denn Grüge und Brotgetreide war zu Ende, und den Glackzizen darum anhalten mochten sie nicht, gingen wieder drei Pferde fort.

Zum dritten Male fuhren sie im März. Der Winter wollte nicht aufhören, es fiel immer neuer Schnee. Da hatten sie freilich noch manches andere auf den Wagen geladen, sauer Erspartes aus dem Weichselland, was sie hierher in die Fremde mitgebracht hatten. Sie taten zwar gleichmütig und meinten, es sei ihnen nichts nütze, sie könnten es gut verhandeln und Notwendiges dafür eintauschen. Die Weizin hatte auch heimlich ein bißchen goldenen Kram mitgegeben, eine Kette mit Kreuz und Schmuck. Es war das einzige, was sie besaß, und sie schluckte heiß daran, als sie es dem Manne hinschob.

Nun hatten sie alle zusammen noch drei Pferde. Und es ging auf das Frühjahr zu, auf die Feldbestellung.

Die Männer arbeiteten an ihren Erdlöchern gegen Frost und Schnee. Die Spizhacke hatte schwer zu schaffen, sie kramte zuerst den Boden nur leicht, als sie den Schnee beiseite geräumt hatten, und nur langsam griff sie in das harte Erdreich. Der Haupt, der den anderen voran war, legte schon das Dach auf, Brett neben Brett, darüber eine gute Lage Stroh, und dann schaufelte er die Erde wieder darauf. Sie fiel in groben, gefrorenen Klumpen, er mußte sie mühsam zerspalteln, mit den Stiefeln eintreten und gleichmäßig verteilen. Davon häufte er einen halbmannshohen Hügel auf, damit das Dach Wärme bieten konnte, auch wenn sich der Frost einmal sehr tief einfressen sollte. Gegen Mittag war es getan. Nun mußte er noch die Lür beschaffen. Destwegen ging er hinüber zu den Zimmerleuten und half ihnen beim Schachten, denn sie waren, die Maulwurfsarbeit unge-

wohnt, noch sehr am Anfang. Sie wollten ihm nachher auch Tür und Pfosten richten und beim Einsetzen helfen.

Es ging langsam, unendlich langsam vorwärts. Der Schnee machte ihnen überall doppelte Arbeit und das Bodeneis dreifache. Dem Schnökel brach bei einem kräftigen Hieb der Schaft der Hacke splitternd weg, das Eisen flog klirrend davon, da warf er den Stiel mit einem Fluch fort und stand mit leeren Händen da. Jetzt sah er erst, daß ihm die Hände bluteten. Er hatte die Handschuhe ausgezogen. Das Schneewasser, das ihm zwischen Schaft und Haut taute, hatte die Finger wund gemacht. Die Haut hing in Fetzen herum. Den anderen ging es wie ihm. Dann ruhten sie wieder eine Weile aus, denn ihr Atem ging schon keuchend unter der schweren Arbeit. Eistropfen hingen an ihren Bärten, die Arme und die Knie zitterten, aber nicht vor Kälte.

Kings um sie war weit die weiße, abgestorbene Ebene und vor ihnen der Wald, der im Schmerz des Winters knackte und ächzte. Da wollten sie hineinkriechen, in diese glatte, leblose Fläche, wollten ihr armseliges Stückchen Leben bergen unter dem toten Weiß. Wie Tiere es tun, wollten sie sich einen unterirdischen Winkel graben, um vor Frost und Kälte fliehen zu können — und vor den Menschen, auch vor diesen Menschen. Sie sahen wohl noch eine Weile über die toten Felder, aber da sprießte kein Halm, kein Strauch hervor, der dem Auge Halt gab. Dann bückten sie sich wieder zu ihrer Arbeit. Wenn sie lange warteten, hatte der fallende Schnee begraben und verweht, wo sie eben noch geschaufelt und geschachtet hatten.

Inzwischen waren auch die beiden Zimmerleute in ihren Löchern so weit voran gekommen, daß sie sie eindecken konnten. Dabei sah ihnen der Haupt noch ein Glanzstück ab, einen Rauchfang, den sie seitlich neben dem Dach ins Freie führten, ein gerolltes Blech als Schornstein darüber, da konnte der Wind nicht einfallen. Er lief gleich zu seiner Hütte und machte es ihnen nach. Dann mußte er sich auch schon ein Feuer anbrennen und sehen, wie sich alles bewährte. Das Holz war naß und brannte lange nicht, dann schickte es einen höllischen Qualm in die Luft. Aber weil noch keine Tür im Türloch hing, hatte der Rauch keinen

Sog, er balgte sich in der Hütte mit dem Winde herum und konnte den kunstreichen Ausweg nicht finden. Der Haupt mußte husten und rieb sich die Augen, die der Rauch beizte, er hockte sich zur Erde nieder, da war es erträglicher. Das Feuer wärmte wenigstens.

Der Hartmann, Adolf Engel und Benjamin Müller machten sich über das Haus von Jakob Weiß her. Da war erst der Steinsockel zu sehen, und die Balkengerüste standen noch nackt und leer, die Wände waren zu richten und alles andere. Jetzt fehlten wieder die Zimmerer, aber die hatten mit sich zu tun. So schleppten sie allein die Bretter für Diele und Verschalung, hoben die Balken an und setzten sie sauber und sorgfältig ein, verkanteten sie auch lotgerecht, schlugen Fensterstock und Türstock ein und krochen so immer höher, bis sie am Abend schon unter dem Dache angekommen waren. Sie kannten ihre Handgriffe. Auch die Kinder mußten mithalten, wo es ging. Und sie konnten schon mit den Fingern einer einzigen Hand überschlagen, wieviel Tage es noch dauern würde, bis der Jakob Weiß seinen Fuß in das fertige Haus setzen konnte.

Aber war das jetzt, als sie dem Jakob Weiß das Haus bauten, und später in der grimmigen Januarälte dem Hartmann und danach auch noch dem Friedrich Engel und dem Benjamin Müller, — war es noch das gleiche, was sie damals schon getan hatten, als sie mit dem ersten Hause in Wolhynien begonnen hatten, mit Adolf Engels Hause? Sie dachten nicht darüber nach, ihr Kopf war ihnen zu müde geworden vom Sorgen und Wachen und Plagen. Sie konnten gerade noch bedenken, wie sie den nächsten Balken legten und den übernächsten, und daß sie zum Frühjahr Saat brauchten und keine mehr hatten. Sie dachten nicht darüber nach, aber es war nicht mehr dasselbe. Als sie an Adolf Engels Haus gingen, da waren sie frohig und fröhlich in ihrer Kraft gewesen und voller Hoffnungen. Da war jeder Beilhieb, jeder Hammerschlag ein Versprechen und ein Vertrauen, sie bauten sich in den Wald hinein wie in ihre Zukunft, sie bauten sich ja ihre Heimat. Dabei kann man lachen und singen und sich allen Hoffnungen hingeben.

Das war jetzt wohl nicht mehr so. Hohläugig und übermüdet, frierend und mit verbrannten und geschundenen

Gliedern, den Husten auf der Brust und vom Fieber geschüttelt, verzagt, unfroh und zum Streiten gereizt, griffen sie jetzt zu, und es fiel ihnen schwer. Wieviel Gewicht jedes Brett hatte, welche Mühe jeder Handgriff kostete! Zwischen damals, dem Anfang, und heute lag viel, was keiner von ihnen vergessen hatte, soviel, von dem jeder Spuren am eigenen Leibe trug. So war es jetzt ein Rückzug nur noch, eine Flucht, was ihre Hände taten. Wolhynien hatte zum ersten Angriff auf die Weichselländer angefezt. Würden sie ihm widerstehen können? Würden sie denn überhaupt bestehen, mit dem nackten Leben bestehen? Was ihre Hände jetzt verrichteten, war kein flottes Baumeisterstück mehr, es war blutiger, grauenhafter Ernst geworden. Die einen fuhren nach Ludwipol, die letzte Habe zu verträdeln und des Leibes bitterste Notdurst zu beschaffen, die anderen gruben sich Erdlöcher und verkrochen sich darin wie die geringsten Tiere. Und was sie hier taten, es war nicht viel mehr wert. Alles war Flucht, nichts war mehr Versprechen und Hoffnung.

Als Benjamin Müller und der Hartmann am Abend aus dem Walde traten, um ins Dorf zurückzugehen, blieb der Müller stehen und blickte zu den Erdhöhlen hinüber, die die Männer drüben geschachtet hatten. Erde und Schnee hatten Hügel darüber gewölbt.

Wenn man's so sieht, sagte Benjamin Müller bedächtig, — 's ist wie auf dem Gottesacker. —

Anderntags mußte Benjamin Müller mit seinen Leuten und den Familien, die bei ihm in der Hütte von Konstantin Kossubiew wohnten, ausziehen. Es ging Hals über Kopf, denn die Gesindewirte aus dem Dorfe standen schon vor der Thür bereit, ihn und alle anderen mit Gewalt auszutreiben.

Es kam so.

Der Gemeindeälteste war kurz vor Abend in die Hütte getreten, als Benjamin Müllers Frau gerade den Suppenkessel vom Herde nahm. Er hatte sich im Lichte des Rienspans in allen Winkeln umgesehen, hatte auch die blasse Käfnerin mit den beiden wimmernden Würmern im Stroh gesehen und war danach nähergetreten. Er schnupperte in der Luft.

Ihr eßt wohl was Besonderes? fragte er und setzte ein

hinterhältiges Lächeln auf. Aber es war nur die Grütze, wie alle Tage mit Brotkrumen darin. Das sagte ihm die Müllerin auch so. Das andere haben uns ja die Leute hier über dem Kopfe angezündet, das Brotgetreide und alles, sagte sie.

Der Gemeindeälteste hockte sich ins Stroh hin und schwieg lange.

Was das betrifft, meinte er schließlich, so weiß doch keiner, ob es die Leute gewesen sind. Oder habt ihr einen erkannt? fragte er plötzlich dazwischen. Warum habt ihr ihn dann nicht festgehalten? Am Ende kann es doch vielleicht von euch gewesen sein, aus Ungeschick, aus reiner Unachtsamkeit, versteht sich, setzte er lauernd hinzu.

Da konnte Benjamin Müller nicht mehr an sich halten. Er schrie dem Gemeindeältesten zu, er müsse sich in acht nehmen und vorsichtig mit seinen Worten umgehen. Daß es einer aus dem Dorfe war, der die Kiege angezündet hatte, kann Friedrich Engel bezeugen. So haben es am anderen Tage Jakob Weiß und Friedrich Engel auch dem Herrn berichtet. Und jetzt sei hier kein Platz mehr für bösesartiges Geschwätz.

Der Gemeindeälteste stand auf.

Der Herr stellt ja keine Forderungen, sagte er obenhin. So habe ich es ja bloß gemeint, nichts anderes. Ich komme euch ja nur sagen, daß der Herr keine Schadensableistung von euch haben will.

Er machte noch eine Pause.

Aber dann will ich euch noch etwas sagen. Der Kossubiew muß wieder in sein Haus einziehen. Er hat es dem Herrn vorgestellt, und der Herr hat ja gesagt. Ihr sollt wieder zu den anderen hinauf. Der Kossubiew will heute noch in sein Haus. Das will ich euch nur noch sagen.

Mit einem boshafsten Lachen machte er die Thür hinter sich zu.

Nach einer Viertelstunde stand Konstantin Kossubiew in der Thür. Hinter ihm drängten sich seine Kinder und die Frau vor. In der Dämmerung wartete draußen das ganze Dorf. Ehe sich die Fremden an ihrem Besitz vergriffen, räumten die Deutschen schweigend die Hütte. Sie luden alles, was sie mitgebracht hatten, auf die Fuhrn und spannten sich selbst davor. So zogen sie, die kranke Käß-

nerin und ihre Kinder unter eine Plachte verpackt, hinauf zu Jurtis Hütte. Rechts und links an ihrem Wege stand das fremde Volk, die Brandstifter. Kein Wort fiel dabei, kein Laut. Nur die Kranke auf dem Wagen schluchzte einmal auf.

In der Nacht nahm Aleksander Gutskis, der Schäfer, noch zwei Wirte mit ihren Familien zu sich in die Schäferei. Dort war es warm, und Milch gab es auch für die Kinder und gedörrtes Fleisch. Aber er tat es heimlich. Im Dorfe sollten sie es nicht gleich wissen. —

An diesem Abend kamen Jakob Weitz und Friedrich Engel noch nicht von Ludwipol zurück, wie es abgemacht war. Sie warteten in Jurtis Hütte und bei Adolf Engel die ganze Nacht hindurch auf die Gespanne, und alle Stunden ging einer von hier nach drüben.

Nein, es war noch niemand angekommen. Hatten sie sich verfahren und fanden sie jetzt vielleicht nicht mehr den richtigen Weg, die da draußen, fremd wie sie waren? Sie hörten den Dezembersturm im Walde heulen, die Kiefern orgelten und lärmten in seiner Faust und bogen sich brausend tief herab. Krachend brachen Äste aus den Kronen und peitschten zu Boden. Wenn die Lüre aufsprang und einer von draußen hereintrat, war er von dem kurzen Weg über und über mit Schnee beschüttet, als hätte er stundenweit zu laufen gehabt.

Wenn sie nur nicht draußen auf der Straße liegen, sagte Adolf Engel bedenklich, schüttelte den Schnee aus der Pelzmütze und rückte sich einen Klotz ans warme Feuer.

In so einer Nacht kommt keiner vorwärts, sagte der Hartmann.

Sie standen am Waldrande und schauten über den bleigrauen Schnee. Der Ostwind fuhr kalt und stechend aus der Dunkelheit, zerrte an Pelz und Bärten und schlug ihnen hundert prickelnde Pfeile ins Gesicht, die die Augen verklebten und den Atem raubten. Die Wege, die sie am Morgen getreten hatten, waren längst verweht, und mit jedem Schritt steckten sie fast knietief im Schnee. Und der Sturm schüttete immer mehr Flocken herab, einen dichten Vorhang, der sich zwischen sie und die Ebene hing und den Blick verwehrte. Sie mußten beinahe schreien, um einander

zu verstehen, und waren doch keine fünf Schritte einer vom anderen entfernt. Später liefen sie wohl eine Viertelstunde weit am Walde entlang, den Ausbleibenden entgegen, durch Wind und Wetter. Aber hier mußte der Weg nach Ludwipol vom Walde abzweigen, ins freie Feld hinein, da trauten sie sich in der Nacht nicht weiter. Das fand im Winter einer ja kaum am hellen Tage, von der Nacht und von diesem Schneetreiben gar nicht zu reden. Es war vergeblich. Sie kehrten wieder um ins Haus. Wenn Jakob Weiß und Friedrich Engel draußen auf der Straße lagen, war ihnen in der Nacht nicht zu helfen. Sie wachten und warteten, daß der Morgen kam.

In Jurts Hütte lag die Weißin an der Lungenentzündung danieder. Der Rienspan war ausgegangen, nur aus der Herdstelle drang unruhiger Feuerschein und warf rötliche, flackernde Lichter an Wände und Decke. Sie hatte es im Stroh nicht mehr ausgehalten und war aufgestanden, um wieder an Herd und Arbeit zu stehen, lange bevor sie genesen war. Nun hatte die Krankheit von neuem und viel härter nach ihr gegriffen, nun lag sie da mit stehender Brust, jeder Atemzug war eine Marter. Sie blickte in die roten, spielenden Kringel des Herdfeuers auf dem Gehälk, die Augen schmerzten ihr davon. Sie mochte jetzt nichts mehr sehen, sie schloß die Augen, aber da brannte das Feuer des Fiebers hinter den Lidern weiter, quälte sie und glühte ihr in Stirn und Leib. Diese Hitze, diese kochende Hitze, — man konnte sich die Kleider herunterreißen und draußen im kühlen, lindernden Schnee Erquickung suchen. Aber sie wußte, das war der Tod. Dann suchte sie sich stöhnend im Stroh auf die andere Seite zu legen, es gelang nur unter Anstrengungen. Noch nie hatte sie sich so elend gefühlt. Und immer wieder kam der bellende Husten, der krampfhafte, schmerzende. Der Mund verbrannte fast, Hals, Kehle, Lungen waren wie mit Nadeln zerstoßen. Und die Hitze hämmerte rastlos im Gehirn und trieb das Blut rauschend darin um.

Dann mußte sie an Jakob Weiß denken, ihren Mann, auf den sie alle heute Nacht warteten. Er kam gar nicht wieder, draußen war es dunkel, so dunkel, und der Sturm heulte. Draußen gab es Winterwölfe, die liefen der Men-

schenfährt in solchen Nächten meilenweit nach, mit gierigen, roten Mäulern, von denen der Geiser troff. Sie hatte einen Wolf gesehen, den der Vater erschlagen hatte, sie war damals noch ein kleines Mädchen, zu Hause im Weichselland. Der Schnee fiel, sie hatten ihn auf dem Schlitten angebracht und abgebalgt. Ja, der Schnee fiel, in dichtem Geriesel, eine ganze Wolke Schnee mußte schon herunter sein. Die Feuerkringel auf dem Gebälk erschienen ihr plötzlich wie viele rote, aufgerissene Wolfsmäuler. Wo blieb nur Jakob Weiß, und der Junge, der Anton, und die anderen? Wo blieb — —?

Sie wollte sich aufrichten und nach Jakob Weiß suchen. Vielleicht mußte sie ihm entgegengehen, ihm helfen, in diesem Schnee. Eine Hand hielt sie fest. Es war die Hartmannin.

Bleib liegen, Weißin, — so, — schön liegenbleiben!

Sie redete ihr zu wie einem Kinde. Da fiel die Weißin in einen jähen Schlummer wie in eine Dhnmacht.

Im Laufe des kommenden Vormittags kehrten die beiden Fuhren mit Jakob Weiß und Friedrich Engel zurück. Sie waren am Abend im Walde vom Schneetreiben überrascht worden, die Pferde konnten keinen Schritt mehr vorwärts, der Weg war knietief vom Schnee zugedeckt und nicht mehr zu finden. Da mußten sie die Nacht draußen unter den Bäumen zubringen. Sie bauten sich eine notdürftige Schutzwand gegen den Wind aus Fichtenzweigen und Knüppelholz, das sie in die Erde ramnten. Dahinter verschanzten sie sich mit den Pferden, so gut es ging. Aber das Feuer, das sie anzünden wollten, brannte nicht. Seit gestern früh hatten sie nichts mehr in den Leib bekommen, das Brot wurde unterwegs zu Stein. Dem Jungen von Friedrich Engel waren in der Nacht beide Beine bis unter die Knie erfroren, kein Einreiben mit Schnee hatte geholfen. Jakob Weiß und der dritte Junge hatten Gesicht und Hände erfroren. So kamen sie wieder, entstellt, krank und kaum mehr zu erkennen unter dem Eis, das sich um die Augenbrauen, um Bart und Mütze eingenistet hatte. Vor Erschöpfung sielen sie um, fast wo sie standen. —

Der Wind stand den ganzen Dezember über schräg aus Ost. Er wehte Schnee herab ohne Einhalten, tagelang,

wochenlang. Auf den Feldern lag die Schneedecke fast so hoch wie sommers das Korn stand, und wenn der alte Schnee sich gesenkt hatte und vereist war, fiel der neue darauf, weich wie Watte. Alle Straßen und Wege waren längst eingeschneit und nicht mehr zu begehen. Wollte einer zum Gutshof, so mußte er den schmalen Pfad benutzen, der längs der Straße getreten war und jeden Morgen von neuem eingetreten werden mußte. Aus dem Dorf hinaus aber führte keine einzige Menschenspur. In solchen Tagen lag das Dorf, ja, lag jede Hütte ganz für sich, lag einsam und außerhalb der Welt, die draußen hinter den verschneiten Horizonten erst beginnen mochte, und wäre die Welt einmal eingestürzt oder untergegangen, sie hätten hier nichts davon geahnt.

Täglich bahnten sie sich ihren Weg von Jurtis Hütte zu Engels Hause und noch dreißig Schritte weiter zum Hause von Jakob Weiß, das nun auch unter Dach stand und seit gestern bewohnt war. Jakob Weiß, der Hartmann und noch ein Wirt aus dem Weichsellande waren dort mit ihren Leuten eingezogen. Die Weißin hatten sie hinübertragen müssen, sie lag noch immer im Fieber, konnte nicht das Allergeringste essen und war ganz von Kräften.

Ein paar Spuren, wenige nur, führten auch durch den Schnee zu den Erdlöchern hinaus, die sich die Männer gegraben hatten. Sie hausten jetzt darin, so gut es eben ging, und der Rauch, der aus den kleinen Kaminen stieg, zeigte den Leuten im Dorf, daß sie sich durchschlugen. Die Höhlen hielten wenigstens warm, sie hatten sie mit Stroh und Brettern ausgelegt und hörten Tag und Nacht den Wind über ihr Dach pfeifen. Aber am Morgen mußten sie sich immer erst mühselig wieder freischaufeln, so viel Schnee hatte das Wetter ihnen über Nacht auf die Treppenstufen gefegt. Oft war es, als seien sie lebendig begraben. Dort hatten die beiden Zimmerleute ihre Familien hineingeholt, und Heinrich Schnökel folgte ihnen. Auch der Haupt kam mit, aber er hatte auf die Reden der Wirte hin zugegeben, daß er seine Frau in die Schäferei bringen würde, wenn ihre Stunde kam. Als aber auch der Räbner seine kranke Frau und die beiden Säuglinge in der Höhle unterbringen wollte, hatten alle so dagegen geredet, daß ihm nichts

übrigblieb, als sie unter der Obhut der Hartmannin im Schäferstall zu lassen. So warteten sie, daß der Winter herumging, eng beieinander die einen in den Hütten, daß sie sich gegenseitig die Ellenbogen in den Leib stießen, wenn sie sich umdrehen, geduckt und im Finsternen die anderen in ihren Schneelöchern draußen.

Tomas Slatinin ging in diesen Tagen wieder im Dorfe herum und trat in die Häuser. Er sprach von Zeichen, die am Himmel und auf der Erde zu sehen seien. Geheimnisvoll dämpfte er die Stimme, und die Männer und die Weiber fanden keine Zeit mehr, das Maul zu schließen. Man brauchte nicht einmal besonders scharfe Augen, um sie zu sehen, sagte er. In der Gutscheuer sind neulich in der Nacht die Mäuse eingefallen, die sich doch allemal im Winter in ihre Löcher verkriechen, hunderte und tausende, — so viele — —. Er machte mit dem Arm einen großen Bogen in die Stube. In ihrer Wut haben sie einander selber aufgefressen, am anderen Tage war die Tenne voll von toten, angefressenen Mäusen. Ist das sonst schon geschehen, he? Und nachts kann man oft weit über den Feldern, wo doch bei jetzigen Zeiten kein Mensch entlangzugehen vermag, ein Licht sehen, als ob da einer mit einer Laterne etwas suche. Das Licht schwankt auf und ab, auf und ab, dann ist es vorbei. Wer das sein kann, fragt ihr noch? Ich sage es euch, ich habe es selbst gesehen in der Nacht, es kam von der Weide her. Da hat es mich gegrast. Ich bin nach Hause gelaufen und habe alle Heiligen um Schutz und Gnade angefleht.

Die Leute standen da und spürten das kalte Entsetzen über den Rücken rinnen.

Die Deutschen, — merkt ihr? — die Deutschen sind jetzt im Lande. Sie haben keinen guten Glauben wie wir, sie verachten die Heiligen und die Muttergottes unter sich.

Als Tomas Slatinin durchs Dorf ging, traf er Jakob Weiß, der mit der Pflugschar in die Schmiede wollte.

Na, du mit dem roten Gesicht! sagte er. Aber Jakob Weiß ging an ihm vorbei.

Die Zeichen, — die Zeichen! dachte Tomas Slatinin und schielte hinter dem Deutschen her. —

Kurz vor Weihnachten hielt das Schneetreiben zwei

Tage lang inne. Die Sonne brach durch die Wolken und pußte im Nu den ganzen Himmel blank und blau. In ungezählten funkelnden Kristallen glänzte der Schnee. Aber die Schönheit war von kurzer Dauer.

Als habe der strenge Winter nur eine Atempause gemacht, jagte am dritten Tag der Sturm wieder über das Land. Unter seinem Griff brachen im Hochwald die ältesten und stärksten Bäume weg. Im Dorf hob er das Dach von der Gutscheune mit Leichtigkeit ab und trug es quer über den Hof, wo er es köpflings niederfallen ließ. Die Dächer an den Hütten sahen böse aus, nicht eines war, das nicht zersezt und zerraut unter seiner Wut davon kam. Dann fiel er mit Schneeschauern über das Dorf her, gegen die alles Bisherige nur ein Kinderspiel war. Es schneite nicht, es goß Schnee, als falle der ganze zu Schnee gewordene Himmel über die Erde herab und verschlinge sie, nicht leise und unhörbar wie Schnee zu kommen pflegt, sondern gejagt, gepeitscht, wie von Eisenfäusten gegen die Lehmwände geschlagen. Die Hütten verwehten mannhoch in diesem Sturm, die Menschen konnten nicht den Fuß vor die Schwelle setzen, ohne daß sie nicht von unsichtbaren Händen in die Stube zurückgeworfen wurden und taumelnd das Gleichgewicht suchten, und hinter ihnen krachte die Tür ins Schloß und sperrte den eisigen Windstoß aus, der sie in den Angeln hernmgehezt hatte.

Die Zeichen, — die Zeichen! dachten die Leute verängstigt in ihren Hütten, blickten scheu durch den Fensterriß und bekreuzigten sich, wenn der Sturm wieder gar so wild herumpreschte.

Draußen in den Erdhöhlen fing es an. Eines Tages wölkte sich nicht mehr der Rauch über Käßners Hütte. Als nach Stunden sich die Männer durch das Sturmgerühl durchkämpften, um nachzusehen, was mit dem Käßner sei, fanden sie die Feuerstelle verkohlt und leer und den Käßner in der Ecke auf dem Stroh erfroren. Wie es gekommen war, konnte ihnen keiner mehr sagen. Das Holz war zu Ende gegangen, das Feuer fraß jetzt viel Holz, es war ausgelöscht, und der Mann hatte vielleicht geschlafen und nichts gemerkt. Vielleicht war es so gekommen. Sie konnten nur noch die Mütze ziehen und ein Gebet für sich sprechen.

So fing es an. Dann geschah es einmal ganz unvorhergesehen, daß die Frau, die an den Krämpfen litt, in Jurtis Haus zu Boden stürzte. Sie fühlte sich längst gesund und frei von ihrem Leiden und half in der Stube bei aller Wittinnenarbeit. Aber an einem Morgen, an dem gerade die Hartmannin herüberkam, das Wasser aus dem Brunnen zu holen, fuhr jäh das Böse wieder in sie, sie fiel um, das letzte Wort noch halb gesprochen auf den Lippen, und schlug mit dem Kopf hart auf den Feuerherd. Davon starb sie noch in derselben Stunde, ohne die Augen noch einmal aufzutun. Es war einfach aus mit ihr. Am Weihnachtsmorgen begruben sie die Frau. Jetzt hatten sie ihrer zwei in die Erde gesenkt.

Am Abend gingen sie alle in das Haus von Jakob Weiß hinüber. Jakob Weiß las die Schrift vor von der Geburt des Kindes und legte sie ihnen mit seinen Worten aus. Er sprach mit seinem erfrorenen Munde undeutlich und langsam, er sprach, als müsse sein Herz erst wieder zu dem Worte finden, das die Lippen aus dem Buche lasen. Vom Rienspan troff röthliches Licht über die kahlen Wände, die im Sturm bebten, und über die aufgetanen, hungrigen Gesichter der Menschen in der Stube.

Ein Kind ist uns geboren, sagte Jakob Weiß, des Name ist Heiland, Seligmacher, Friedefürst. Es wird uns führen in das gelobte Land, das der Herr uns bereitet hat zur ewigen Freude. In diesem Lande werden die Brunnen von Honig strömen und die Milch der weidenden Rinder wird die Bütteln sprengen. Auf den Aekern wächst das Korn wie pures Gold, und alle unsere Angst und Not wird von uns genommen, ja, wir werden sein wie die Fröhlichen und unser Herz wird frohlocken. Da gibt es keine Feinde mehr für die Kinder Gottes, sie werden uns mit Friedenspsalmen entgegenkommen und einträchtig werden alle leben wie Kinder in des Vaters Hand.

Sie tranken wie Verschmachtende seine Worte ein, und ein Glanz kam in aller Augen. Am Rienspan hatte sich eine Fafer gespalten, sie brannte neben der großen groben Flamme mit einem weißschimmernden hellen Strahl, still und klar wie ein Stern, wie der Stern über der Nacht des Kindes.

So nehmt hin eure Trübsal, sagte Jakob Weiß, und seine Stimme sank herab, nehmt und tragt sie, in allem geduldig, bis der Herr seine Frommen in das Land Ewigkeit führen wird. Zu des Zeichen schickt er uns heute seinen Sohn, das göttliche Kind in der Krippe, das wir empfangen in unseren Herzen.

Das Sternenlicht im Rienspan erlosch, eine Rußflocke schwankte zu Boden. Dann sangen sie das Weihnachtslied und gingen durch den Schnee in ihre Hütten zurück. In der Nacht war nirgends ein Stern zu sehen. —

Der Schneesturm hielt über Weihnachten an, es war nicht abzusehen, wann dieses alles enden sollte. In der Frühe eines anderen Tages fanden sie einen von den Zimmerleuten, die in den letzten Erdlöchern hausten, vielleicht hundert Schritte neben dem zugeschneiten Fußpfade erfroren auf. Er war am Abend noch bei Jakob Weiß und holte Brot für seine Leute, das die Hartmannin für alle Wirte zusammen buk. Sie hatten über allerlei Dinge gesprochen, im Januar, sobald der Schnee nachließ, wollten sie an den dritten Hausbau gehen. So sollte mit der Zeit jeder sein Dach über den Kopf bekommen. Dann war er fort. Die Brote lagen neben ihm, als man ihn auffand. Er war im Dunkeln vom Wege abgeirrt, da war er bald hierhin, bald dorthin gerannt. Er hatte in seiner Todesangst auch geschrien, lang und gellend, aber der Sturm und das dichte Schneetreiben hatten alle Rufe verschlungen. Erschöpft und keines Schrittes mehr fähig, war er endlich zu Boden gesunken. So hatte ihn der Tod gefunden, die Knie unter den Leib gezogen, die ausgestreckten Hände in den Schnee gekrallt. In ihrem Erdloch wartete die Frau mit den zwei Kindern. Das Brot konnte man ihr bringen, den Mann nicht mehr.

Es sind die Zeichen, sagten die Leute im Dorfe, als sie den Dritten vorbeitrugen.

Die Weißin rang wochenlang mit der Krankheit, von Tag zu Tag schwankte die Waage, in deren Schalen Tod und Leben gelegt waren, bald schlug die eine, bald schlug die andere Seite aus. Sie lag in ihrem neuen Hause, in das sie auf den Händen der Männer eingezogen war, aber sie lag bewußtlos in der Stubenecke, ihr Husten und ihr heißer

Fieberattem keuchten durch den Raum. Manchmal wälzte sie sich stöhnend und schreiend im Stroh, und die Kinder bekamen Angst und flüchteten aus dem Raum, in dem sie lag. Aber dann ging die Krankheit zurück. Sie fühlte sich frei von der Hitze, die Leute konnten auch schon wieder zu ihrem Lager treten und mit ihr sprechen. Nur schwach war sie noch, sehr schwach und elend, doch auch das wurde mit den Tagen besser, und als das neue Jahr anbrach, konnte sie es mit der Hoffnung beginnen, daß sie bald wieder in der Stube ein- und ausgehen würde wie früher.

Am letzten Abend des Jahres kam der Haupt atemlos in das Haus von Jakob Weiß gerannt. Er riß die Türe auf, in der Stube lagen sie schon alle im Schlaf.

Die Frau! schrie er. Mehr brachte er vor Atemnot und Erregung nicht heraus. Da wußten sie schon Bescheid.

Die Stunde der Hauptin war auf einmal da. Aber nun konnte sie nicht mehr zur Schäferei, sie vermochte nicht mehr zu laufen. Die Wehen preßten sie unaufhörlich, und es war ein weiterer Weg durch das Dorf in diesem Schnee. Die Hartmannin und Adolf Engels Frau, die durch den Sturm zu ihr hinaus stapften, sahen, sie kämen mit ihr nicht mehr durch. Die Hauptin mußte hierbleiben.

Sie taten das ihre, so gut sie es konnten, hier in diesem Erdloch auf dem Stroh, mit geringem Licht, und in dem Sturm, der hereinschlug, wenn die Tür aus dem Riegel sprang. Die Hauptin machte es ihnen nicht leicht. Das große, starke Weib bäumte sich auf, wenn die Schmerzen kamen, daß die beiden Frauen sie kaum zu halten wußten. Es dauerte noch viele Stunden, erst lange nach Mitternacht war das Kind da. Es war ein Mädchen. In Schweiß gebadet und fast von Kräften ruhten die Frauen aus.

Aber es war so gekommen, daß die Hauptin in der letzten Wehe bei einer jähen Bewegung einen Schaden genommen hatte, einen kleinen, nicht sehr bedeutenden Schaden. Es hätte alles noch gut werden können, es brauchte nichts Schlimmes daraus zu entstehen. Anfangs sah es auch so aus, als würde sich alles wieder einrichten. Aber am dritten Tage trat Fieber hinzu, ein schleppendes, heimtückisches Fieber, das die Wöchnerin nicht wieder verließ. Und am siebenten Tage sahen sie, daß hier alles zu Ende

ging. Sie quälte sich noch ein paar Tage damit, dann starb sie unter großen Schmerzen. Ihr kleines Mädchen, das schwächliche, zu früh geborene, folgte ihr in kurzem hinterher.

So fing das neue Jahr an, mit Tod und Leben und beidem in einem. Und man konnte nicht einmal sagen, ob nicht der Tod das bessere Teil und das Leben das bitterere sei. Es machten sich noch ein paar Kinder davon, still und ohne viel Aufhebens und wurden hinausgetragen zu den anderen, wo die Reihe der Hügel wuchs, die erste Ernte in Wolhynien. Die Kinder hatten in ihrem geringen Leben noch nicht viel erfahren, und doch schienen sie jetzt manchem die klügsten von allen zu sein. Gegen Wintersende, schon an der Schwelle des Frühlings, sprach man auch der Käßnerin das letzte Gebet, die lange und ohne Klage das Ihrige getragen und die beiden Säuglinge schon zuvor drein gegeben hatte.

So ging es auf den Frühling zu. Aber in diesem Frühling mochte niemand das Lachen erlernen. Es stand viel Bitternis wie ein dunkler Rauch über Wolhynien.

II

In der Nacht zum 20. Januar 1940 verwandelt sich das Städtchen Lutschyn in ein Heerlager. Auf den vereisten Straßen von Osten, aus den deutschen Kolonien nächst der alten russischen Grenze rollt Stunde um Stunde Wagen auf Wagen heran. Da sind die Wirte von Amelyn und Woronow, von Antonowka, von Jadschin und Ischeslawin, von Belanka und Majdan. Zehn hier, zwölf oder zwanzig dort. In der Dunkelheit der Gassen, aus deren Häusern bisweilen der trübe, gelbe Schimmer einer Öllampe dringt und an den Fenstern die Schatten neugieriger Gesichter zeichnet, ziehen die Gespanne vorwärts, unruhig die Pferde, knarrend und holpernd die Wagen. Die Nacht ist bitterkalt und finster. Nur der Schnee vor den Hufen und von den niedrigen Hütendächern gibt ein dämmeriges Licht. Die letzten Deutschen ziehen in Lutschyn ein.

Die Deutschen haben Abschied genommen. Als es Abend wurde, haben sie die Wagen hervorgeholt, die langen Lei-

tern wie zur Ernte darauf getan und die Achsen noch einmal geschmiert. Mehl und Hafer in vollen Säcken, Speck und Fleisch und Brot haben sie geladen. Sie wollen, wenn sie auch alles verlassen, nicht mit leeren Händen kommen. Sie wollen sagen: Seht, das wuchs auf meinem Acker, das stand in meinem Stall dort hinten in Wolhynien. Als uns der Vater Hitler rief, da haben wir alles verlassen; aber die Ernte bringen wir ihm noch mit!

So wollen sie sprechen, wenn sie nach Deutschland ziehen, in das Land, das ihnen Sage und Sehnsucht ist, unbekannt, aber heiß geliebt, das Reich, in dessen offene Arme sie jetzt glücklich eingehen. Und verstohlen legen sie noch ein paar Habseligkeiten auf die Fuhre, von altem Hausrat ein Stück, das ihnen das teuerste war und vielleicht noch aus Altervaters Zeit stammt, die Meerschaumpfeife und die alte Bibel. Dann werden die Pferde aus dem Stall geführt. Sie dampfen vor Wärme und Mut. Die lange Kaste im Stall hat ihr Fell prall und dicht gemacht. Jetzt scharren sie unruhig im Schnee und rücken in den Strängen.

Stumm und benommen stehen die Ukrainer, Männer, Frauen, Kinder, am Hofstor und sehen dem Aufbruch zu. Sie haben es bis zur Stunde nicht glauben wollen, daß die Deutschen fahren, daß mitten im Winter ein ganzes Volk fährt. Als die Kommission in der Kolonie war, sind sie selber hingegangen und haben sich vor den deutschen Kommissar gestellt, sie wollten alle mit, alle nach Deutschland. Nehmt uns mit, um Gott und der Heiligen willen, nehmt uns mit! Wir wollen nicht mehr den Hunger, den Kerker, die Knete, die unser waren, solange wir denken. Sie haben dem deutschen Kommissar die Hände geküßt, haben gebeten und gebettelt. Aber es war vergeblich. Dann haben sie gehofft, daß die Deutschen doch noch dableiben würden, denn es ist viel Zeit verstrichen, seit die Kommission wieder abfuhr. Sie sind zu den deutschen Wirten gegangen und haben gesagt: Hier steht dein Haus, oder ist es nicht deines? Hat dein Vater es nicht gebaut, als der Richter ihm das Land bestätigte? Du aber willst wahr und wahrhaftig weggehen von deinem Land? Wer soll dein Vieh versorgen? Es wird verhungern. Wer soll dein Land bestellen? Denn es wird verkommen. Bleibt bei uns, Deut-

sche. Seid ihr es nicht gewesen, denen Gott das Land gesegnet hat?

Und jetzt ist die letzte Stunde gekommen. Der Wirt hat den schwarzen, dicken Schafpelz um; er reicht bis unter die Stiefelschäfte, und um den Hals legen seine strähnigen, rauhen Zotteln einen wilden Kranz. Der Russe, der sich seit Weihnacht auf dem Hof einquartiert hat, ist fortgegangen. Da wandert der Deutsche noch einmal mit schweren Schritten durch das ganze Haus. Er klinkt die Stubentür auf, in der Stube stehen Tisch und Bänke wie je; sogar die Tischdecke liegt da, als habe sie die Frau gerade aufgelegt. Vom Webstuhl ist die letzte Webe genommen; das Schiffchen ist still geworden. Der Lehnstuhl in der Fenstercke, auf dem Großmutter und Mutter vor ihrem Tode ausruhten, ist leer. Wer wird an ihrer Stelle dort sitzen und warten? Hinter der Herdbank die Kessel und Löpfe blißen längst nicht mehr so blank, wie sie die Wirtin scheuerte. Aber vor dem Ofen liegt wie immer Scheit und Kien für die Glut. Und im Winkel noch die Puppentwiege mit Puppe und Strohbettchen . . .

Es schallt seltsam leer und dumpf im Hause, wie der Wirt die Stiege nach unten steigt. An der Schwelle hält er inne. Im Lürgebalk findet er das geschnitzte Zeichen, ein Kreuz und darunter zwei Buchstaben, A. S., den Namen des Vaters, als er den Balken zum neuen Hause setzte. Es wird kein anderer Name mehr darunter stehen. Keiner wird die Reihe fortsetzen.

Ist es Untreue, daß ich gehe? denkt der Wirt. Oder ist es nicht die größere Treue? Ihm ist, als flösse ihm durch die Hand, die auf dem geschnitzten Zeichen ruht, Kraft und Glauben zu. Da lösen sich langsam seine Finger.

Fortgehen ohne Wiederkehr. Fort von der Mühsal ungezählter Sommer, von der Not dreier Geschlechter, aber auch fort von dem Segen, der spät erst kam, nachdem Altervater und Vater sich totgearbeitet hatten; fort von dem heiß errungenen Lohne dieses Landes, vom Haus, der Scheuer voll Weizen, den Ställen mit den feisten Rindern, den Schweinen und Kälbern. Und fort von den zehn Desjatinen Erde, in denen Blut und Schweiß verstickert ist.

Als der Wirt in den Stall tritt, schlägt ihm der Stall-

dunst in einer warmen Wolke entgegen. Mit stumpfer Neugier drehen sich die breiten Köpfe der Rinder ihm zu. Zu jedem tritt er hin, schüttet ihm noch einmal vor und klopft die zotteligen Weichen. Dem Kalb, das seit drei Monaten neben der Kuh steht, kraut er das rauhe Gewölle an der Stirn und bindet ihm die Halskette länger. Es antwortet der kargen Liebkosung mit mutwilligem Zerren.

Dann ist es Zeit. Der Tag steht vor Abend. Die Pferde, die der Ukrainer hält, stampfen voll Ungeduld. Der Wirt tritt zum Wagen und prüft noch einmal den Himmel. In der Dämmerung stehen eisgraue Wolken.

Schnee wird kommen, viel Schnee! sagt der Ukrainer. Wollt ihr wahr und wahrhaftig fahren?

Der Wirt nickt nur; er bindet die Schneekufen an den Leitern noch fester, zieht die Plachte, die dicke graue Leinwand, überm Wagen an und nimmt die Leine. Dann steigt er auf den Boß.

Dort liegt das Haus, des Vaters und sein Haus. Es sollte nicht mehr das Haus des Sohnes werden. Dort der Garten mit den verschneiten Beeten und den jungen Apfelbäumen. Die Scheune dort und da die Ställe, in denen jetzt die Kühe heifer zu brüllen anfangen.

Der Ukrainer sagt: Lohn es euch Gott, Deutscher! Da ziehen die Pferde ungestüm an und werfen den Wagen fast um. Der Wirt muß die Leine zurückreißen.

Lohn's euch Gott, Michal Philippowczyn!

Der Dorfsweg, in den das Gespann einlenkt, ist blank gefroren. Die Räder zurren über das holperige Eis. Am Hofstor schreien die ukrainischen Weiber: Kommt wieder, Deutscher! Kommt bald wieder! Der Wirt hört hinter sich noch ihr Rufen und Weinen, das ferner und leiser wird. Aber er tut keinen Blick mehr zum Hof zurück, auf dem jetzt der andere, der Russe, haust.

Im Abendgrauen vergeht der Schnee der Felder mit der sinkenden Dämmerung. Der Wind hat sich gelegt, es ist die stille, atemlose Stunde der Nacht, in die nur das Knarren der Räder auf der harten Straße, das Rasseln der Ketten, das Schnauben und der Huftritt der Pferde gleichförmig und unablässig dringt. Manchmal kommt noch ein Laut von den ukrainischen Wirtschäften herüber, die wie dunkle

Flecken seitab und klein im Schnee hocken, ein Ruf, ein Tierlaut. Zuweilen huscht dort drüben wie ein Schatten ein Mensch ins Gehöft. Dann weiß der Wirt, daß man seine Ankunft verkündet, und daß hinter seiner Fuhre die melancholischen Augen der Ukrainer herschauen: Der Deutsche fährt!

Jenseits aber nähert sich das umzäunte, verschneite Gebiet des deutschen Friedhofs. Hinter dem entlaubten Heckenzaun ragt Kreuz neben Kreuz in vielen Reihen, und über die Gräber hat der Schneewind eine weiche Hügelwelle geweht. Der Wirt hält an und zieht langsam und andächtig die Pelzmütze vom Kopf.

Der Tod ist niemals sparsam gewesen in Wolhynien. Er hat immer aus dem Vollen geschöpft. Mit Seuchen und Hungersnot, mit Krieg und Bränden, Aufruhr und Vertreibungen, mit Kindersterben, Mißernten und schneidenden Wintern hat er das Seine geholt, unerbittlich, unaufhörlich. Er nahm die Verjagten, die die Granaten und die Armeen tief in die Wälder und Sümpfe getrieben hatten und die darin umkamen, wer weiß wo. Er nahm die Flüchtlinge auf den endlosen Straßen Rußlands und Sibiriens, die, die im Elend starben, die ohne Brot und Krume durch das Land betteln mußten, die Kinder und die Alten. Und wenn er milde kam, dann nahm er die Fleißigen und Redlichen, die ihr Leben auf dürrem Boden und im gerodeten Wald, im zerfetzten Lande der Schützengräben und Granatrichter oder in der Zinspflicht der adligen Herren vorzeitig verarbeitet und zerrieben hatten, die Frauen, die zwischen vielen Geburten sich vor den Pflug spannten, und die Männer, die dahinter gingen, die sommers das Feld bestellten und die Stubben rodeten und winters meilenweit in der Waldarbeit standen. Der Tod hat sie früh gezeichnet, die wolhynischen Siedler. Zersorgt, zerschufte, zerquält, so hat er sie sich genommen.

Und drüben liegt Grab an Grab. Der Vater ist dabei und die Mutter, der Altervater und die Altermutter, keiner fehlt, der nach Wolhynien kam. Nur er selber, der Wirt. Er sieht das vom Alter grau gewordene Holzkreuz vor sich, das der Vater dem Großvater schnitzte und auf das Grab setzte: Albert Stammer, geboren in Petrikau im Jahre

1840, gestorben in Amelyn 1899. Und er sieht auch das andere Kreuz, das er selber dem Vater schnitt: Rudolf Stammer, in Amelyn geboren 1864 und gestorben 1924. Und nun wird sein eigenes, das ihm der Sohn einmal schneiden soll, nicht daneben stehen. Nein, seins nicht mehr und keins mehr von denen, die nach ihm kommen.

Ihm ist, als müsse er es denen dort unten ins Grab sagen, damit sie ihn verstehen: Die Mutter Deutschland hat uns gerufen, sie holt uns heim, sie braucht uns! Die euch hinausgeschickt hat, verlangt nach uns!

Der Wirt weiß es, sie werden ihn verstehen, werden ihn nicht anklagen, daß er das Land verläßt, das Rodeland, das Blut und Schweiß und Tränen getrunken hat. Aber sie werden vielleicht fragen, warum die Mutter Deutschland erst heute ihre Söhne heimruft, warum nicht damals schon, als sie selbst auf den weiten Straßen Rußlands nach Haus und Hof ausziehen mußten. Sie werden fragen, warum die Mutter Deutschland Entfremdung und Verbannung, Mühsal, Weinen und Not auf ihr Geschlecht häufte . . .

Aber Fragen, die aus Gräbern kommen, sind frei von Selbstsucht. Sie heischen keine Rechenschaft, kein Wiedergutmachen, nur Treue und Besinnung.

Hinter dem Friedhof versinken jetzt die Hütten. Der Wirt schmalzt mit der Zunge, die beiden Braunen, ungeduldig und ausgeruht, ziehen an und versuchen sich trotz der Glätte in leichtem Trab. Zurweilen tritt ein Stück Wald an die Wegseite. Trostlos dürr und verfroren streckt er die Äste in den Abendhimmel, der sie mit tiefen, milchigen Wolkenfetzen durchwabert. Dann bleibt auch der Waldstreifen zurück, und vor dem Gespann liegt nichts als der Weg ins scheinbar Grenzenlose.

Die Pferde halten gut die Spur. Sie wissen, daß jeder ungeschickte Schritt zur Seite, jede falsche Fährte stundenlange Irrwege, Gefahren und Tod bereiten kann, denn der wolhynische Winter ist erbarmungslos, die Wirtschaften sind spärlich und eingeschneit, und die Nacht dauert vierzehn Stunden. Wie eine Rauchwolke schlägt der warme Hauch aus ihren Nüstern und setzt sich in nadelfeinen Eiskristallen am Fell und am Lederzeug ab. Schwer und

langsam rinnen die Minuten, denen das Knarren der Räder und das Schnauben der Tiere den Pendelschlag angeben, — eine nach der anderen, immer eine nach der anderen.

Hinter den ersten Höfen von Jadschin, die plötzlich schattenhaft da sind, wird es lebendig. Hunde schlagen jählings an, Rufe hallen aus dem Dunkel, deutsche Worte, über die Straße bewegen sich Lichter, und dort stehen auch Fuhrer, zwei, drei, weiter reicht das Auge im Dunkel nicht. Aber es müssen mehr sein, denn viel weiter vorn noch blinken die rötlichen Ollaternen auf. Und dort drüben über den Feldern auf dem Wege von Antoniw schwankt ein ganzer Zug Laternen heran; sie blitzen auf, verschwinden und sind wieder da. Die Wartenden hören das Geräusch der Achsen, das Knirschen und Brechen des Eises in der Räderspur, nun haben die ersten die Straße erreicht, rollen herbei, noch ein paar Schritte, dann werden sie einander gewahr. Die Fuhrer halten an, Fragen und Antwort wechseln herüber, dazu ein grimmiges Lachen aus verfrorenem Munde. Da stehen nun die Wirte zwischen den Fuhrern beieinander, schütteln sich die Hände und vertreten sich die frostigen Füße. Eine Schnapsflasche geht reihum, das wärmt etwas. Sie wischen sich den eisverkrusteten Bart vom Munde und tun einen guten Schluß.

Da sind die Wirte aus den deutschen Kolonien hinter dem Walde, aus Kamionka und Horodnischtsche. Sie sind seit dem frühen Morgen unterwegs und haben schon drei Meilen hinter sich gebracht, drei Meilen auf vereisten, zeräderten Wegen und durch die Schneewehen im Walde. Viele Male sind sie steckengeblieben, abgerutscht, haben halten, vorspannen und schaufeln müssen. Dem Friedrich Graber ist ein Pferd gestürzt, er bekam es wohl wieder in die Höhe, aber es beginnt jetzt zu lahmen. Der Weiß von Horodnischtsche hat seinen fünfzehnjährigen Sohn mitgebracht, den Ferdinand, der ganz allein seine Fuhr fährt und wie ein erfahrener Bauer zupackt. Er lächelt verlegen, und sein pausbäckiges, verfrorenes Gesicht kriecht noch tiefer in die Pelzmütze, wie es der Vater dem Schneßler von Lindow erzählt. Und da sind die Wirte aus der langen

Reihe von Niespodschiapka; zwei Meilen lang ist ihre Kolonie vor dem Walde. Sie haben zeitlebens viel Sand unter den Pflug geackert, und die Väter mußten sich tief in den Wald hineinroden. Dabei sind sie freilich nicht reich geworden, denn Reichthum ist selten auf dieser Sanddüne in Wolhynien. Aber sie waren gute Wirte. Sie haben Häuser aus Stein gebaut, mit Fenstern und Schornsteinen und Stuben, und mancher ist mit dem Bauen erst vor den Kriegstagen fertig geworden. Da steht das schöne Haus nun für den Fremden, sie aber, sie ziehen alle fort, arm wie der Altervater gekommen ist, die ganze Habe auf eine Fuhre geladen und zwei Pferde davor gespannt, der Andreas Wunsch mit seiner Tochter Natalia im sechzehnten Jahre, der Adolf Schmidt, Kirchenältester und größter Besitzer in der Kolonie, und sein Sohn Rudolf Schmidt, der seine Wirttschaft am Waldrande besaß, fünf Desjatinen in die Rodung hinein, der Adolf Marquardt, dessen alten Vater die Psherwa vor fünfzehn Jahren von seinem Lande vertrieb, daß er an den Sorgen starb, und der Kantor Kraft, der das Kantoratsland selber bestellte und nun an der Spitze herfährt, und mit ihnen viele andere. Ihnen haben sich die Wirte von Zelanka angeschlossen, das vor dem Walde liegt und wo jetzt noch vier schlechte ukrainische Wirttschaften bewohnt sind. Die dreißig Deutschen stehen alle hier auf der Landstraße nach Lutschyn; keiner fehlt, obwohl sie Land hatten und gute Ernten. Aber keiner ist geblieben, aus Zelanka nicht, aus Amelyn nicht, aus Horodyschtsche und aus Kamionka nicht. So ist es in allen Dörfern des weiten Wolhynien.

Die von Amelyn fahren an der Spitze des langen Zuges, der Friedrich Stammer, der Rothbauer, der Lang und noch siebzehn; hinter ihnen die Wirte hinter dem Walde, danach die von Zelanka. Die letzten sind die von Jadschin. Sie horchen noch lange auf das brüllende Vieh in ihren Höfen und suchen, ob sie nicht wie früher immer ein Licht sähen, ein freundliches Fenster, das Fenster ihres Hauses. Dann rücken ihre Fuhren an, und es geht in die schweigsame Nacht. Sie marschieren alle neben den Wagen her, denn es ist bitter kalt geworden; sie schlagen sich mit den Händen die Schenkel und die Schultern und ziehen die Pelz-

müße tief über die Stirn. Keine Laterne glimmt mehr, auch in der letzten ist das Öl gefroren. Das Nachtdunkel hat alle Sterne verschlungen, nur der fahle Schein des Schnees zu Seiten des Weges leuchtet dämmerig. Man sieht nur unklar das Brett des Vorderwagens und im Umdrehen zwei nickende Pferdeköpfe. Wenn aber einer stehenbleibt, dann hört er auf eine weite Strecke das unheimliche, unaufhörliche Mahlen der Räder im Eise.

Und es ist, als klänge das Mahlen, das Schnauben, das Räderknarren durch die nächtliche Stille plötzlich von allen Straßen Wolhyniens, von Galizien und den Narewgebieten herüber, auf denen in diesen Tagen tausend und aber tausend Deutsche unterwegs sind, auf denen sie alle nach Hause ziehen, ein Triumphzug der Beknechteten, Geschlagenen, Eingekerkerten und Versemten, der Deutschen in Polen. Es ist in dieser Nacht, als gellten fern von hunderten von Lokomotiven auf allen Bahnhöfen die Abfahrtspfeife her, als höre man die Eisenbahnen rollen mit Frauen, Greisen und Kindern in zahllosen Wagen. Und alle, die auf dem Schienenwege und die auf den winterlichen Straßen tief im Lande, sieberten nur dem einen Ziel entgegen: Deutschland. Der Träumende sieht mitten in der Nacht den hellen Schein am Horizont, den Lichtschein, der von Sonnenuntergang, vom Reiche her, leuchtet. Da gehen die müden Füße auf einmal schneller, die klammen Finger greifen fester die Zügel, die eisverklebten Augen bohren sich schärfer in die Dunkelheit des Weges. Denn drüben liegt das Reich.

Sie sind die letzten auf diesem Wege. Die Wirte von Loptscha, von Kolowerta und Maximilianowka, die der alten Ruffengrenze zunächst wohnten, sind vor einer Woche schon vorbeigezogen. Jetzt sind sie hier die Nachhut. Hinter ihnen gibt es keinen einzigen Deutschen mehr, nur die Toten in den Gräbern, aber die sollen der Erde bleiben, die sie gepflügt und gerodet haben, bis sie sich über ihnen auf-tat. Hinter ihnen ist nun nichts mehr als der Wald, der unendliche Wald von Korschez bis Sarny und noch viel, viel weiter, Urwald mit Sümpfen und Dickicht. Dahinein haben sich die Väter verbissen, haben dem Walde und dem Sumpf das Fruchmland Zoll um Zoll entrissen, haben Breschen ge-

brochen in die ungeheure Wildnis. Aber die Wildnis hat ihr Lebensmark gefressen. Nun liegen sie auf den Friedhöfen der vielen Kolonien am Waldrand entlang, liegen wie vor dem Feinde gefallen, Mann und Frau, Siedler neben Siedler. Wo könnten sie besser ruhen als hier?

Es ist nur noch eine halbe Meile weit bis Lutschyn. Jeden Markttag sind die Wirte von Jadschin hingefahren, in jedem Herbst haben die Kolonien ihre Ernte zum Juden hierhin gefahren, der sie ihnen billig abnahm, schlecht wog und um jedes Pud zu feilschen begann. Aber so seltsam ist ihnen noch keine Fahrt geworden.

Schon treten die Gebüsch und die Hand voll Bäume, die die Nähe des Hornflusses verraten, wie schwarze Schatten über dem grauen Schnee nahe an den Weg. Aber das Dunkel und die eis klingende Straße machen das Fahren immer schwerer und langsamer. Und die Füße sind ungewohnt, den Weg aus der Heimat leicht zu gehen. In den dicken Pelzstiefeln fangen sie an zu schmerzen, weil sie über die Eisbrocken des Bodens stolpern und abrutschen. Wenn jetzt ein Pferd stürzt oder ein Rad bricht, dann stehen sie hier stundenlang; wahrscheinlich müssen sie bis zum Morgen warten oder bis Hilfe aus der Stadt gekommen ist, müssen warten und können nicht zupacken. Denn was wollen soviele Männer, wo drei, vier in der Finsternis schon nichts ausrichten können, ohne Licht, ohne Werkzeug, mitten im harten Schnee.

Auf den Lippen und in den Augen spüren sie, daß es sachte zu schneien beginnt. Sehen können sie das dünne Flockengeriesel nicht, aber allmählich wird die Straße unter ihren Stiefeln stumpfer. Der Schnee legt sich über die ausgefahrenen, glatten, bröckelnden Spuren, da haben die Pferde festeren Halt und greifen schneller aus. Es geht eine Bewegung durch die Wagenkette.

Die Wirte von Loptscha, von Kolorverta und Maximilianowka, die vor sieben Tagen durch die Dörfer kamen, haben böses Fahren gehabt. Der Januarsturm brach in den Wäldern die Äste von den Bäumen und warf sie über die schmalen, verwilderten, schneevertwehten Schneisen, arm-dicke, in den Boden gefrorene Knüppel. Die Wege, die

spärlich und wenig befahren die Kolonien verbinden, waren verschüttet, so daß sie die Pferde, die Wagen nur mühsam und oft erst mit zwei- und dreifachem Vorspann von der Stelle brachten. Zentimeter um Zentimeter mußte der Vormarsch erkämpft werden, und war die erste Fuhre durch den Engpaß gelangt, dann galt es die nächste, die übernächste, den ganzen Zug schließlich durchzubringen. Im Morgendämmern waren sie aufgebrochen, bis zum Mittag hatten sie erst eine Meile hinter sich, — eine Meile, die sie im Sommer in einer Stunde gefahren sind. Der Nachmittag ging vorüber, aber Schnee und Sturm ließen nicht nach. Was halfen auch Schneekufen unter den Rädern, wenn die Fuhren Schneewall um Schneewall erklimmen müssen, wenn die Fäuste der Männer, die die Wagen vorwärtsdrücken, zu brechen drohen, ohne daß das Gefährt sich vom Fleck bewegen will und wenn die straffen Sehnen der Tiere bald zu zerreißen scheinen? Als es Abend wurde, waren sie noch weit von Lutschyn. In Zelanka hatte sie, zu Tode erschöpft Pferd und Mann, die Nacht nach sechzehnständigem Treck eingeholt. Da mußten sie bei den deutschen Wirten für ein paar Stunden Schlaf untertreten und um heißes Getränk und eine windgeschützte Wand im Hofe für die Pferde bitten. Dann fielen sie auf die Strohschütte hin und schliefen, als hätten sie den Schlaf seit Lebenlang nachzuholen. Aber weit vor Morgengrauen standen die Fuhren wieder angeschirrt. Sie mußten aufholen, was sie gestern nicht mehr geschafft hatten. Es blieb ihnen nicht gespart. Über Nacht hatte sich der Sturm gelegt. Da fasten sie Mut, und mit Dank und Abschied ging es auf die Fahrt.

Die Wirte aus den Kolonien am Walde, die von Ameln und Jadschin, folgen ihnen heute, die letzten deutschen Wirte. Der Schnee deckt die Wagenplachten weiß ein. Die erste Müdigkeit des Marsches legt sich auf ihre Augen, sie müssen sie verjagen. Fuhre und Straße brauchen Wachsamkeit.

Da tauchen aus dem Dunkel vorn Lichter auf, Laternen-schwenken; Rufe werden laut. Sie pflanzen sich nach hinten durch die Reihe fort. Die ersten Wagen halten. Die Volksdeutschen aus Lutschyn erwarten hier an den ersten Häusern die Bauernwagen und geleiten sie in den Ort. Weiter

geht es, an dunklen Türen und kahlen Häusern vorbei. Die Windlichter schwanken jetzt vorn den ersten Wagen voran. So ziehen sie in Lutschyn ein, dem ersten Tagesziel.

Im Hause Anton Barths in Lutschyn kommen heute nacht die Türen nicht zur Ruhe. In der Wohnstube, in die man gleich rechts durch die Bohlentür über den steingepflasterten Hausflur tritt, hat der deutsche Ortsbevollmächtigte, der morgen den letzten Treck zum Bug führen wird, seinen Arbeitstisch aufgestellt. Die Stube ist groß und breit; um Platz zu schaffen, hat Anton Barth sie fast ausgeräumt, nur ein paar rohe, hölzerne Bänke, ein paar Stühle und eine Strohschütte hinter dem Ofen, in dem die Scheite krachen, sind ihre Einrichtung.

Seit sechs Stunden, seit dem Nachmittage, langen die Fuhrer aus den deutschen Kolonien ununterbrochen an. Die Bauern schirren auf dem freien Platz hinter der Kirche ab, legen den Pferden alle Decken auf, die sie mitführen, und tun noch einen dicken Pelz obendrauf, binden ihnen den Hafer sack vor, der frisch aus den Vorräten gefüllt ist, und stapfen mit schweren, steifbeinigen Schritten zu Anton Barth hinein. Im Hausflur klopfen sie behutsam und ein bißchen beklommen den Schnee von den Stiefeln, ziehen die Mütze vom Kopf und zögern beim Eintreten, denn das rötliche, warme Licht aus den beiden Petroleumlampen blendet ihre Augen. Es ist ihnen fast, als träten sie hier in den Vorraum des Reiches ein, als begänne hier schon sich ein Stück des großen Wunders zu offenbaren, das sie Deutschland nennen. Der Ortsbevollmächtigte — sie kennen ihn schon seit der Registrierung — reicht ihnen lächelnd die Hand, dann schreiben sie ihren Namen in die Liste ein und schreiben auch ihre Pferde, das Mehl und den Speck, den Hafer und das Bettzeug auf, alles, was sie draußen auf dem Wagen geladen haben.

Anton Barth hat das Bild Adolf Hitlers an die Wand genagelt, ein armseliges Bild freilich, das vielleicht aus einer Zeitung einmal heimlich ausgeschnitten und monatelang unter Gefahren verborgen gehalten wurde. Jetzt hat er es aus dem Kellerversteck hervorgeholt, jetzt darf er es zeigen, darf es an seine Wand nageln, keiner wehrt es ihm.

Davon mag es auch geschehen, daß die Menschen in dem Zimmer kein Geräusch machen, daß sie leise kommen und leise gehen. Jeder, der vom Tisch des Ortsbevollmächtigten wetritt, bleibt vor diesem Stück Zeitungspapier stehen. Über sein Gesicht geht ein Schimmer von Vertrauen, von grenzenlosem Vertrauen. Die Unruhe der Fahrt, die Ungewißheit um Weg, Wetter und Ziel, die die Nerven spannt, schwindet aus ihren Mienen. Versflogen ist die Müdigkeit des ersten Reisetages, die Augen haben den alten Glanz wieder, den Glanz des ersten Heimkehrglückes.

Im Ofen hält Anton Barth den Teekessel bereit. Jeder schöpft sich seinen Becher voll und spürt die Wärme wohligh durch den Leib strömen und bis in die klammen Fingerspitzen steigen. Aus dem Mantelsack kommt Brot und Geräuchertes zum Vorschein, von dem die Messer breite Kanten abfäbeln. Zwischen Essen und Trinken fallen gedämpft die ersten Worte des Gesprächs. Sie sehen sich an, lächelnd und schmaßend, sie kennen sich nur flüchtig, vom Hörensagen oder gar nicht. Mancher ist mit dem anderen verwandt, ohne daß er es wußte. Denn die Kolonien liegen weit voneinander, im Osten, im Norden, im Süden von Lutschyn, Tagereisen weit, und die Arbeit war viel zu hart. Wie soll man sich da kennenlernen. Nun sitzen sie hier in Anton Barths Stube nebeneinander, vom Schicksalswind zusammengeweht, und haben sich einander verbrüderet und verschworen von dieser Stunde an, ohne daß es eines Wortes bedarf. Von morgen ab werden sie in der gleichen Reihe fahren, einer hinter dem anderen, einer so arm und so reich, so glücklich und mit soviel Hoffnung wie der andere, keiner mehr, keiner weniger als der Hintermann. Sie werden einander beistehen müssen in vieler Mühe, werden frieren bis ins Knochenmark und schwitzen, daß ihnen die Schweißperlen auf der Stirn zu Eistropfen gefrieren, werden Hunger und Durst, Gefahr und Ermattung zu tragen haben. Aber sie werden nicht einen Schritt zögern oder wanken, bis sie die Bugbrücke erreicht haben, bis sie von neuem zu Hause sind, für alle Zeiten wieder zu Hause.

Manchmal gleitet das Gespräch unversehens zurück in die Schreckenstage des Herbstes, als die polnischen Gen-

darmen kamen und die deutschen Männer wahllos verhafteten. Der Eugen Strauch aus Ruszwanka, ein Fünfzigjähriger, mit schlohweißem Haar, fragt, ob jemand etwas von seinem Schwiegersohn, dem Friedrich Anders aus der Kolonie Puchawa, weiß. Die Tochter sitzt mit den drei kleinen Kindern schon in Lodsch und wartet, daß er wiederkommt. Nein, niemand hat etwas von ihm gehört. Sie mutmaßen mit gutgemeintem, unbeholfenem Trost: vielleicht ist er schon lange in Deutschland drüben und kann nur nicht zurück, und ein Brief von ihm, — ach, wie könnte denn in diesen Zeiten wohl ein Brief von der Stelle kommen! Aber ein Schatten Trübsal fällt über die Runde. Der Strauch seufzt und vergräbt den sorgenvollen Blick in die Dämmerung der Ofenecke. Aber vom Lehrer aus Woronow wieder ist gute Nachricht da; er hat an den Kantor geschrieben, der Kommissar selber hat den Brief mitgebracht. Er wartet im Reich drüben auf sein Dorf. Die Polen hatten ihn im August verhaftet, durch viele Gefängnisse ist er geschleppt worden, bis ihm endlich die deutschen Truppen das Gefängnisthor aufriegelten. Dann ist er bei ihnen geblieben, schreibt er, in Königsberg und Heilsberg, weil er von der Umsiedlung hörte, und nun wartet er, bis er seine Wirte wiedersehen kann.

Da fangen auch die Männer von Horodyschtsche an zu erzählen. Der Weiß und ein paar andere sind in die Wälder geflüchtet, als im September die Haß auf die Deutschen begann. Dort haben sie zehn Tage lang gehaust. Niemand hat gewußt, wo sie zu finden waren, aber sie selber haben Tag für Tag gespäht, was im Dorfe geschah. Nur der Ferdinand, der Sohn des Weiß, der auch hier im Kreise sitzt, hat ihnen hin und wieder Essen zufahren können. Sie hatten einen Treffpunkt verabredet, dort mußte der Junge von den Hausfuchungen, den Bewachungen und Drangsalen erzählen, und die Männer knirschten in ohnmächtiger Wut mit den Zähnen. Die polnischen Gendarmen sind in der Nacht vor die Häuser gekommen, haben die Türen mit dem Gewehrkolben eingeschlagen und nach dem Wirt gefragt. Die Bäuerin haben sie barsch angefahren, sie solle mit der Sprache herausrücken, wo sich der Mann verborgen halte, sonst gehe sie selbst in Arrest, von den kleinen

Kindern fort. Aber sie hat geschwiegen. Da stießen sie sie in die Ecke und durchwühlten Stuben und Kammern von oben bis unten. Unter Verwünschungen verließen sie das Haus, aber sie waren am dritten Tage wieder da und am vierten noch einmal.

Davon können auch die von Zelanka berichten und die aus der langen Reihe von Niespodschiapka. Als die Gendarmen kamen, eines Septembertorgens in aller Frühe, — man kann den Weg von Amelyn her schlecht von der Kolonie aus übersehen — da sind sie wie geheftetes Wild in der letzten Sekunde noch hinten über den Gartenzahn geflohen. Später haben sie einen Späherdienst eingerichtet, einen Posten, der von Amelyn her, und einen Posten, der von Ruswanka her die Wege beobachtete, auf denen die Gendarmen kamen. Aber sie brauchten nur noch einmal zu flüchten.

Dann sind eines Tages auf diesen Wegen seltsame Fuhrren gesichtet worden, Elendsfuhrren mit jammernden Frauen und Kindern, die ein bißchen Habe in ein Bündel geschnürt hatten. Es waren Flüchtlinge aus dem Westen, polnische Offiziers- und Soldatenfrauen, Beamtenfrauen und was sonst noch aus den Städten im Westen kam, denn es mußte, dem Warschauer Rundfunk zum Troß, nicht gut um die polnischen Heere stehen. Vor den deutschen Wirtschaften luden die Gendarmen die Jammerfracht ab. Und die Deutschen stießen die polnischen Frauen und Kinder nicht von der Tür, sie brachten sie ins Haus, sprachen mit ihnen und redeten ihnen zu, wie man redet, wenn menschliches Elend sich einem unverhohlen aufzutut. Sie teilten Essen, Trinken und Lager mit ihnen zu derselben Stunde, als in den polnischen Gefängnissen tausende von ihnen durch die Gewehr- kugel, durch Fußtritte und Kolbenschläge, durch Strapazen, Hunger und Wunden zugrunde gingen. So nahmen die Deutschen Rache an ihren Feinden.

Bei den Wirten sitzen auch einige, die tief von der südlichen Grenze, von Kuraz und Marjanowka, gekommen sind. Der Michael Binzenz ist vor ein paar Wochen erst aus Deutschland zurückgekehrt. Er war polnischer Soldat, wurde vor Lomaszow von den deutschen Truppen gefangen genommen und ist, als die Umsiedlung begann, über Tage

und Wochen lang zu Frau und Kindern zurückgefahren. Nun ist er zum zweiten Male auf dem Wege ins Reich; er erzählt den Nachbarn von drüben, von den fruchtbaren Feldern an der Oder, an der Warthe, von stattlichen Dörfern, reichen Wirtschaften, von deutschen Städten und deutschen Soldaten und vom Führer, der nun auch ihr Führer ist. Das hören die anderen am liebsten, davon könnte er viele Stunden erzählen, alle werden still und keiner fällt ihm ins Wort. Ihre Gedanken fliegen dem Winter und dem Wege voraus.

Auf der Strohschütte im Winkel, im Schatten des Ofens, hocken beieinander zwei Frauen; teilnahmslos, an die Wand gelehnt, mit geschlossenen Augen die eine, das trotz ihren kaum dreißig Jahren schon mit grauen Fäden durchlichtete Haar glatt unters Kopftuch gestrahnt. Der anderen möchte ihr zerfurchtes, scharf gezeichnetes Gesicht mehr Jahre zusprechen, aber ihr Scheitel ist noch voll hellen Blonds; sie hat die Stiefel ausgezogen und liegt, den Kopf auf die Hand gestützt, zusammengekauert neben der Frauen. Die eine ist die Bäuerin des Johann Roth aus Kuraz, die andere die Witwe des Ferdinand Seidel aus Jadschin. Den Johann Roth haben die polnischen Gendarmen in den letzten Augusttagen verhaftet, als er nach Lutschyn zum Markte fuhr. Sie haben ihn verdächtigt, er sei ein Spion von der Grenze, haben ihn geprügelt und geschunden wie ein Stück Vieh und wollten Aussagen und Lügen über die deutschen Wirte von ihm erzwingen. Er hat geschwiegen, aber er hat geschrien, weil sie ihn ohne Unterlaß schlügen und quälten, die anderen haben es in ihren Zellen gehört, zwei Tage und drei Nächte lang. Das kleine Gefängnis war überfüllt von Deutschen und Ukrainern, die man von allen Kolonien hier zusammengetrieben hatte. Dann haben sie nichts weiter von Johann Roth erfahren, als daß er mit einem Gefangenentransport zur Bahn geschleppt wurde, nach Alexandrija oder gleich nach Rowne, — und dann vielleicht nach Luzk oder in die verfluchte Beresa Kartuska, die Hölle der Deutschen.

Wieviele hat die Frau des Johann Roth nicht nach ihrem Manne gefragt? In Kuraz, wenn die Heimkehrer aus dem Kriege und aus der Gefangenschaft in die Kolonie

zogen, stand sie bei den ersten Wirtschaften an der Straße, die vier Kinder um sich, und hat über die Felder ihnen entgegengeschaut und ist ihnen atemlos entgegengelauften, wenn sie weit draußen zu sehen waren. In Lutschyn auf dem Schultheißenamt ist sie gewesen, einmal als der Krieg zu Ende war, im Herbst, und wieder, als die Russen schon lange im Lande waren. Mit trostlosen Augen hat sie dem deutschen Kommissar berichtet, als er nach Lutschyn kam, aber der Kommissar hat auch nur alles notieren und Briefe schreiben können, nicht mehr hat er seitdem tun können. Wie lang aber sind fünf Monate, wenn eine mit ihren Kindern wartet und weint und sich grämt, bis die Augen keine Tränen mehr haben? Die Deutschen und die Ukrainer, die aus den Gefängnissen zurückkamen, aus Luzk, aus Baranowice, aus der Beresa, — keiner wußte von Johann Roth, ja auch die aus der Beresa nicht. Aber was sie ihr verschwiegen, was sie schweigend mit den Augen unter sich ausmachten, das war die Erinnerung, wieviele von ihnen auf den Transporten unterwegs zusammenbrachen, abgeknallt oder zusammengeschlagen wurden, wieviele nie in den Gefängnissen anlangten, sondern tot oder halbtot unterwegs in eine Grube am Walde geworfen wurden oder einfach im Straßengraben liegenblieben . . .

Das haben sie der Frau des Johann Roth nicht gesagt. Aber sie hat das Fragen selber aufgegeben. Mit müden, leeren Augen ist sie noch oft durch die Kolonie zu den ersten Häusern gegangen, als der Schnee fiel und der große Frost einsetzte. Dort hat sie lange gestanden; es ist noch manch einer, ein Fremder oder Nachbar, an ihr vorbeigekommen, sie hat ihn nicht mehr gefragt.

Dann hieß es, das Reich ruft die deutschen Siedler aus Wolhynien zurück, sie sollten alle mit Frauen und Kindern, mit Pferden und Fuhren nach Deutschland ziehen, keiner sollte da bleiben. Da wurden die Augen der Frau noch um einen Schatten hoffnungsloser. Sie durfte nicht mit, nein, sie wollte warten, sie mußte warten, bis Johann Roth zurückkehrte; er würde sicher kommen, würde sie suchen und nicht mehr finden; er würde ganz gewiß hierher zurückkehren, zu seinem Hause, zu den Seinen. Sie durfte nicht fort, bevor er nicht da war.

In dieser Zeit sind ihre Haare grau geworden. Was sie damals mit sich ausmachte, das weiß kein Mensch.

Aber konnte nicht Johann Roth selbst schon lange in Deutschland sein? Dann würde er wohl geschrieben haben, auch wenn er nicht mehr heimkehren konnte. Oder wäre es wahr, was die Deutschen und die Ukrainer hinter ihrem Rücken tuschelten, daß er längst tot und begraben sei, irgendwo im weiten, schneebedeckten Polen? Sie wollte es nicht glauben, sie durfte es nicht glauben. Sie mußte den Kindern erzählen, daß der Vater einmal wiederkommen würde, irgendeinmal, ganz gewiß. Und die Kinder freuten sich und fragten, ob das bald sei, wann der Vater wiederkäme . . .

In der Kolonie kauften sie schon Pferde für den Treck, die besten, die es gab. Die Frauen, die Alten und die Kinder machten sich fertig für die lange Bahnfahrt. Sie spürte die Blicke, mit denen man sie betrachtete und hörte die Worte, die man ihr gab: Mitleid, Bewundern, Mißfallen. War es so, daß sie nun fremd geworden, daß sie nicht mehr zu den anderen gehören sollte, die den Weg ins Reich antraten? Daß ihre Kinder keine Deutschen mehr sein würden, wenn hier die Siedler ausgezogen waren? Sie sah die blonden Köpfe an, sie horchte dem kindlichen Geplapper der beiden Jüngsten. Und sie dachte an Johann Roth, ihren Mann, und daß er als Deutscher eingekerkert wurde und daß er vielleicht in irgendeinem der vielen namenlosen Gräber schlafe. Nein, daran wollte sie nicht denken . . .

Eines Morgens machte sie sich auf den Weg, spannte ein und fuhr nach Lutschyn, wo der deutsche Umsiedlungskommissar die Listen aufstellte. Auf seine Briefe um Johann Roth hatte er noch keine Antwort empfangen. Da sagte sie mit fester Stimme, und niemand konnte hören, wie ihr Herz schrie, sie glaube wohl, Johann Roth sei nicht mehr am Leben und werde nicht mehr wiederkommen; sie wolle deshalb mit ihren vier Kindern nach Deutschland. Der Kommissar solle das so aufschreiben: Johann Roths Wittve und ihre Kinder gingen nach Deutschland. Dem Kommissar erstickte das Trostwort im Munde, als er das Gesicht der Frau ansah.

So reisten unter der Obhut der ältesten Tochter, die das

fünfzehnte Jahr zählte, die Kinder Roth mit dem Bahntransport ab. Die Mutter aber, die noch vier Tage in dem lautlosen, gestorbenen Hause umherging, spannte am fünften Tage die Pferde vor den Wagen, lud die Fracht darauf und fuhr in der Reihe der Wirte mit, als die Deutschen das Dorf verließen.

Da ist Ferdinand Seidels Wittve, die neben der Frau des Johannes Roth im Stroh hockt, eine Handbreit besser daran, wenn man es auch einen jammervollen Trost nennen muß, daß einer weiß, er kann nichts mehr verlieren. Im letzten Jahre, noch ehe der Krieg über Polen segte, starb Ferdinand Seidel kurz vor der Ernte an einer Blutvergiftung, weil weit und breit kein Doktor da war. Er kann nicht wiederkommen, er liegt auf dem Gottesacker in Jadschin, die ganze Kolonie ging hinter dem Sarg her, als der Pfarrer ihm den letzten Segen gab. Da hat sie nun die fünf Kinder dem alten Paten und der Patin mit auf die Eisenbahn gegeben und ist selber auf die Fuhre gestiegen, als das Land russisch wurde.

Schlaftrunken sitzen die beiden Frauen im Kreise der Männer, die halblaut ihre Gespräche führen. Es sind Bauerngespräche, langsam und stockend, von der Ernte, vom Vieh und vom Juden, der sie zum letzten Male in ihrem Leben betrogen haben soll. Denn in Deutschland, sagt der Kommissar, gibt es keine Juden.

In der Stille, die sich zwischen ihre Worte legt, krähen die Federn auf dem Schreibtisch, wo die beiden Volksdeutschen dem Ortsbevollmächtigten bei den Listen zur Hand gehen. Zumeilen klappt noch die Thür, obwohl es längst Nacht geworden ist, aber noch immer kommt einer und will etwas wissen oder bringt eine Nachricht. Dann sitzt er eine Weile auf der Bank am Ofen und hört zu. Oder es steht einer auf, stülpt die Pelzmütze über die Ohren, knöpft den Pelzmantel zu und geht bedächtig hinaus. Dann klappt noch einmal die Thür, und es wird wieder still.

Draußen rumpeln verspätete Fuhren vorüber. Durch die Fenster sind die Rufe vernehmbar, mit denen die Einheimischen die Wirte zum Abstellplatz lossen. Die messingbeschlagenen Stränge klirren gegen die Deichsel. Und wieder verlieren sich die Geräusche.

Bevor sich die Männer auf der Strohschütte in Anton Barths Stube ausstrecken, gehen sie noch einmal zu den Pferden hinaus, nach dem Rechten zu sehen. Denn sie sind Bauern, da heißt es seit je zuerst an das Tier denken; der Mensch kommt erst zuletzt. Die meisten von ihnen haben für die Pferde und für sich ein Quartier bei den Volksdeutschen oder bei den Ukrainern zugewiesen erhalten. Da sind alle ein wenig zusammengedrückt, die Pferde im Stall und die Menschen in der Stube; so ist Platz genug. Den Ukrainern hat man dafür Mehl oder Getreide gegeben, gegen Geld sind sie mißtrauisch. Das polnische Geld gilt nichts und für das russische können sie auch fast nichts mehr kaufen, denn Säcke und Speicher sind in diesen Monaten leer geworden. Die Deutschen von Lutschyn aber teilen heute mit ihren Gästen zum letzten Male Dach und Lager in ihrem Hause. Morgen früh ziehen auch sie mit. Sie sind den Wirten aus den Kolonien dankbar, daß sie für diese letzte Nacht in ihr Haus gekommen sind.

Sie sollen alle ruhig schlafen in dieser Nacht. Um den Abstellplatz hinter der Kirche, wo die Fuhrn dicht aufgefahren stehen, patrouilliert gleichmäßig die Wache. Mit Laterne und Schußwaffe durchstreifen die Männer die Wagenreihen, denn Diebstahl und Zerstörung ist nichts neues für die wolhynischen Drecks. Am Morgen hat schon manch einer seinen Wagen bestohlen gefunden, die Plachten zerfetzt, die Schrauben gelöst, die Stränge zerschnitten. Davor sind sie heute nacht sicher. Meist ist es armseliges Marodeurgesinde, das in allen Zeiten des Zusammenbruchs aus der Gasse kriecht; man kann gar nicht sagen, welcher Nationalität es angehört, es ist farblos wie Dreck. Heruntergekommene, Enteignete, Geplünderte laufen genug im Lande herum. Sie ziehen auch unsichtbar hinter den Wirten her, wittern die Fuhrn, möchten sich heranpirschen und ihre traurige Ernte halten. Zerlumpt und verhungert lauern sie an den Ecken, wo die Wagen haltmachen, und warten auf eine günstige Gelegenheit. Und dann sind die anderen da, die Polen, die ohnmächtig mit den Zähnen knirschen und Wut und Rachedurst aus dem Untergang ihres Landes trinken. Ihnen liegt nichts am Stehlen, am Besitzen, obwohl auch sie jetzt arm und schon halb verkommen durch die

Straßen laufen. Sie wollen nichts als Rache, wollen die Deutschen ihren blinden, funkelnden Haß spüren lassen, wollen zerstören, vernichten, was deutsch ist oder Deutschen gehört; auch morden können sie, kaltblütig und ohne Wimperzucken, wenn der Zufall ihnen hilft und sie schützt. Um den Abstellplatz der Wagen hinter der Kirche lichtern gierige Augen. Da ist es gut, daß die Wirte selber Wache halten mit Laterne und Waffe. Nichts wird in dieser Nacht geschehen, stündlich lösen sie sich ab, stündlich spähen frische Augen und frische Sinne in die Runde.

In Anton Barths Stube wird das Licht heute nacht nicht ausgelöscht werden. Der Ortsbevollmächtigte und seine Helfer sind zum Umfallen müde, die Lider wollen ihnen zufallen, aber es darf nicht sein. Ihre Arbeit ist noch längst nicht zu Ende. Wer weiß denn, was für ein Unmaß von Mühe in den vergangenen Wochen von ihnen verlangt worden ist, kaum daß sie ein paar Stunden Schlaf gefunden haben? Heute ist der letzte Tag und die letzte Nacht; morgen früh geht es mit den zweihundertundfünfzig Fuhren fort, morgen früh muß auch der letzte Strich gezogen, der letzte Punkt gemacht sein. Leise kommt Anton Barth an den Tisch und gießt die Becher von neuem mit heißem, goldbraunem Gebräu voll. Aus der Ofenecke dringen die regelmäßigen, tiefen Atemzüge der Schlafenden. Jede Stunde tritt die Wache herein und meldet. Bei den Fuhren draußen ist alles in Ordnung, auf den Straßen ebenso. Der Ortsbevollmächtigte nickt, sie können schlafen gehen. Er sieht ihnen ein klein wenig neidisch nach, — schlafen! Dann fällt sein Blick wieder auf die Zahlen und Zeilen der Papiere.

Mitternacht muß schon überschritten sein, da geht noch einmal die Tür. Der sowjetische Ortskommissar tritt fahrig ein. Der Deutsche geht ihm höflich entgegen, man begrüßt sich, man kommt miteinander aus und hat in den vergangenen Tagen viel miteinander auskommen müssen. Den angebotenen Stuhl weist der Russe aber ab, denn es ist ihm sichtlich eilig. Ein paar Worte genügen, den deutschen Ortsbevollmächtigten in seinen Pelz fahren zu lassen. Dann folgt er dem Russen. Die beiden deutschen Schreibhelfer sind nicht sehr erstaunt. Sie kennen die Unruhe ihres Auftrags, sie haben es schon viele Male erlebt, daß die Nacht-

stunden in plötzlichen Gängen, Verhören, Besprechungen, Telephongesprächen versflogen. Was wird es heute anderes sein? Ihre Federn schürfen weiter über die Bogen und Listen.

Von den Schlafenden am Ofen wird ziner unruhig. Er wirft sich auf dem Stroh herum, wälzt den Kopf in den Armen und stammelt im Traum wirre, unverständliche Worte. Vielleicht träumt er von zu Hause, von seinem Hause draußen in der Kolonie, träumt von einem heißen Sommermorgen, an dem er aufs Feld geht, träumt, daß das Getreide geschnitten werden muß, und hat Angst, daß ihm ein Gewitter die Ernte zerschlägt. Sind nicht so viele Gewitter schon über seinen Acker gegangen? Die beiden Schreibenden blicken zum Ofenwinkel hin. Da richtet sich der Schläfer zum Sitzen auf, schlägt die Augen auf, sein Blick ist wie von Sinnen, und schaut verstört rundum. Dann fällt er schwer und seufzend auf das Lager zurück und träumt weiter. Und wieder rinnt die Zeit lautlos über die Schlafenden und die Wachenden.

Es mag eine Stunde vergangen sein, als der Ortsbevollmächtigte mit dem Sowjetkommissar zurückkehrt. An der Tür bleibt noch ein anderer Mann stehen, klopft den Schnee von den Stiefeln und tritt vorsichtig und leise ein, wie er die Schlafenden gewahr wird. Er trägt keinen Pelz wie die Umsiedler, nur einen dünnen, geflickten Mantel. Seine Hände sind blau gefroren, als hätten sie nicht einmal richtige, dicke Handschuhe an den Fingern besessen. Der Ortsbevollmächtigte sieht kopfschüttelnd die Hände und den abgeschabten Mantel an, er blickt in das von Strapazen und Entbehrungen gezeichnete Gesicht mit den tief liegenden Augen. Noch ist genug heißer Tee da; er schenkt ihm ein, und auch der Sowjetkommissar trinkt mit.

Was sich in diesem Augenblick begibt, ist mit Worten nur unzulänglich zu berichten; auch die Beteiligten können sich später nur bruchstückhaft des sekundenschleunigen Ablaufs dieses Geschehnisses erinnern. Sie haben plötzlich den jähen, gellenden Schrei einer Frauenstimme gehört und haben gesehen, daß aus der Ofenette, wo die Schlafenden lagen, wie von einer Feder geprellt eine Frau zum Tisch stürzte und vor dem abgerissenen, erfrorenen Ankömmling in die

Knie brach. Und sie haben gesehen, wie über das verwilderte, ausgemergelte Gesicht des Mannes ein schier überirdisches Lächeln glitt, wie er sich behutsam und zärtlich zu der Hingefunkenen beugte, sie in seine Arme nahm und zu sich auf die Bank zog. Da brach sie in ein wildes, hemmungsloses Weinen aus. Es war die Frau des vermissten Johann Roth aus Kuraz, die mit dreißig Jahren Ergraute, die mit ihren vier Kindern hoffnungslos und gegen alle Vernunft auf die Wiederkehr ihres Mannes gewartet hatte.

Das erste verkrampfte Schluchzen läßt nach, und unter Tränen hält sie sein Gesicht in ihren beiden Händen:

Johann — —

Die anderen können es kaum vernehmen, so leise sagt sie das. Aber auf einmal beginnen die Männer, die erschrocken aufgesprungen sind und an einen Wahnsinnsausbruch denken, zu begreifen, was hier geschehen ist. Und es soll unter den harten, wetterfesten Gestalten kaum einer gewesen sein, dem nicht das Wasser in die Augen sprang. Sie drehen sich um und treten in die Dämmerung des Zimmers zurück, die beiden sich allein und dem freundlichen Schein des Lichtes überlassend, das ihrer schüchternen Zärtlichkeit leuchtet.

Ja, Johann Roth aus Kuraz ist endlich da. In der allerletzten Stunde ist er gekommen. Heim kann er nicht mehr. Sein Haus ist schon von anderen bewohnt, von Fremden, wenn auch noch sein Vieh im Stall und seine Maschinen in der Scheune stehen, wenn auch alles noch genau so ist, wie er es gewollt und geschaffen hat. Es ist nicht mehr sein Leben, das durch dieses Haus geht. Sein Leben hat sich davon abgelöst, es ist fortgegangen, er weiß es selbst nicht, wohin es gegangen ist. Er muß es erst wieder suchen; ihm ist, als sei es ihm ganz abhanden gekommen. Vielleicht wird er es noch einmal finden, vielleicht in Deutschland, wo sie jetzt alle hinziehen, wohin auch er will. Aus Wolhynien muß er fort. Er kann das Land nicht mehr ertragen, das ihm und den anderen so böse mitgespielt hat; er hat das Grauen vor diesem Lande bekommen, das den Deutschen so bitter geworden ist. Und nun begegnet ihm in der Stunde des großen Aufbruchs hier die Frau, die er

suchen gekommen ist, um sie ins Reich hinüberzuführen. Kann er es glauben? Kann sie es glauben? Sie hält ihn mit den Armen fest, ihre Hände suchen sein Gesicht, seine Augen, sein Haar, sie preßt die Stirn an seine Schulter, und er streicht leise über ihren grau gewordenen Scheitel.

Die Männer sind wieder an den Tisch getreten und haben sich zu ihm gesetzt. Er muß von seiner Irrfahrt erzählen, aber er tut es nur spröde und unfroh, sie liegt noch so nahe, als könnte ihn die Vergangenheit mit Quallenarmen noch einmal greifen und zu sich zurückreißen.

Als ihn die polnischen Gendarmen auf dem Lutschhner Markte verhaftet hatten, brachten sie ihn vor den Polizeirichter, er solle aussagen, daß dieser und jener Wirt aus den Kolonien ein Hitleragent sei und vom Reiche mit Geld ausgehalten werde. Er wußte, daß es Lüge war, und er sagte, daß es Lüge sei. Da schlugen sie ihn mit Gummiknüppeln. Dann nannte man ihm unbekannte Namen und fragte, wann er mit diesen Leuten zum letzten Male geredet habe. Er kannte keinen von diesen Männern und sagte, daß er sie nicht kenne. Darauf schlug man ihn noch mehr. Drei Tage ging so das Verhör, immer die gleichen Fragen, immer die gleichen Schläge. Nach drei Tagen führten sie ihn in einem Transport mit vielen anderen, es waren meist Ukrainer, zur Bahn nach Alexandrija. In Kostopol mußten sie aussteigen, und wieder ging es ins Gefängnis. Aber die Kostopoler Richter hatten keine Zeit zu Verhören. Nach vier Tagen wurde er abermals weitergeschafft. Am Ende der Bahnfahrt stand der Schrecken der Beresa Kartuska.

So berichtet Johann Roth. Sein Gesicht ist noch blässer geworden. Mit einer Handbewegung wischt er die Foltern und Martern der Beresa aus der Erinnerung.

Als sich die Tore der Beresa öffneten, standen sie, viele tausende, dem Wahnsinn nahe da, zerlumpt, zerschlagen, verschmutzt, halb vertiert vor Angst und Ekel und Schmerzen, bis zur Unkenntlichkeit verwandelt. Dann haben sie sich erinnert, daß sie ja irgendwo zu Hause waren, daß sie Frauen und Eltern und Kinder hatten, daß es eine Zeit gab, — ach, wie fern! — in der sie einen Acker bestellten, an einem richtigen Tische sitzen konnten mit Menschen, die zu ihnen gehörten, und für die Nacht eine Schlafkammer

hatten. Da sind sie aufgebrochen, so wie sie standen. Fünfzig waren, die ins Rowner Kirchspiel wollten, immer nach Süden, vierhundert Kilometer nach Süden. Vierhundert Kilometer mit Füßen, die von der grauenvollen Haft geschwollen, vereitert und aufgeborsten waren, fast alle ohne Schuhe, die Kleider rissen ihnen in Fetzen vom Leibe. Aber sie sind weitermarschirt, meist in der Nacht, denn am Tage trieben die versprengten polnischen Banden ihr Unwesen. Wenn sie durch die Dörfer kamen und um ein Stückchen Brot bettelten, haben sie die Bauern verjagt und ihnen die Hunde nachgeholt; denn es waren viele, die durch das Land irrten und hungerten und stahlen, Soldaten, aber auch Flüchtlinge, Frauen, Halbwüchsige und ganz kleine Kinder. Die polnischen Straßen haben viele tausende auf dieser namenlosen Elendsfahrt gesehen.

Für die fünfzig aus dem Rowner Kirchspiel hat es kein Aufhalten gegeben, Tag und Nacht sind sie schließlich marschirt, als sie durch die große Einsamkeit der Wälder und Sümpfe kamen, acht Tage lang, so schnell es die Wunden und die Erschöpfung zuließen. Nach Süden, nur immer nach Süden! Aber ihre Schar ist zusammengeschmolzen wie der Schnee in der Sonne. Hier wurden welche abgesprengt, dort verirrten sich welche, — es war keine Zeit zum Suchen, sie mußten weiter. Drei haben sie in den Wäldern begraben, sie fielen um und blieben tot liegen; ein siebenzigjähriger Mann war dabei, der zu seinen Kindern heim wollte. Der Johann Roth weiß nicht mehr, wie der Alte hieß, er wird seinen Kindern keinen Bericht mehr geben können. So waren sie schließlich nur noch zwanzig gewesen und dann nur noch zehn.

Aber sie marschirten dem Johann Roth zu langsam, sie kamen ja gar nicht von der Stelle. Da ist er in der Nacht, als die anderen schliefen, heimlich aufgebrochen und weitergegangen. Er mußte doch heim, er durfte keine Zeit verlieren. Am vierten Tage glaubte er, von den Schmerzen in den Füßen irrsinnig werden zu müssen. Der Staub legte sich in dichten Krusten auf die entzündeten, offenen Fußsohlen, die Steine schnitten tief ins Fleisch, und jeder Schritt war ein einziges Brennen und Stechen. Er lief jetzt ohne Unterbrechung, nur abends gönnte er sich eine Raft, am

Wasser, um die Füße zu baden und einen Kranten Brod oder ein paar rohe Rüben zu verschlingen, die er auf dem Felde ausgerauft hatte.

So kam er am sechsten Tage, immer den Lurya-Fluß entlang, in Rowel an. Bisher hatte er die russischen Truppen, die ins Land marschirt sein sollten, noch nicht gesehen und getroffen. Nur die Bauern in den Dörfern hatte er davon sprechen gehört. Kamem sie als Freunde, — kamen sie als Feinde? Heiße, qualvolle Unruhe übersiel ihn, und sein Marschieren wurde ein atemloser Dauerlauf der Angst um die Seinen. In Rowel standen alle Straßen und Plätze voll russischer Lanke. Sie hielten ihn an und fragten ihn aus. Als sie hörten, daß er ein Deutscher sei, ließen sie ihn laufen und sagten ihm noch den Weg. Ein Deutscher in Rowel gab ihm Kleider und pflegte einen Tag lang die schwärenden Füße. Dann mußte Johann Roth fort, es hielt ihn nicht länger. Er hatte geessen, er hatte in einem Bett geschlafen, jezt nur nach Hause!

Hinter Rowel war der Weg zu Ende. Eine Meile hinter der Stadt hielten ihn die russischen Soldaten wieder an und verhörten ihn. Dann sagten sie ihm, daß er verhaftet sei und nicht weiter dürfe. Er schrie, er tobte, er müsse nach Hause, er bat und bettelte, es half nichts. Sie schafften ihn nach Rowel zurück, von neuem nahmen ihn die Gefängnisse auf, graue Mauern mit vergitterten, verschmutzten Lichtluken, mit einer Pritsche, die vor Dreck starrte, Unrat in den Ecken und an den Wänden. Oh, wie kannte er sie!

Er wurde oft von russischen Offizieren verhört, er ging wieder wie ehemals zwischen Bajonetten die finsternen, grauen Gänge entlang. Zwar gab es keine Schläge und Grausamkeiten mehr, auch Brod und Suppe waren besser geworden. Aber was half ihm das? Was half es ihm, stundenlang auf der Pritsche zu kauern und die Stunden, die Tage und die noch bitteren Nächte verrinnen zu spüren. Warteten sie nicht zu Hause alle auf ihn, die Wirtschaft, das Feld, das Vieh, wartete nicht die Frau zu Hause und die Kinder? Oder glaubten sie ihn schon tot, verscharrt, aus der Welt geschieden? Er schrieb Eingaben an die Richter. Mit seiner ungelentken, groben Hand schrieb er auf, wer er war, woher er komme, was er wolle, und daß er nichts getan

habe, westwegen er hier sitzen müsse. Es half nichts, ein Tag um den anderen verging. Da brach er eines Nachts die Eisenstäbe ans der Zellenluke und versuchte die Flucht. Der Wachtposten überraschte ihn, es mißlang. Von nun an saß er in der Dunkelzelle, ohne Licht, ohne Hoffnung.

Dann wurde er — Wochen waren inzwischen vergangen — plötzlich abtransportiert. Es geschah in der Nacht, die Bahnfahrt dauerte lange. In Pustk holt man ihn aus dem Zuge, ein neues Gefängnis tut sich auf. Es geht ihm nicht schlecht, die Russen machen ihm das Leben nicht zur Hölle. Er hat sein Essen und seine Decke, er darf täglich eine Stunde im Gefängnishof umhergehen. Viele andere haben es nicht so gut. Aber was ist das gegen die Bangigkeit, mit der er an die Ferne, an seine Kolonie, an Frau und Kinder denkt? Fast scheint es ihm wie ein phantastisches Abenteuer, daß er um ihretwillen einmal mit blutenden Füßen von der Beresa aufgebrochen ist, querfeldein nach Süden, er ganz allein, immer weiter, von der wilden, gierigen Sehnsucht getrieben, nach Hause zu kommen. Fast scheint es ihm, als habe ihn der Tod in der Beresa nur aufgespart, um ihn hier langsam und quälend zu vergiften.

Es ist Herbst geworden, und die Stürme fegen über die hohe Gefängnismauer. Sie jagen um das Dach und klappern in den Firstziegeln. Manchmal wehen sie ein welckes Laubblatt mit sich und wirbeln es gegen die Fensterluke. Wo mag es hergeflogen sein? Im Gefängnishof wachsen keine Bäume und über die Mauer hinweg sieht man auch kein Grünes. Es muß einen weiten Weg durch die wilde Luft gemacht haben; als der Sturm es vom Baume abriß, hat es sich verzweifelt gewehrt und wollte bleiben, wo es gewachsen war, wo es gegrünt und in der Sonne gespielt hatte. Aber der Sturm war stärker und riß es mit. Nun wird es hier im trüben, grauen Gefängnishof sterben und verkommen, zusammengescharrt und vergraben werden. Wie die Menschen. Es ist schon eins.

Johann Roth darf nicht mehr auf den Gefängnishof hinaus. Er liegt den ganzen Tag und die ganze Nacht auf der Pritsche. Die Füße fangen zwar an zu heilen, kaum spürt er noch Schmerzen, aber er achtet nicht mehr darauf. Er ist müde geworden, müde und mürbe. Er schreibt auch

keine Eingaben mehr, er wartet nicht mehr auf ein Verhör, es kommt doch keins. Man hat ihn vielleicht vergessen. Wer weiß? Draußen setzt die große Kälte ein, der Schnee fällt in weichen, leisen Flocken.

Da hört er eines Tages von dem Gefängniswärter, einem gutmütigen, brummenden russischen Soldaten, daß alle Deutschen aus dem Lande ziehen werden, keiner will da bleiben, wo sie es doch so gut gehabt haben. Diese Deutschen! — der Russe schüttelt den Kopf.

Johann Roth durchfährt es wie ein elektrischer Schlag. Alle Deutschen? Alle Wirte aus den vielen Kolonien? Auch aus seiner Kolonie. Kein einziger wird mehr hier wohnen bleiben. Alle kehren nach Deutschland zurück, alle aus freien Stücken. Todesangst zuckt in ihm auf und lähmt ihm das Herz. Und er selber? Ihn werden sie hier vergessen, er wird hier im fremden Lande krepieren, niemand ahnt, wo er ist. Sie glauben ihn am Ende alle tot. Nein, er ist noch am Leben, er will hier nicht enden wie ein Tier, dem man die Luft und das Licht genommen hat. Er will nicht allein in der furchtbaren Fremde verkommen. Deutschland, — er will nach Deutschland wie die anderen alle. Er will das Recht haben, wie sie nach Deutschland zu ziehen. Er ist kein Verbrecher, wenn man ihn hier auch ohne Grund und Recht eingekerkert hat. Sein einziges Verbrechen war, daß er Deutscher ist.

Wie ein Sterbender sich nach langer Lethargie im letzten Kampf noch einmal aufbäumt, das Leben zu erzwingen, so reißt die Nachricht von der Abwanderung der Deutschen Johann Roth aus dem trägen, kranken Halbschlaf der Haft. Er sieht schon die Wirte und die Gespanne, er sieht Frau und Kinder, seine eigenen Kinder, auf der Straße nach Deutschland ziehen; sie werden draußen immer ferner, immer kleiner, kein Ruf erreicht sie mehr, und er steht hinter dem Bitterfenster seiner Zelle und kann nicht fort, kann nicht hin zu ihnen. Er ist ganz allein geblieben, vergessen, verworfen.

Da schreibt er noch einmal mit jäher Verzweiflung eine Eingabe, schreibt, daß er ein Deutscher ist, daß er nichts getan hat, daß er nur ein Deutscher ist und deshalb ins Gefängnis kam, schreibt, daß er mit den anderen Deutschen

nach Deutschland ziehen will und daß sie ihn freigeben sollen. Und wieder beginnt das Warten, die Enttäuschung und die täglich schwächer werdende Hoffnung.

Nach vier Tagen wird er zum Verhör geholt. Er muß den Inhalt seiner Schrift zu Protokoll geben, der Dolmetscher liest ihm das Protokoll vor, es ist klipp und klar, dann unterschreibt er: Johann Roth von Kuraz, Volksdeutscher.

Bei jedem Schritt, der sich in den nächsten Tagen seiner Zelle nähert, schrickt er zusammen und wartet, ob der Schlüssel in der Tür knarren wird. Viel zu langsam vergeht die Zeit. Schon ist eine ganze Woche verstrichen. Soll auch diesmal alles vergeblich, alles nur ein Spott gewesen sein? Am achten Tage wird er wieder vorgeführt. Es geht unter Bedeckung nach Luzk. Ist es nur ein Wechsel? Ist es ein Schritt zur Freiheit?

Spät in der Nacht treffen sie in Luzk ein. Und von neuem beginnt das Warten. Wie lange wartet Johann Roth jetzt schon? Im August setzten ihn die Polen fest. Dann war Beresa Kartuska, der Marsch, der nie nach Hause führte, dann die Gefängnisse der Russen, Kowel, Pinsk und nun noch Luzk. Und was wird jetzt kommen? Am vierten Tage bringt man ihn zum Verhör. Beim Eintreten sieht er neben dem russischen Offizier einen Fremden in unbekannter, grauer Uniform. Es geht alles so schnell. Er wird von dem Russen zu seiner Eingabe in Pinsk vernommen; er sagt klar und ohne Umschweife aus. Dann spricht der fremde Offizier. Er spricht deutsch mit Johann Roth, und das wird Johann Roth nie vergessen, daß in einem ehedem polnischen Gefängnis einer deutsche Worte mit ihm gesprochen hat. Fast vergißt er über dem freudigen Schreck die Antwort. Es ist ein Deutscher, der mit ihm redet. Ein tiefes Vertrauen überkommt ihn. Ein Deutscher hat seine Sache in die Hand genommen, nun kann ihm nichts mehr geschehen. Der Deutsche legt dem russischen Offizier Papiere vor, sie verhandeln miteinander, und schließlich fragt der Russe Johann Roth noch, ob er nach Deutschland will. Da ist sein Ja wie ein unterdrückter Jubelschrei.

Er ist entlassen, er ist frei. Er bekommt seinen Entlassungsschein, nun kann er gehen. Es ist unglaublich, es ist

wie ein Wunder. Er kann wirklich gehen, wohin er will. Nach Hause...

Im Korridor holt ihn der deutsche Offizier ein. Er lächelt und streckt ihm die Hand hin, die Johann Roth lange und stumm drückt. Dann hört er voller Staunen, daß ihn die deutsche Umsiedlungskommission schon seit Wochen gesucht hat, hört von den Briefen und Verhandlungen, von den Telegrammen und Berichten, die man feinetwegen mit den Russen gewechselt hat. Man hat alle Gefängnisse nach ihm durchstöbert, aber man hat ihn nicht finden können. Entschuldigend spricht der deutsche Kommissar von den Verwirrungen der Einmarschzeit. Aber da sei seine letzte Eingabe in Pinsk gerade im letzten Augenblick gekommen und habe die Spur gezeigt.

Johann Roth ist ganz verwirrt. Die Deutschen haben ihn gesucht, sie haben geschrieben und depeeschirt, die Deutschen, die ihn doch gar nicht kannten. Sie haben ihn nicht verlorengehen lassen. Und er wird unsagbar stolz und glücklich.

Wenn alles gut geht, treffen Sie Ihre Fuhren noch in Lutschyn, hat der Kommissar gesagt. Da ist Johann Roth zum Bahnhof gestürzt und ist gerade noch zu einem Zuge zurechtgekommen. Dann mußten sie aber lange auf der Strecke liegenbleiben, und es hat noch einen guten Tag gedauert, bis er in Rowne eintraf, einen Tag, der ihm der längste im Leben wurde. Nun ist er aber doch angekommen, er wollte von den Nachbarn aus Kuraz von seiner Frau hören und von seinen Kindern. Da ist er am Nachmittag von Rowne zu Fuß nach Lutschyn herübergelaufen, vier Meilen, der Weg war schlecht und neblig. Und jetzt, — jetzt ist er da...

Keiner hat ihn unterbrochen, als er stockend und mit langem Schweigen seinen Bericht gab. Sie haben um den Tisch gesessen und den Kopf in die Hände gestützt und an vieles gedacht, was hinter ihnen lag, wohl hinter ihnen allen. Und wenn er innehielt, dann war die Stille um sie herum wie ein Wald. Die Schläfer, die der Schrei der Frau aus dem Schlaf riß, sind langsam herangetreten, stehen im Kreise und sehen den Mann an, der da spricht. Vor einer Weile ist die abgelöste Wache in die Tür getreten, dort ist sie stehengeblieben. So sind sie wie eine dichte

Mauer gestanden, die Männer aus den Kolonien, eine Mauer um den Fleck Licht in der Stubenmitte am Schreibtisch, und mittendrin im Licht sitzen Johann Roth und seine Frau, als wären sie ganz allein, schweigsam und mit unbeholfenem Lächeln, weil sie es so lange verlernt haben. Sie haben die Hände ineinander verschränkt, und manchmal sieht einer den andern an, als müsse er sich vergewissern, daß dies alles wahr und wirklich ist.

Es scheint, daß die Frau gar nicht zugehört hat, was der Mann sagte. Sie hat nur die Stimme gehört, die lang entbehrte, hat zuweilen die Hand gestreichelt, die in ihrer lag, und die Augen zu ihm erhoben, wenn er schwieg. Es war wie ein stummes, aus Tränen schimmerndes Lächeln in ihr, in dem sich die eisgraue Last und die Verzweiflung so vieler bitterer Monate langsam löste. Nun ist er da, nun brauchen die Kinder nicht mehr zu warten und zu fragen, nun wird wieder Heimat werden.

Ja, nun ist er da und nun will er wieder Bauer sein, will den Wagen fahren und die Zügel halten, und seine erste Fuhr wird die Fahrt ins Reich sein. Dann sind sie erst ganz daheim.

Der Ortsbevollmächtigte wendet ein, daß er vielleicht noch nicht ganz bei Kräften sei, daß er doch lieber die Bahnfahrt nehmen solle, denn es wird unterwegs nicht leicht sein, sie werden Anstrengungen und Frost ertragen müssen. Und er habe doch keine warme Kleidung, keinen Pelz, keine Stiefel.

Da steht der Johann Roth auf, spannt die Arme weit aus, als wolle er einen Baum ausreißen, und lacht, daß es dröhnt, lacht zum ersten Male laut und wie ein Donnerrollen. Er soll krank sein, er, Johann Roth, wenn es nach Hause fahren heißt? Er soll sein Weib allein auf die Fuhr geben? Er soll schwächer sein als ein Weib? Hat er nicht auf dem Jahrmarkt in Lutschyn einmal acht Pud Korn ganz allein gehoben? Der Engler und der Schulz sind Zeuge. Ist das denn gar nichts?

Die Freude wird es schon machen, Herr! Und dann — er zeigt auf seine Frau — dann ist sie ja auch noch da.

Da lachen auch die anderen Wirte mit, sie drängen heran und geben ihm die Hand. Und was die Kleidung be-

trifft, — nichts leichter als das. Der Stammer von Amelny sagt, er habe noch einen zweiten Pelz auf der Fuhrre, den soll er haben. Der Schnezler von Lindow hat Reservestiefel mit, die sind auch für den Roth gut. Der Anton Barth holt gleich ein paar zähe, feste Fellhandschuhe her, sie wären sonst bloß hier geblieben. Und Wäsche und Kleider kommen zum Vorschein, die sind alle für den Wiedergekehrten. Weiß der Himmel, woher die Wirte das auf einmal anbringen. Sie haben ihren unbändigen Spaß, sie lachen dabei, daß die Wände zittern und machen ihre Scherze, und die meisten davon sind nicht zartfüßig und in Seide gewickelt.

Die Weiber drehen sich schämig weg, denn der Roth beginnt gleich hier und gleich gründlich sich umzuziehen. Die Männer helfen ihm dabei wie die Brautjungfern der Braut. Der Schnezler von Lindow hat die Schnapsflasche aus dem Stiefelschaft gezogen, sie geht von einem zum anderen; der Weiß von Horodyschtsche schwenkt Johann Roths alte Jacke und singt dazu ohne Unterlaß den Dessauer Marsch, den er noch vom Großvater her kennt: So leben wir, — so leben wir, — so leben wir alle Tage! Es ist eine panische Freude in die Männer gefahren, sie müssen das tun, sie müssen einmal alles aus sich herauslachen, die Freude, daß der Roth da ist, daß sie selber noch leben, daß sie fahren werden, daß sie allem, was vergangen ist, den Rücken zeigen können und daß sie nun nach Deutschland ziehen. Sie würden sonst bersten. Sie müssen schreien, — schreien vor Gelächter . . .

So kommt es, daß in der dritten Morgenstunde des 20. Januar 1940 in Anton Barths Stube eine wilde Ausgelassenheit herrscht, und daß die Wache draußen bei den Fuhrren verwundert auf den Lärm aus jenem Hause horcht. Aber es klingt wie Lachen und Singen, da schütteln sie draußen erstaunt den Kopf und treten wieder ihre Runde an.

So schnell sie aufgebraust war, so schnell erlischt die Erregung. Sie spüren alle noch viel Müdigkeit in Kopf und Gliedern. Da rücken sich alle sacht noch einmal auf der Strohschütte zurecht und halten kurzen Schlummer. Johann Roth liegt neben seiner Frau, er hört ihren Atem, — nach wie langer Zeit? Er lächelt im Einschlafen, und noch im Traume hält er ihre Hand fest.

Die letzte Wache ist früh in der fünften Stunde beendet. Da werden die Wirte in den Häusern schon herausgeklopft. Sie fahren taumelnd und vom Schlaf benommen in die Stiefel, stellen den Wasserkessel für den Tee in die Glut, legen noch einmal Holz auf und schneiden ein paar dicke Brotklöße vom Brotlaib herunter. Dann sind sie reisefertig.

Die Nacht ist noch schwer und dunkel, wie sie ins Freie treten. Sie schnuppern in die kalte, schneidende Luft, sie riecht nach Schnee. Von Nordosten segt ein eisiger Wind. Zu Hause hätten sie gewiß bedenklich den Kopf gewiegt und einander gesagt: Bleib daheim, es wird Schnee kommen; schone die Pferde, sie werden dir erfrieren. Und du weißt nicht, wie du selber wiederkommst. Aber hier ist es, als ob alle ihre Bauernerfahrenheit, die sich in Wind und Wetter auskennt wie im eigenen Hause, nicht mehr zu gelten habe. Hier ist es so, daß sie fahren werden, und wenn es Teufel vom Himmel schneite. Ein anderer hat ihnen das Denken und Sorgen auch um Himmel und Wetter abgenommen. Es hat keinen Sinn, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Der andere, der große, namenlose andere, — nenne ihn Deutschland, nenne ihn Vater Hitler — der wird auch den Sturm bändigen und den Schnee vertreiben, bis sie alle im Reiche sind. So groß ist ihr Glauben, so groß ist ihr Mut. Sie haben zwar noch nie darüber nachgedacht und wissen es nicht so deutlich. Aber sie sind voll Hoffnung und Vertrauen.

So gehen sie in den Stall, klopfen den Pferden, die unruhig zu schnauben anfangen, die weichen, festen Hälse und reden ihnen zu. Komm schon, Brauner, sei nicht so störrisch! Hast du etwa Angst vor dem bißchen Schnee?

Es ist ein ungewohntes, heimliches, eilfertiges Treiben in den dunklen Straßen. Wie ein Spuk schwanken die Laternen vom Haus zum Stall, vom Stall zum Haus. In ihrem matten, roten Schein bewegen sich Schatten, Menschenschatten, Pferdeschatten. Der Schnee dämpft ihren Schritt. Die Pferde blasen dicke, weiße Rauchwolken in das blaßende Laternenlicht.

Dann rollen schon die ersten Lutschynrer Wirte vorbei. Sie sind heute die frühesten gewesen. Seit der halben Nacht

packen und laden sie. Aus allen Wirtschaften führen die Männer die Gespanne straßeauf zum Abstellplatz an der Kirche. Im offenen, ungeschützten Viereck der Wagen pfeift der Wind grell, zurt an den Decken und weht Schnee in leichten Schwaden um die Füße und um die Räder, die über Nacht mit dem Bodeneis verrostet sind. Die Männer spannen ein, legen den Braunen noch einmal die Wolldecken über und sehen nach, ob die Plachte unverfehrt, die Säcke noch beieinander und die Wagen noch in Schuß sind. Dann stehen sie zusammen, mummeln sich dichter in die Pelze und warten. Die Pferde haben die Stallwärme noch in den Knochen, der Wind behagt ihnen nicht. Sie haben den ganzen Herbst und Winter Wärme und guten Hafer gehabt, davon sind sie verwöhnt, beißen ins Zaumzeug und rasseln in den Strängen.

Als das frühe Fahren durch die Straßen lief, sind auch die Ukrainer, die Russen und die Juden aufgewacht. Durch die Fensterlöcher haben sie dem Zug der Deutschen nachgesehen, haben sich Decken, Pelze und was sie Wärmendes besaßen, umgehängt und sind den letzten bis zur Kirche nachgefolgt. Hier umsäumen sie den Abstellplatz in dichtem Schwarm, beobachten neugierig und lauernd jeden Handgriff der Wirte, blicken sich um und warten. Wenn sie zu nahe kommen, drückt die Wachmannschaft sie wieder zurück oder läßt ein paar Fuhren gegen sie vorsehern, damit Platz wird. Aber im Augenblick sind sie wieder da. Man muß die Augen gut offen halten, damit ihre spärende Aufmerksamkeit keinem zum Schaden wird. Sie drängen sich herbei, bieten überall ihre Hilfe an, beim Einspannen, beim Pferdehalten, wissen alles viel besser, machen ein großes Geschrei und suchen, wenn sich der Wirt umdreht, schnell einen Lohn unter der Wagendecke zu erhaschen. Da werden die Deutschen mächtig zornig, nehmen den ersten besten an seinem dreieckigen Wams und prügeln ihn durch, daß ihm das Stehlen verleidet ist. Heulend räumt er das Feld und jagt der kreischenden Bande nach. Jetzt spionieren sie nur noch aus den Winkeln und um die Häuserecken zum Platz hinüber.

Der Ortsbevollmächtigte ist einer der ersten auf dem Platz gewesen. Übernünftig, mit hohlen Augen und heiserer Stimme läuft er von Fuhre zu Fuhre, Taschenlampe und

Liste in der Hand, und sammelt seine Leute. Ein paar Nachzügler kommen spät von der Straße herüber und werden mit gutmütigem Spott empfangen. Es geht nur langsam vorwärts. Die Männer haben jetzt noch so viele Fragen, wollen noch vieles wissen, und der Ortsbevollmächtigte muß viel Geduld zusammennehmen, allen gleichmütig und freundlich zu antworten, als nehme er ihre kleinen Sorgen weltersernst. Er weiß ja, es hängt von ihm ab, ob die Männer mit gutem Mut oder niedergeschlagen, hoffnungsvoll, verzagt oder mißmütig auf die Fahrt gehen, und er weiß, wieviel Vertrauen und Zuversicht ihm entgegenschlägt. Das ist ein teures Pfand, von dem kein Lot verlorengehen darf. Er muß nicht nur die Menschen, die Pferde und die Wagen heim ins Reich bringen, er muß auch den Glauben, die Kraft, die Gesundheit der Menschen, er muß ihr ganzes Herz mitbringen. Aber es ist manchmal verflucht schwer, besonders bei fünfundzwanzig Grad Kälte, bei zweihundert- und fünfzig erregten Köpfen und Meinungen, und wenn einer seit Wochen nichts als Arbeit ohne selbst die primitivsten Behelfe, tage- und nächtelange Arbeit ohne Schlaf gesehen hat. Und nun steht er vor der schwersten Probe. Ihn selbst ergreift diese kalte, finstere Morgenstunde, in der er durch die abmarschbereite, gespannte Menschenmenge geht, die auf sein Kommando wartet, bereit, sich ihm anzuvertrauen, mit Fieber und einer seltsamen Erregung.

Da kommen die Wirte und fragen, ob sie noch einmal füttern sollen. Ein anderer rät, man müsse sich noch gedulden und sehen, wie das Wetter wird. Der dritte fragt schon nach dem nächsten Nachtquartier. Und ein vierter will von Deutschland etwas wissen und ob sie den Führer sehen würden. Gut gemeinte, herzensgute Fragen und Rat schläge. Ach, ihr Männer, ich möchte euch alles sagen und alles erklären, möchte auf jeden einzelnen von euch hören, aber es geht nicht. Nicht jetzt, nicht heute. Der Marsch steht fest, die Zeit drängt uns alle. Wir müssen pünktlich an die Grenze kommen, sonst darf keiner mehr hinüber. Da sehen sie ihn erschreckt an, gehen zu den Führern zurück und fragen nichts mehr. Sie bedeuten sich: er weiß alles, er wird es schon machen. Laßt nur den Herrn Kommissar, stört ihn nicht zuviel, sonst bleiben wir am Ende alle in Rußland.

Am östlichen Himmel zieht schon ein fahler Morgenschein herauf, da ist endlich der Augenblick der Abfahrt da. Der Ortsbevollmächtigte ruft die Kolonien auf, eine nach der anderen. Und nun schwenkt ein Gespann hinter dem anderen um die Kirche und schlägt die Rowner Landstraße ein. Der Schnee knirscht unter den Rädern der ersten, die nächsten fahren schon in blankgewalzter Bahn. Es dauert lange, Name um Name wird ausgerufen, wie sie hintereinander auf der Liste stehen. So müssen sie nun fahren, immer einer hinter dem anderen, und sie dürfen nicht aus der Reihe kommen, bis zur Grenze. So werden sie an der Grenze kontrolliert werden, Gespann um Gespann, wie sie die Liste nennt.

Die Reihen auf dem Abstellplatz lichten sich. Es ist eine Bewegung in alle gefahren. Die Wirte, die gerufen sind und abfahren dürfen, knallen mit der Peitsche und feuern die Pferde an, obwohl sich die von selber tüchtig und ausgeruht ins Zeug legen. Die anderen, die noch dableiben müssen, sitzen schon auf dem Bock und horchen gespannt, wessen Name jetzt über den Platz gerufen wird. Auch die Pferde spüren, daß das Warten und Rasten zu Ende ist. Jedesmal wenn ein Wagen anrückt, um an dem Ortsbevollmächtigten vorbei auf die Straße zu fahren, schütteln sich die übrigen Gänle ungeduldig in den Geschirren und schnauben und wiehern um die Wette, und die Wirte müssen Ho! und Steh! rufen, sonst würden alle Wagen zu gleicher Zeit und unaufhaltsam ins Rollen kommen.

Aber es geht nicht so schnell, bis zweihundertundfünfzig Namen aufgerufen und zweihundertundfünfzig Fuhrer auf dem Wege sind. Es geht auch nicht ganz ohne gefährliche Zwischenfälle ab. Anton Barths Stute hat schon vorher nach rechts und links gebissen, wenn ihr jemand, sei es Mensch, sei es Pferd, nahe kam. Jetzt springt sie so heftig an, daß sich der Wagen mit einem einzigen Ruck quer stellt und Anton Barth um Haaresbreite vom Bock geschleudert worden wäre. Er schimpft wie ein Muschik auf das dumme Tier und nimmt es fest an die Leine, daß es hoch geht und zu schäumen beginnt. Dort fährt nun Johann Roth stolz an dem Ortsbevollmächtigten vorbei, er grüßt mit der Peit-

sche, lacht über das ganze Gesicht und ruft ihm etwas zu, was der Wind verschlägt. Seine Frau sitzt neben ihm, auch sie hat einen strahlenden Mund; sie ist wieder jung, die Pelzhaube deckt das vorzeitig ergraute Haar zu; sie winkt und der Ortsbevollmächtigte winkt ihnen zurück. Dann sind sie um die Schulhaus Ecke verschwunden. Da fährt nun Andreas Wunsch vorbei, der aus der langen Reihe von Niespodschiapka, mit seiner sechzehnjährigen Tochter Natalia und sie winken; ihr langer Zopf wippt unter der Pelzmütze hervor. Und der Weiß mit seinem Sohn, und Adolf Schmidt, der Graber von Kamionka und alle die guten, verummten Gesichter aus den Kolonien fahren heraus. Die Säule traben und der Schnee spritzt, und wenn es auch fast zwei Stunden gedauert hat, bis die letzten aufgerufen waren, — jetzt sind sie draußen, der Platz hinter der Kirche ist leer, zerstampft, der Schnee aufgewühlt und zerissen. Nur ein paar von dem Lateruvolk streunen darüber hin und suchen, ob keiner etwas verloren habe, was begehrenswert erscheint, armseliges Volk, das wie die Ausgeier sich auf die verlassenen Lagerstätten stürzt. Lutschyn ist leer von Deutschen.

Da tritt der Ortsbevollmächtigte noch einmal ins Haus. Der russische Kommissar, der ihm vorausgegangen ist, erwartet ihn. In Anton Barths Wohnstube, in der der Ofen noch wärmt, schenken sie sich eine Tasse schwarzen, heißen Kaffee ein und füllen die Feldflaschen. Er tut gut, er heizt ein, er vertreibt das verdammte Flackern vor den Augen, das von der durchwachten Nacht und der endlosen Schreiberei unter der Öllampe herrührt. Der Ortsbevollmächtigte schaut sich, indem er das Koppel umschnallt, in der verlassenen Stube um, die gestern nacht Schauplatz der Heimkehr Johann Roths war. Sie ist sauber gefegt. Man merkt es doch gleich, wenn ein ordentliches Frauenzimmer unter die Mannsleute kommt! In der Ofenecke ist das Stroh aufgetürmt, Tisch und Stühle stehen säuberlich. Nicht anders sind die anderen Stuben Anton Barths, sauber und reichlich mit festen, brauchbaren Möbeln und gutem Geschirr bestellt, Gardinen vor den Fenstern, Bilder an den Wänden, und über dem Hof sieht man die ordentlichen, ziegelgebauten Ställe und dahinter die Scheune. Der kann

sich gratulieren, der hier einzieht, denkt der Deutsche und zeigt dem Russen mit Stolz Haus und Stuben.

Aber warum verläßt der Mann das alles? fragt der nur, schüttelt den Kopf und zuckt die Achseln. Wollt ihr ihm drüben in Deutschland gar ein Schloß bauen und ein Auto kaufen?

Ja, warum verläßt der Mann das alles? fragte der Deutsche sich selber. Arbeiten muß er im Reich genau so. Geschenkt wird ihm auch nichts. Muß es nicht etwas geben, was den Menschen mehr treibt als Wohlstand und Besitz?

Der Russe antwortet nicht mehr. Ihm ist manches rätselhaft an diesem Volk. Man müßte einmal nach Deutschland fahren können und lange mit ihnen leben; dann würde man sie vielleicht besser begreifen lernen, diese sonderbaren Räuze, die soviel Unbegreifliches können und noch Unbegreiflicheres denken.

Vor der Tür hält ein Ukrainerbursche die Pferde. Sie sitzen beide auf; der Deutsche gibt dem Jungen eine Münze. Dann reiten sie dem Zug der Wagen nach auf der Straße nach Westen.

Über dem weiten, unabsehbar flachen Lande, das sich vor ihnen aufthut, liegt der strenge, russische Winter. Ein trüber Jannartag ist inzwischen angebrochen mit grauem Gewölk und tiefer Einsamkeit. Turm und Giebel von Lutschyn sind bald verschwunden, nur ein paar kahle, zerfranste Baumwipfel zeigen am rückwärtigen Horizont an, wo die Gehöfte beginnen. In der Nähe des Ortes flogen noch eine Handvoll Krähen auf, als die Pferde vorbeitrabten. Nun ist es still geworden über dem Schneefeld. Die Wagenkolonne hat den Weg in breiter Spur ausgefahren. Jetzt ist sie schon weit voraus. Nur bei scharfem Zusehen entdeckt man ganz draußen noch die schwarzen Punkte, die sich langsam vorwärtschieben.

Eine Weile reiten die beiden im Trabe nebeneinander her. Es tut gut, von den Pferden durchgeschüttelt zu werden, daß das Blut in Wallung kommt und die nachtmüde Trägheit vergeht. Dazu schneidet der eiskalte, klare Wind in die Wangen und pfeift an den Schläfen, trotz der Pelzkappe.

Dem Deutschen steht noch immer das Bild von Anton

Barths Hause vor den Augen. Wie oft ist er in diesem Winter durch die deutschen Kolonien zwischen Korwne und Kostopol und bis an die Altgrenze geritten und gefahren, er kennt sie fast bis in die kleinste Hütte, kennt die Wirthe, weiß ihr Vermögen, ihre Familienverhältnisse, ihr Vieh im Stall, Saat und Ernte auf den Aekern. Er hat bei ihnen gegessen und geschlafen, mit ihren Kindern gescherzt und zu den Erwachsenen von Deutschland gesprochen. Er kennt jeden Winkel ihrer Wirtschaft, aber auch jeden Winkel ihres Herzens. Und immer war es so, daß die deutschen Bauern wie ein unantastbarer Adel unter den ukrainischen und den Muschikernbauern, den Ossadnikern und den Juden umhergingen, auch noch in den Tagen ihres Unglücks, im polnischen Kriege und auf der Flucht. Wie die Wohnstätten der wirklichen Herren des Landes ragten ihre Kolonien aus dem Schmutz und der Verkommenheit der ukrainischen, der polnischen und Muschikendörfer heraus. Weiße Hauswände, mit Fleiß und Freude bestellte Gärten an der Straße, saubere Höfe, gepflegte Ställe, die Dächer aus Blech oder, wo sie mit Stroh gedeckt waren, schnurgerade verschnitten, gebündelt und gelegt, nicht verzottelt, verfault und eingefallen, die Dunggrube sauber geschichtet und abgegrenzt, daß nicht Schmutz und Jauche über den Hof und in Haus und Scheuer rinnen. So sind dem deutschen Ortsbevollmächtigten die deutschen Kolonien erschienen. Er hat den harten Fleiß, die kluge und erfahrene Bauernschaft und den guten Geist dieser Männer und Frauen kennengelernt, die aus Wüstenei und Urwald ein Siedlerland mit goldenen Ahren machten. Hat der Russe nicht recht, wenn er zu ihrem Abzug den Kopf schüttelt?

Tausendmal hat sich der Deutsche solche und ähnliche Fragen durch den Kopf gehen lassen. Immer ist er bis zu diesem Punkte gekommen, aber dann rissen die kühlen, logischen Erwägungen ab. Dann wurden die Deutschen plötzlich wieder das unbegreifliche Volk, das Volk, das um einer Sehnsucht willen den Wanderstab nimmt und ihr nachgeht, bis es sie zu fassen glaubt. Als der Habsburger Kaiser Josef II. den Pfälzern und Sudetendeutschen den jungfräulichen Boden Galiziens gab, sind sie die Karpatenkämme entlanggeströmt, haben Städte friedlich erobert und

Dörfer gebaut, um Heim und Hof für sich und die Ihren zu schaffen: das war ihre Sehnsucht, die ihnen die über-völkerte Heimat vertwehrte. Als die polnischen Grundherren die Pommern, die Schlesier, die kujawischen Deutschen, die Niederunger aus Mittelpolen nach Wolhynien riefen, da haben auch jene nicht gezögert, denn dort winkte ihnen, was die alte Heimat nicht mehr zu bieten vermochte: Haus und Scholle in friedlicher Arbeit. Und als der Weltkrieg die galizischen und wolhynischen Deutschen mit Granaten und Sturmbataillonen aus dem Lande segte, als zweihundert-fünzigtausend Deutsche den Weg in Rußlands, in Si-biriens Fernen antreten mußten, da haben die überleben-den fünfzigtausend nach jahrelanger Fremde keine andere Sehnsucht gespürt als die, ins zerschossene und verwüstete Land heimzukehren und alles neu zu bauen und noch besser zu bauen. Und nun ist eine neue, noch heißere Sehnsucht in ihrem Herzen erwacht. Als sie Adolf Hitler heimrief ins Land ihrer Väter, da war ihre Antwort nach jahrhundertelanger bitterer Entfremdung ein einziger unsäglichlicher Dank. So haben die Deutschen immer ihre Sehnsucht gehabt, haben zäh an ihr gehangen, sind an ihr groß geworden und sind an ihr genesen. Es war die heilige Unruhe, die immer-dauernde Erschütterung ihres Inneren, die sie gesegnet hat, daß sie über Essen und Trinken und Schlafen nicht satt und gemächlich wurden.

Wenn der deutsche Ortsbevollmächtigte so weit in seinen Gedanken gekommen ist, dann zieht er einen Strich unter alle die Mühe, den Fleiß und die Treue dieser Menschen und beginnt auf einer anderen Seite die Verlustrechnung im Leben ihrer Generationen aufzuschreiben. Da bucht er die Polonisierung Galiziens schon in Habsburger Zeit, die die Deutschen des Landes zu Inseldeutschen machte; er verbucht Terror, Enteignung, Schulschließungen, Sprachverbote, Ver-einsverbote, kalte Erdrosselung, Gefängnisse und Morde, Ausweisungen und Bankerotte, die der polnische Staat ihnen antat. Er verbucht den Leidenstweg der Siedler Wolhyniens im Odland, Wald, Sumpf und Sand, wo sich die ersten zu Tode quälten, wo auch die Söhne noch Not und Elend kennenlernten und erst den Enkeln das Brot wuchs. Er schreibt die Härten und Grausamkeiten der polnischen und

russischen Grundherren auf, die ihre Pächter verjagten und ihnen das Haus überm Kopf abzutragen nicht scheuten. Er denkt an die Wanderschaft der zweihundertfünfzigtausend nach Sibirien und an die unzähligen, die dabei auf den Straßen Rußlands elend starben vor Hunger und Erschöpfung oder aufgerieben zwischen der roten und der weißen Front. Er zählt auch die abertausende auf, die seit je namenlos vergingen, am Leib oder an der Seele verdarben, die unzähligen, die vom fremden Volkstum aufgesogen wurden und — niemand weiß, wann und wo — plötzlich einmal aufhörten, Deutsche zu sein. Er schreibt die tausende auf, die in Jahrhunderten von Ort zu Ort wandern mußten, die rodeten und säten und vor der Ernte noch vertrieben wurden. An die Heimgekehrten denkt er, die das Land zerstört von Granattrichtern und Schützengräben fanden und über deren Erdhöhlen der ukrainische und der russisch-polnische Krieg von neuem hinbrauste. Und er vergißt nicht die Blutspur des polnischen Feldzugs mit Verschleppten, Erschlagenen, Mißhandelten, Flüchtlingen, mit Baronowice und Beresa Kartuska und den Schreckenskammern in allen polnischen Gefängnissen. Das alles zählt der Deutsche in seinen Gedanken. Es kommt eine entsetzliche Summe zusammen, ein Blut- und Tränenopfer Ungezählter, daß es ihn grausen machen kann. Aber immer noch bleibt ein klastertweiter Abstand zu der anderen Summe, in der die Treue und Zähigkeit, Mut und Opfer, Bekennen, Glauben, Durchhalten und Arbeit, immer wieder und immer mehr Arbeit auch auf hoffnungslosestem Felde umschlossen ist. Es ist die goldene Zahl der Deutschen in Wolhynien und Galizien. Es ist die Ziffer im Buche des Volkes, aus der man ablesen könnte, wie teuer sich die Deutschen ihre Sehnsucht jedesmal haben erkaufen müssen.

Die Pferde sind in Schritt gefallen. Ums Maul gefriert ihnen Schaum und Dampf, und die Haare an den Rüstern sind wie feine, eisgesponnene Fäden. Unter den Hufen fliegt der Schnee, der sich seit gestern abend leicht und locker über den vereisten Boden gelegt hat. Unterdes haben sich die Reiter dem Ende des Trecks genähert. Sie können schon die letzten Gespanne unterscheiden, sie zuckeln Schritt um Schritt in der Spur, Pferdeschweife schlagen zur Seite, eine

Peitsche nickt. Mehr sieht man nicht hinter den geschwungenen Halbbögen der Plachten, in deren Laube der Wirt ein wenig Schutz vor dem frostigen Winde findet.

Wie kommt es, daß der eine der beiden Reiter, die hier schweigend durch die Schneewüste traben und nur bisweilen ein rasch zerbröckelndes Wort vom Wetter oder von ihren dienstlichen Geschäften wechseln, auf einmal so stark an einen Ort in Deutschland, eine Stadt im Westen denken muß, an ein Haus im grünen Garten, an ein warmes Zimmer mit Blumen und Büchern und an eine Mittagsrunde um den weißgedeckten Tisch, an dem ihn ein paar blondlockige, junge Schöpfe und blizende Augen umgeben haben, und an ein fröhliches Frauengesicht, das mit stiller Aufmerksamkeit den Hausfrieden hütet? Ob dem anderen, dem Russen, nicht ein ähnliches Bild vor den Augen steht? Aber sein Blick ist immer kühl, sachlich und unberührt, während er hier schweigend seinen Dienst tut. Der Deutsche weiß nichts von ihm, danach fragt man einander nicht.

Der Brief, den er in der Brusttasche trägt, ist schon vierzehn Tage alt. Ihn und die früheren hat er wohl dutzendmal gelesen und Schrift und Sinn tief in sich vergraben. Der Schnee auf seinem Wege wird zu einem riesenhaften Briefbogen. «Herrn Friedrich Loh. Deutsches Umsiedlungskommando. Zur Zeit in Tutschyn, Wolhynien.» Da stehen die lieben Worte, die ihm in diesen Monaten eine stille, heimliche Welt bedeutet haben, stehen von Frauenhand geschrieben, und die Jungen haben ihre ungleichen, ungebärdigen Buchstaben daruntergesetzt. Sie sagen ihm, daß der Rhein schon lange vereist ist, daß sie die Hyazinthenzwiebeln eingetopft und an das Fenster seines Arbeitszimmers gestellt haben; sie werden blühen, wenn er wieder zu Hause ist. Und sie sagen, daß Anne die Masern hatte, aber sie sind, Gott sei Dank, vorbei, und Klaus hat sich böse in den Finger geschnitten, und der Jochen hat im deutschen Aufsatz eine Eins nach Hause gebracht. Und vieles sagen sie, kleine Dinge, die ihn glücklich machen. Er fährt mit dem Pelzhandschuh über die Brusttasche, in der der Brief tröstlich und ermunternd knittert.

Seit drei Monaten sind die Briefe die einzigen Worte, die der deutsche Ortsbevollmächtigte und die Menschen in

dem Hause am Rhein miteinander sprechen können. So lange ist er von Hause fort, den großen Auftrag zu erfüllen, an dem er stolz und glücklich arbeitet, Deutsche aus dem Fremdland nach Hause zu führen. Er tut es mit zusammengebissenen Zähnen und grimmigem Zorn auf sich selbst, wenn die Kälte wie mit glühenden Zangen an Händen und Füßen zwickt oder wenn in den schlaflosen, am Schreibtisch, im Auto, in Besprechungen durchwachten Nächten die entzündeten Augen, das angespannte Hirn, die zitternde Hand einmal den Dienst zu versagen drohen.

Wenn er zurückdenkt, dann verschwimmt das Eiland des Hauses am Rhein in schier undenkbarer Ferne; seine Konturen verwischen sich und nur seine vertraute Wärme und Geborgenheit bleibt zurück. Auch die Novembertwochen in Berlin, als die dreihundert Männer der Kommission an den fast unübersehbaren Vorbereitungen des Werkes saßen, die sie schließlich allen Widerständen zum Trotz bei ihrem Aufbruch doch bis aufs i-Lüpfelchen gelöst hatten, — auch jene Wochen scheinen so weit, kaum faßbar weit zurückzuliegen. Die Gegenwart beginnt erst mit jenem Dezembermorgen, als der Sonderzug der Kommissare in Przemysl einfuhr, als sie an der Sanbrücke schon den Hunderten von Deutschen begegneten, die den Tag der Einkehr ins Reich nicht hatten erwarten können und bei Nacht und Nebel von Hause weggezogen waren, die nun seit Wochen und Monaten in trostloser Sehnsucht hier saßen und die Tage zählten, bis die Deutschen kämen, sie über die Grenze zu holen. Erst von diesem Augenblick an tritt Friedrich Loh die Gegenwart ins Bewußtsein, die große, erhebende, aber harte, die Nerven bis zum letzten anspannende Gegenwart. Denn hier erlebten sie zum ersten Male über alle Vermutungen und Erwartungen hinweg Glück und Elend der Heimkehrer. Sie sahen ihre hungrigen Augen, die über die Grenzpfähle hinaus ins Reich starren, sie hörten die mit Bangigkeit untermischten Fragen von Männern, Frauen, von Greisen und Kindern: Bringt ihr uns jetzt heim? Und sie sahen, wie der helle Schein auf ihren Gesichtern zu erlöschen schien, als sie ihnen antworten mußten, es dauere noch eine Weile, es müsse zuvor noch viel geordnet werden. Aber sie konnten nicht von ihnen gehen, ohne

ihnen den Trost zu sagen: Seid nicht verzagt, jetzt helfen wir euch!

Das war die deutsche Vorhut. Wie die wachsende Flut ihre Vorreiter ausendet, die der großen Welle voranzulaufen und, auf Widerstände und Böschungen stoßend, sich anstauen, sammeln und Breschen suchen, in denen sie das Hemmnis überrennen können, so stauten sich diese Menschen hier am Ufer des San, blickten um sich und blickten sehnfüchtig zur anderen Seite hinüber, wo die deutschen Soldaten auf Wache standen. Aber sie konnten nicht hinüber zu ihnen, zwischen hier und drüben stand der eiserne Riegel des russischen Grenzkordons. Der große Befehl, der alle Deutschen im Osten freigab, war noch nicht gefallen. Zwar haben Einzelgänger immer wieder das Wagnis unternommen, sind in der Nacht oder am hellen Tage in den San gesprungen und haben schwimmend das andere Ufer zu erreichen versucht, aber es ist nicht allen gelungen. Die Strömung ist reißend und heimtückisch. Man hat noch einen markerschütternden Schrei gehört und hat zwei Arme gesehen, die wild in die Luft griffen, dann war es vorbei. Die Deutschen am russischen Ufer haben sich abgewendet und konnten nicht helfen. Später hat wohl eine stille Welle den Leib auf das deutsche Ufer geworfen, weit unterhalb Jaroslau oder Annapol. Aber da war es zu spät.

Daran denkt der deutsche Ortsbevollmächtigte Friedrich Loh jetzt, wo ihn der letzte Schwall der großen Welle heimwärts trägt. Nach den Tagen in Przemysl hat der Wind die dreihundert deutschen Kommissare in alle Gegenden Ostpolens verschlagen, und es beginnt die fieberhafte Fahrt durchs Land, von Kolonie zu Kolonie. Als er nach Lutschyn kam, sprach sich seine Ankunft wie eine geflügelte Botschaft rings im Laude umher. Noch erinnert er sich des kalten schneeigen Dezemberabends, als er auf dieser Straße von Korone her in Lutschyn eintraf, als Anton Barth ihn vom Lastkraftwagen, dem treuen, starken Hanomag, herunterholte und ihn mit warmen Strohpantoffeln, mit einem glühend heißen Tee und einer derben Specksuppe die Kälte aus den erstorenen Gliedern und die Leere aus dem knurrenden Magen vertrieb. Und oft noch war Anton Barth seine Rettung, wenn er erstarrt, elend und fiebernd in die-

sen Winterwochen von den Kolonien zurückkehrte; immer hat Anton Barth gewußt, ihn dem Leben und der Arbeit zurückzugeben. Ihr müßt essen, hat er gesagt und ihm das saftigste Lendenstück neben das Feldbett auf die Kiste gerückt. Ihr müßt trinken, das vertreibt das Fieber! und hat ihm einen kräftigen Tee eingegossen, und am nächsten Morgen war der Grippeanfall vorüber und kam nicht mehr wieder. Als er Anfang Januar nach zehntägiger Irrfahrt durch Schneemassen und pfadlose Wälder, zu Tode erschöpft, nach Lutschyn zurückkam und sich das Rheuma im rechten Bein geholt hatte, da hat ihm Anton Barths Frau, die Schwester des Schnezlers von Lindow, das Bein Tag und Nacht in Raßenfelle gewickelt, weil er am Schreibtisch weiterarbeiten mußte, und als er am Abend, von Schmerzen geplagt, sich auf dem Feldbett wälzte, da ist sie zu ihm gekommen, hat neben ihm gefessen, ihm Tee gebracht und ihm gut zugesprochen wie einem kranken Sohn. Sie hat erzählt, daß ihr Altester, der Schlosser aus Kostopol, vor drei Jahren über die grüne Grenze nach Deutschland gegangen ist. Lange haben sie nichts von ihm gewußt, da das Schreiben hierzulande gefährlich ist. Aber schließlich, so hat Anton Barths Frau gesprochen, schließlich bekommt eine Mutter eben doch zu wissen, was sie wissen muß, und so hat sie erfahren, daß ihr Junge in Stettin lebt, daß er gute Arbeit hat und daß er glücklich ist, draußen im Reiche Adolf Hitlers. Jetzt, sagt sie, wird sie ihn bald besuchen und sehen, wenn sie drüben ist. Dann hat sie Friedrich Loh nach Stettin gefragt, was das für eine Stadt sei, und hat ihn nach seinen Kindern gefragt und nach seiner Frau, nach dem Rhein und nach vielem, was eine Mutter von einer anderen Mutter und ihren Kindern gern weiß. Da sind selbst die bösen Schmerzen im Bein besser geworden, und schließlich haben ein Vater und eine Mutter von ihren Kindern gesprochen und eine Spur von Glückseligkeit durch das Zimmer geweht.

Die Reiter traben indes an den letzten Fuhren vorbei. Der Treck ist erreicht. Bald überholen sie eine Fuhre um die andere. Man kann nur hie und da bekannte Gesichter erkennen. Meist stecken sie bis zur Nase in ihren Pelzen, und die Nasen sind alle gleichmäßig rot vor Frost. Oder es sieht

noch ein Stück bereisten Bartes aus der Luke hervor, der sich mit der Eiskruste der Pelzhaare zu einem graufigen Stachelungetüm vermischt hat.

Die Wirte von Jadschin machen den Nachtrab. Der letzte ist der vierschrötige Peter Bichel. Er hat kaum Platz unter seinem Plachtendach, so niedrig sitzt er und muß den Kopf und die Mütze immer ein wenig in die Schultern ziehen. Aber die tonnenförmige Plachte hat er noch einmal graue Leinwand gespannt und die Leinwand dick mit Langstroh gefüttert, es könnte das schönste Sommerhaus sein. So kommt kein Zug durch die Ritze, aber er wird dieser Vollkommenheit nicht froh, denn es behagt ihm nicht; gedrückt zu sitzen, und auch mit dem schönsten Sommerhaus ist im Winter wenig zu machen.

Peter Bichel war einer von den Glücklichen in der Kolonie, die einen Rundfunkapparat besaßen, so ein pußiges Ding, einen Kasten mit Schrauben und Drähten und Schnur und ein paar Dingern, die man sich wie Ohrenschützer um den Kopf legen mußte. Dann mußte man an einer großen Schraube drehen und zwischen mörderischem Pfeifen und Krachen hörte man zuweilen himmlische Musik oder ein paar Worte in fremder Sprache, ja, manchmal auch deutsche Worte, — denkt euch: richtige deutsche Worte aus diesem Kasten! Es war unbeschreiblich und ein Geheimnis ohnegleichen. Oft kamen die Wirte, die Burschen und die Mädchen aus der halben Kolonie zu Peter Bichel, den Kasten zu sehen und an den Ohrenklappen zu horchen; jeder hielt sich eine ans Ohr, so konnten immer zwei an einem Paar horchen, und die anderen standen ungeduldig und fragten, was denn zu hören sei, und rissen ihnen mutwillig und unbezähmbar neugierig die Klappen von den Ohren weg, worauf Lärm und lustiges Zanken anhub. Aber wenn aus dem Kasten eine deutsche Stimme vernehmbar wurde und der Bursche nachzusprechen suchte, was er im Ohr hörte, da wurde es mäuschenstill in der geräuschvollen Stube. Es lärmte niemand mehr, es lachte keiner, keiner griff nach dem Hörer und ärgerte den Lauschenden. Der saß mit verzückten Augen, seine Lippen bewegten sich noch, aber die Stimme hatte es ihm längst verschlagen. Es war wie ein Wunder. Von draußen aus der fernen Welt klang

einem von ihnen ein deutsches Wort ans Ohr. Draußen in der Welt sprach jemand deutsch, — o wie gleichgültig war es, was er sprach! — und hier in Wolhynien in einer kleinen Stube bei Petroleum oder Kerzenlicht hörten zwei seine Worte wie ein Evangelium, es lief ihnen über den Rücken, jemanden, den sie nie gesehen hatten und nie sehen würden, deutsch sprechen zu hören. Und die ganze Stube, die kein Wort doch vernahm, lauschte mit ihnen diesem Wunder.

Freilich, als der Krieg begann und Peter Bichel mit den anderen allen in die Wälder flüchten mußte, da nahmen die polnischen Gendarmen, da sie den Wirt nicht finden konnten, an dem kleinen Holzkasten mit Drähten und Schrauben Rache. Sie schlugen ihn kurz und klein, und seitdem sprach niemand mehr aus der Welt, aus Deutschland in Peter Bichels kleiner Stube. Der Kasten lag zertrümmert in der Ecke, und in den letzten Wochen vergaß man ihn ganz.

Alles in Ordnung, Peter Bichel? ruft Loh im Vorbeireiten hinüber. Peter Bichel verzieht den Mund zu einem süß-sauren Lachen.

Kalt und schief, Herr! und zieht den Kopf unter der Plachte noch mehr ein. Aber sonst gute Fahrt.

Fast aus jeder Fuhre grüßt den Reiter ein Ruf, ein Scherzwort und jedem antwortet er, hier mit heiterem Trost, dort mit kernfester Ermunterung.

Paßt auf, Lang Wenzel, der Schnapsteufel hat euch schon auf die Liste gesetzt! sagt er, als er den Lang aus Jadschin bei einem vollen Schluck aus der Flasche überrascht. Der Lang macht ein verdüstertes Gesicht, als er sich ertappt sieht. Dann grinnt er breit mit prostender Handbewegung.

Gottes Gabe, — nichts als Gottes Gabe!

Neben der Fuhre von Ferdinand Seidels Wittve reitet er lange einher. Die Frau regiert wie jede Wirtin Pferd und Leine, als sei sie auf der Fuhre geboren. Seit er sie kennt, ist ihr starres, von Sorgen früh zerrissenes Gesicht nicht einmal leichter und frauenweich geworden. Das Lachen, sagen die Leute, hat sie auch früher nicht gekannt, als der Mann noch lebte.

Ihren Kindern geht's schon gut, Frau Seidel! Die sind im Warmen, sagt Loh und nickt ihr zu. Sie nickt wieder,

kaum daß sie ihn dabei ansieht. Sie hat eine Art, zu einem zu sprechen ohne Blick und Anrede, daß man an die steinerne Gleichgültigkeit einer Sphinx denken muß. Auch als sie dem Kommissar von der Not nach ihres Mannes Tode berichtete, hat sie ihn nicht angesehen und seitab geredet, als spräche sie zu sich selbst, als wiederhole sie sich das Elend der vergangenen Zeiten, um es nie zu vergessen. Nach der Ernte war es, als der Fiskus und die Juden mit maßlosen, höhnischen Forderungen vor sie hintraten und sagten, schon der Halm auf dem Feld gehöre ihnen, als sie Forderungen auf Steuerschulden und Darlehen vorbrachten, die, wie sie wußte, nie bestanden hatten. Denn kein Wirt tut hierzulande derlei, ohne daß es nicht auch durch den Kopf und das Herz der Wirtin gegangen ist. Die Juden brachten ein zerlesenes, gelbes Stück Papier an, ohne Unterschrift, ohne Siegel, auf dem ihnen Ferdinand Seidel die Schuld von zweitausend Bloty bestätigt haben sollte. Ohne Unterschrift! Sie sagten, es sei eine Verschreibung von dritter Seite; von wem, das sagten sie nicht. Als sich die Frau weigerte, die Schuld anzuerkennen, drohten sie mit dem Gericht und mit Ärgerem noch: Das Feuer wird dich treffen, du Schwäbin! Es ist in den deutschen Kolonien keine Seltenheit gewesen, daß jäh ein Feuer ausbrach und Haus und Scheune und Ställe vernichtete. Wer es angelegt hat? Fragt die polnischen Gendarmen. Die konnten mit Verhören und Verdächten den deutschen Wirt, der mit einer Anzeige zu ihnen kam, so tief ins Unrecht setzen, daß er verflört davon ging und nicht mehr wußte, ob der Abgebrannte oder der Brandstifter der Verbrecher sei.

Friedrich Loh spürte, daß bei seinen ruhigen, ernstern Fragen unter der stumpfen, erkalteten Stimme der Frau etwas in Bewegung geriet. Er spürte das zaghafte Vertrauen, das sein Ohr je länger um so mehr zu suchen schien. Eines Tages, lange nach der Registrierung, war sie in Anton Barths Hause erschienen, hatte sich neben die Stubentür gesetzt und dem deutschen Kommissar bei seinem Schreiben zugehört. Dann hat sie die Geschichte von der Judenschuld erzählt, von der Verpfändung der Ernte, die das Gericht schon ausgesprochen hatte, und von dem Elend, in dem sie mit ihren Kindern gestanden hätte, wenn der Win-

ter hereingebrochen wäre, ohne daß sie die Rüge im Stall und das Korn in der Scheune gehabt hätte. Aber bevor der Jude die Ernte wegholen konnte, war Krieg geworden, und dann kamen die Russen. Das hat sie gerettet.

Von dieser Stunde an, da sie an der Thür des deutschen Kommissars gegessen und ihm berichtet hat, ist er in ihrem Vertrauen gewesen. Er ist es inne geworden, ohne daß sich ihre Miene verändert hätte und ohne daß ihre Worte mehr geworden wären. Deshalb reitet er jetzt neben ihr her, und sie können beide gut miteinander schweigen.

Die Spitze des Trecks ist längst über den Hornfluß hinaus, man kann nichts von ihr sehen. Zweihundertundfünfzig Fuhren, das sind fünf gute Kilometer, wenn sie dicht aufrücken. Aber schon in der ersten Stunde verschieben sich die Abstände, und so brauchen die beiden Reiter, die nach vorn wollen, Zeit, an den Wagen vorbei voranzukommen. Das niedrige Bett, das sich der Horn hier gegraben hat, ist eingeschneit, nur die Uferböschungen treten als eine Hügelwelle unter dem Schnee heraus. Über die Holzbrücke, Horngrad gegenüber, kann immer nur ein Gespann, das nächste muß warten, bis das vordere aufs jenseitige Ufer rollt. Dann rücken die Fuhren, die sich inzwischen gestaut haben, einen Platz vor.

Auf der Straße in Horngrad sehen russische Soldaten den endlosen Zug an sich vorbeiziehen. Immer neue Wagen rollen über die Brücke in das Spalier der verschneiten Hütten und Häuser, ohne Unterbrechung, ohne Pause, rollen an den Tanks und Kraftwagen vorbei. Krieg und Frieden berühren sich. Die Leute kommen aus den Häusern, von dem seltenen Anblick angelockt, und säumen die Straße. Zigeuner! schreit ein halbwüchsiger Judengel, aber die anderen verstecken ihn rasch, weil sich die russischen Soldaten schon nach dem Schreier umsehen. Die anderen wissen es besser, wer die Deutschen waren.

Nehmen die Deutschen kein Ende? Vor einer Woche schon ist eine unübersehbare Reihe hier durchgefahren, nach Westen. Heute fährt ein neues Geleit, noch viel mehr, viel länger. Haben denn hinter Lutschyn nur noch Deutsche gewohnt? Sie staunen und können es nicht fassen, wieviele es sind, diese Deutschen aus den Kolonien. Als der letzte die

verschmutzte Straße passiert hat, treten sie bestürzt in ihre Häuser zurück, als sei ein unbegreifliches, gewaltiges Naturereignis vor ihren Augen geschehen: die Fuhren ohne Zahl, darin die Männer, stumm und verschwiegen, das unaufhörliche Klappern der Hufe, die Wagen, verwegen in Plachten und Stroh gehüllt, mit vieler Fracht, für eine lange Reise gerüstet. Ein ganzes Volk ist hier aufgebrochen.

Die Spitze hält Rudolf Stammer aus Amelohn. Er hat feste Pferde, die ausgreifen können; sie bahnen die Spur, in der die anderen fahren. Wo ihre Hufe hintreten, liegt eine dünne Schneedecke auf dem grob vereisten Wege; zwanzig Fuhren weiter ist der Boden zu Mehl zerrieben und noch einmal zwanzig Fuhren weiter hinten gehen die Pferde durch einen zerschürften, zermahlenden Schneestaub, nur die Wagenspur erneuert sich immer wieder in ihren blanken, tiefen Gleisen. Bei Rudolf Stammer auf der ersten Fuhre sitzt als Lotse Lehrer Spindler aus Lutschyn, der Helfer des Kommissars. Ihn haben die Polen nach ihren Schulgesetzen aus dem Amt gejagt, da holten ihn die deutschen Gemeinden sich an ihre Privatschulen, und so ist er kreuz und quer durch Wolhynien gezogen, hat im Kreise Luzk die Kinder unterrichtet, in den Kolonien bei Kostopol und zuletzt rings um Lutschyn. Er ist noch jung, geschmeidig und sehnig, von der Sonne braun gebrannt und vom Winterfrost gegerbt. Aber wie sieht er aus? Wenn er den Mund aufthut, fehlen ihm die Zähne des halben Oberkiefers. Unter der Pelzmütze läuft eine an den Rändern aufgewulstete, breite Narbe bis über das linke Aug: und hat auch die Braue gespalten. Und an der linken Hand, die jetzt im Pelzhandschuh steckt, sind die Finger, die ein polnischer Gewehrkolben zu einer formlosen Masse zerschlug, nur schlecht verheilt und werden verkrüppelt und unbrauchbar bleiben. Fragt ihn nicht nach den polnischen Gefangnissen, er hat sie in Rowne und in der Beresa Kartuska kennengelernt, er braucht noch viele Jahre, sie wieder zu vergessen.

Hinter Horyngrod hat das eintönige, müde Bild der schneebedeckten Weite aufgehört. Im Norden und im Süden treten die Hügelketten nahe an die Straße, an deren östlichem Abfall der Horynfluß sich sein Bett gesucht hat.

Die Straße mündet in den lichten, buschigen Wald ein, dessen Saum schon vor den Wirten aufsteht. Hinter dem Walde kann man bei guter Sicht im Sommer die Türme von Nowne erkennen, sagt Lehrer Spindler. Aber heute hat sich der Himmel wieder eingetrübt, in diesem nebeligen Grau sieht man kaum fünfhundert Meter weit.

Die Wirte steigen von den Fuhren herab, einer nach dem anderen. Sie sind steif gefroren und können die Beine kaum bewegen. In solchem Frost dringt die Kälte auch durch die dicksten Pelze, kriecht in den Stiefeln aufwärts und lähmt die Glieder. Da hilft es nichts, im Wagen zu sitzen und sich bequem dahersfahren zu lassen. Man muß herunter, man muß gleich mit einem tüchtigen Sprung auf beide Beine herunter, daß der stechende Schmerz in den Füßen ordentlich aufwärts steigt. Das ist gut gegen das Erfrieren. Dann muß man durch den Schnee stapfen, und der Schweiß soll den Menschen richtig durchheizen. So kann man den Wintermarsch ohne Erfrieren und ohne Gefahr durchhalten, wenn nicht aus dem Steppenland im Osten noch ein anderer Teufel herüberraft, der schlimmste, den es gibt, der Schneesturm. Wenn er daherkommt, dann Gnade allem Lebendigen! Er kann eine Stunde dauern oder vierundzwanzig oder achtundvierzig. Niemand weiß es vorher. Er segt mit dichten, körnigen Flocken, halb schon Eis, daher; du siehst die Hand nicht vor den Augen, du kannst den Kopf nicht wenden, denn er prasselt dir unbarmherzig mit glühenden Nadeln ins Gesicht. Wenn die Kinder oder die Pferde seine Nähe spüren, legen sie sich zu Boden, und wenn sie nach einer Stunde wieder aufstehen, dann können sie gleichsam aus einem Grabhügel aufstehen, den der Sturm um sie und über ihnen aufgeworfen hat. Wenn er noch länger tobt, dann freilich braucht keines mehr aufzustehen, dann wird es liegenbleiben, bis die Zeit der Schneeschmelze seinen Kadaver freigibt.

Dieser Sturm ist der Todfeind alles Lebendigen. Der Kommissar Friedrich Loh hat nur von ihm sagen gehört, er kennt ihn ja nicht, diesen asiatischen Kerl, der Angst und Grauen verbreitet. Aber die Wirte kennen ihn, sie haben ihn oft in ihren Häusern erlebt; danach mußten sie sich brusthoch den Weg zu den Ställen freischaufeln und erst lang-

sam, wenn der Schnee schon abgesunken war, gruben sie sich von Haus zu Haus in den Kolonien wieder durch.

Der Wald, auf halbem Wege zwischen Horungrod und Horodyschtsche vor ihnen, ist im Sommer eine sumpfige Niederung, in der die Ukrainer von den nahen Dörfern Lorf stechen. Damit ihnen das Frühjahr nicht die Planken und Stege verschwemmt, auf denen sie mit ihren Karren tief ins Bruch hineinsteigen, haben sie sie im Herbst alle herausgerissen und auf dem Wege aufgestapelt. Aber da liegen sie, wer weiß, von wem auseinandergerissen und zerstreut, wie eine breite Hecke über den Weg, wohl hundert Meter breit, und sind mit dem Eis des Erdbodens verfroren und versilzt. Mit einem derben Fluch muß der Stammer halten und gibt den Ruf nach hinten weiter, daß in den nächsten Fuhren kein Gedränge und Geschiebe entsteht. Der Stammer versucht mit seinen Armen, die, weiß Gott, schon manchen Kornsaß geschleppt haben, die Hölzer beiseite zu schieben, aber sie rühren sich nicht vom Fleck. Die Wirte von den ersten Fuhren treten herzu und wollen helfen. Umsonst. Da müssen die Arzte her, und langsam löst sich Planke um Planke und reißt scharfe Eisklumpen aus dem Boden. Sie einen schlagen zu, die anderen räumen beiseite. Sie schwitzen dabei wie toll in ihren Pelzen, aber es geht wenigstens vorwärts. Nach einer halben Stunde ist der Weg gesäubert.

Aber es scheint, als ob die Bösen den Bruchwald verhegt haben. Nach zehn Minuten Fahrt ein neuer Halt. Jetzt kommt der Alarm von hinten. Es ist ein schlimmer Alarm, die Wirte sehen sich erschrocken an. Dem Rudolf Schmidt, der mit den Männern aus der langen Reihe von Niespodschiapka in der Mitte des Zuges marschiert, ist ein Pferd gestürzt und kann nicht wieder auf. Ringsum färbt sich der Schnee rot, es hat die linke Vorderfessel gebrochen. Wie erschlagen steht Rudolf Schmidt daneben, die Nachbarn wollen helfen, aber da ist nicht viel zu helfen. Nach kurzem Besinnen ist sich Friedrich Loh klar, daß das Pferd nicht mehr fort kann. Es wird ausgesträngt, man legt ihm Decken und Seile um und zieht es auf die Seite. Indessen haben die Nachbarn das andere Pferd schon umgeschirrt, es muß allein den Wagen ziehen. Sie beladen ihre eigenen

Führen noch mit Rudolf Schmidts Säcken, bis sie glauben, das übrige werde der Einspanner schon schaffen. Der Wirt steht noch bei seinem Pferde und gibt ihm gute Worte. Dann tritt der deutsche Kommissar dazu, streichelt dem treuen Braunen noch einmal den Hals und setzt behutsam den Revolver hinter dem Ohr des Tieres an. Ein donnerähnlicher Schlag, — das Pferd bäumt sich auf den Hinterfesseln hoch auf, sinkt wie vom Blitz getroffen wieder zusammen, sucht noch einmal, zweimal mit dem Kopf ruckartig in die Höhe zu kommen, dann ist auch das vorbei. Nur der Schweif schlägt noch den Schnee, daß er stäubend umherspritzt.

Schweigsam und niedergeschlagen ziehen die Wirte an dem toten Pferde vorbei. Friedrich Loh sucht ihre Augen, sie sind wenig zuversichtlich. Rudolf Schmidts Pferd ist das erste, das auf der Strecke bleibt. Da reitet er bei dem einen oder dem anderen vorbei, spinnt ein Gespräch an und, als nach einer halben Stunde der Wald hinter ihnen liegt, ist die Bestürzung fast überwunden. Nur manchmal schaut sich einer verstohlen nach der Fuhre des andern um: wer wird der nächste sein, dem ein Unglück geschieht?

Die Amelyner halten hinter Rudolf Stammer die Spitze des Zuges, hinter ihnen gehen die von Zelanka, voran der Ferdinand Kraft, der Bruder des Kantors aus der langen Reihe, den man zu Hause einen vermögenden Mann nennen konnte, mit drei Pferden, einem stattlichen Hause und viel Feld. In seiner Stube sind die Wirte aus der Kolonie zusammengelaufen, als der deutsche Kommissar zur Registrierung herüberkam. Friedrich Loh wird diesen Abend nie vergessen. Jetzt reitet er neben dem Bauern her, und sie erinnern sich an diese Stunde.

Es war damals längst dunkel geworden. Der Kraftwagen hatte auf freiem Felde Panne gehabt; deshalb fuhren die Kommissare erst spät am Abend bei den Häusern von Zelanka ein. Vom ersten Gehöft an, in dem sie nach Ferdinand Kraft fragten, lief der Ukrainerjunge immer vor dem Wagen her, es mochte wohl eine Viertelstunde Weges gewesen sein. Dann waren sie da. Die beiden Hunde schlugen wie rasend an, der Scheintwerfer schnitt ein Stück weiße Hauswand und den Staketenzaun des Gartens mit seinem

ungeheuren Schatten im Schnee aus der Dunkelheit magisch heraus. Sie traten in die Haustür, der Wirt kam ihnen entgegen und gab dem Deutschen die schwielige Hand.

Sie saßen noch beim Nachtmahl, bei Speckgrüße und Speckbrot, da öffnete sich die Tür, Stimmen kamen aus dem Vorhaus und Mann neben Mann, Frauen und Kinder drängten in die Stube, den Deutschen zu sehen und mit ihm zu sprechen, der sie ins Reich holen kam. Wie ein Lauffeuer war die Nachricht von Haus zu Haus geeilt, da hatten sie alles liegenlassen, das Nachtmahl, den Melkeimer und was sie grade zur Hand hatten. Der Deutsche war ja da, auf den sie seit Monaten mit Bangigkeit warteten.

Es hatte an diesem Abend wenig Umstände gegeben. Die Tische, die im Hause waren, wurden zusammengerückt, die Listen aufgelegt, und die Registrierung begann. Der Lehrer Spindler zeichnete die Kennkarten aus, Friedrich Loh nahm die persönlichen Notizen, den Deutschturnsertweis, die Vermögens- und Katasterangaben auf, und der russische Kommissar saß mit erstauntem Unbegreifen dabei, wie sich die Menschen drängten, alles, was ihr eigen war, aufzugeben und ins Ungewisse zu wandern. Sie waren alle von Zelanka gekommen, die Männer brachten zur Bekräftigung ihre Frauen mit, und am Rock der Frauen hingen die Kinder. Mitternacht verging über den Listen und Papieren. Einzeln trat jeder Wirt an den Tisch und sagte, was zu sagen war: daß er deutsch sei von Vaters und Großvaters Blut her, — und hier sind die Urkunden! — daß er eine Wirtschaft habe mit Haus, Scheune, Ställen, zwei Pferden, vier Kühen und soundsoviel Acker, frei und eigen. Im Hintergrund saßen die Nachbarn bis ins Vorhaus hinaus, halfen oder berichtigten, wenn er sich vertan hatte, und traten dann selbst vor.

Als der letzte Federstrich getan war, war noch kein einziger nach Hause gegangen. Nun kamen sie aus den Winkeln, rückten die Bänke an den Tisch und sahen dem Deutschen aus dem Reiche mit vertrauensvollen, glücklichen Augen ins Gesicht. Sie hatten die schönsten Pferde für die Fahrt gekauft, hatten die Schweine rechtschaffen gemästet und Speck und Butter in der Kammer. Da fragten sie, ob sie das alles bis zum Führer fahren dürften, ob sie ihm die

Hand geben oder ihn wenigstens von weitem sehen würden. Es war Friedrich Loh schwer geworden, soviel unbefangene frohe Hoffnung stützen zu müssen.

Vorn am Tische hatten sich die Männer zurechtgerückt und schwahten, aus dem Hintergrund stimmten die Frauen ein, denen die Kinder schon längst auf dem Schoße schliefen. Es war ein Erzählen, Lachen, Plänemachen ohne Ende. In der zweiten Stunde vor Morgen mußte Ferdinand Kraft endlich Feierabend gebieten. Die siebzig Menschen aus der Kolonie waren wie betrunken von Zukunft. Sie drängten sich alle zum Abschied um den Deutschen und schüttelten ihm viele Male die Hand. Im Vorhaus stimmte einer das Wolhynienlied an, oft hat Friedrich Loh seitdem noch die melancholische Weise vom sibirischen Wege der deutschen Wolhynier gehört, aber damals bewegte sie ihn bis ins Herz, wie der Befreiungsgesang nach unendlichem Leid: Aus Wolhynien sind gezogen die Verzagten arm und reich...

Sie erinnern sich an diesen Abend, Friedrich Loh und Ferdinand Kraft. Hier auf der Straße nach Rowne sprechen sie noch einmal davon.

Es war wie Feiertag, Herr. Täglich haben wir auf Sie gewartet, täglich seit Oktober, sagt Ferdinand Kraft. Wenn Sie gewußt hätten, wie wir gewartet haben!

Dann blickten sie beide den Zug entlang, in dem, vom ersten bis zum letzten nicht zu übersehen, die Wolhynier neben ihren Fuhrern marschieren, aber nicht mehr Klagende, nicht mehr Verzagte.

Bei jedem Schritt schirrt und klirrt der Schnee unter den Füßen. Den Pferden hängen dicke Schaumtropfen um das Maul. Von Stunde zu Stunde ist der Weg beschwerlicher geworden, das gute, harte Eispflaster vor Hornyngrod hat schon lange aufgehört. Am Walde hat Friedrich Loh die Schlittenkufen herabnehmen und unter die Räder binden lassen. Die Pferde ziehen die Schlitten viel leichter, aber sie haben auch so noch ihre Not. Oft gleiten sie aus, die hinteren Gespanne sinken knöcheltief in das weiche Schneemehl ein, das glatt und zerfahren ist. Dazu rückt der Nachmittag vor, es mag noch zwei Stunden bis zum Dunkelwerden sein.

Der Lehrer Spindler fragt Loh nach der Futterpause. Die Pferde sind schon mitgenommen und müssen eine Weile Ruhe haben. Friedrich Loh sieht nach der Uhr. Sie haben sich verspätet. Der Weg durch den Wald, die Aufenthalte haben Zeit gekostet. Die Kast vor dem Einzug in Rowne muß ausfallen, denn sie müssen heute abend noch über Rowne hinaus bis zur deutschen Kolonie Michalowka. Lehrerer Spindler gibt den Befehl weiter.

Hütten tauchen aus dem Schnee auf. Die hohen Stangenbrunnen, die die schlechten Strohdächer um Manneslänge überragen, stehen steil in den trüben Wintertag. Breiter wird der Weg und ausgefahren, der zwischen den armseligen Wirtschaften hinläuft. Zwischen ein paar Höfen, die noch verwahrloste Reste einstiger Pflege und Sorgsamkeit zeigen, duckt sich die Kirche tief in sich selber zusammen.

Horodyschtsche, sagt der Kantor Kraft, neben dem Friedrich Loh reitet, und zeigt mit dem Peitschenstiel hinüber. Das andere Horodyschtsche, — keine deutsche Kolonie.

Er lacht ein bißchen dabei. Nein, so schlecht bauen die Deutschen nicht, so lassen sie ihre Häuser nie verfallen, auch der ärmste Hungerleider unter ihnen nicht. Das ist nicht Horodyschtsche im Wald, die sandige Kolonie der Musterbauern Weiß und Engel und der vielen anderen. Mitleidig und ein bißchen hochmütig sehen die Siedler die traurigen Hütten im Vorbeifahren. Und doch sind auch hier auf ihrem Ostzug die Deutschen durchgekommen und haben die Wagen ausgespannt, Mennoniten niederdeutschen Blutes, vor hundert und noch mehr Jahren. Sie haben, die «redlichen Kolonisten», mit den Edelleuten am Horny Verträge abgeschlossen, nach denen sie hier ohne Fron, nur mit Zins «für ewige Zeiten» — so steht es im Protokoll — pflügen, säen, ernten, weiden sollten, von niemand gehindert, niemandem dienstbar. Dann zogen sie, ein Menschenalter später, weiter, gaben Erbe und Arbeit der Väter auf und sollen endlich in der Molotschna, in der Ostukraine, zur Ruhe gekommen sein. In ihre Wirtschaften, auf ihren Feldern folgte ihnen der Ukrainer. Unter seinen Händen verfiel, was die anderen gebaut und bestellt hatten. Die sauberen Strohdächer zerrissen, Hütten stürzten ein, das

Vieh wurde elend und wuchs nicht nach, mühsam gerodetes Fruchmland verwilderte als Brache. Was die Deutschen gewonnen hatten, gab der fremde Wirt wieder auf. O du trauriges Land Wolhynien!

Da liegt dies Horodyschtsche, eine Ruine deutschen Bauernwerks, liegt unter dem Schnee vergraben. Rauch steigt träge aus dem Hüttengebälk, das keine Rauchfänge mehr kennt, wie sie die deutschen Wirte zu bauen pflegen. Krähen kreisen um die mageren Wirtschaften und schreien sich heiser. Hundert Jahre sind die deutschen Wirte fortgegangen.

Der Weiß und der Engel aus dem anderen, dem sandigen Horodyschtsche im Walde sind nachdenklich geworden, sie schauen nach den Gehöften, als müßten sie sich dieses Bild unvergeßlich ins Gedächtnis prägen. Denken sie daran, wie ihre Kolonie einmal in Jahr und Tag ihr teures Gesicht verwandeln wird? Hundert Jahre, ach, vielleicht nur fünfzig oder zwanzig, — wird dann das Haus des Weiß, das neugebaute, blechgedeckte mit dem blanken Anstrich, der weiß und blizend in der Sonne leuchtet, wird das Haus des Engel noch stehen, an dem sie alle Hand angelegt haben, vom ältesten Wirt bis zum jüngsten Buben? Oder werden sie verfallen sein, Unkraut im Vorhaus, Risse in den Wänden, die Mauern ohne Puz, das Dach halb abgedeckt von Sturm und Regen? Und die Maschinen und das Vieh und die Felder?

Jeder hat seine eigenen Gedanken, wie sie das Katendorf verlassen und nach Südwesten die Straße nach Rowne einschlagen. Sie fahren die Straße nicht das erstemal; mancher ist sie schon öfter entlanggefahren, wenn es bei den Gerichten oder auf der Starostei Geschäfte zu erledigen gab. Was sind dem Siedler drei oder vier, auch fünf Meilen? Im Frühjahr oder im Herbst nach der Feldbestellung spannt er im Morgengrauen die Pferde ein, fährt los und ist zum anderen Morgengrauen wieder daheim. So hat sich mancher vielleicht auch schon über dieses Katendorf lustig gemacht, das den Namen Horodyschtsche trug, den Ehrennamen Horodyschtsche, hat mit zu Hause verglichen und hingeschaut und noch einmal verglichen. Dann mußte er gewiß lachen und hat sich abgewandt. Ein schönes Horo-

dytsche! Aber jetzt wächst das Ratendorf plötzlich neben ihnen am Wege aus dem Schnee auf, dreckig und verfallen die Hütten, verlaust die Leute und verlaust gewiß auch die Acker, die der Schnee gütig zudeckt. Ist es nicht wie ein Menetekel, wie ein trauriges Spiegelbild kommender Jahre? Der Wolhynier wischt die Gedanken stich von der Stirn. Der Weg ist schlecht, — paß auf die Pferde auf!

Es ist wohl vorgekommen, daß beim Durchzug durch den Ort die Wirte von Gespann zu Gespann miteinander geredet haben: dieser Zaun da, ist er nicht reif für das Beil? Und dieses Dach, sollte man es nicht gnädig dem wilden Jäger überlassen? Sie haben in ihrem Bauernstolz die Dinge bei Namen genannt und haben zum Schmutze Schmutz und zur Faulheit Faulheit gesagt. Das hat sie ein bißchen munter gemacht. Jetzt sind sie still geworden, ziehen aus dem Stroh ein Stück Brot und einen Zipfel Rauchfleisch hervor und beißen hungrig zu. Das Brot ist steinhart, das Fleisch kann man noch beißen. Es ist Zeit, daß man etwas in den Magen bekommt; er fängt schon kläglich an zu knurren.

Da merken sie erst, daß sie seit der Nacht nichts mehr gegessen haben, daß sie seit Tagesanbruch gefahren und marschirt sind, fast ohne Pause, immer nur weiter. Und nun geht es auf den Abend zu. Die Luft, die tagsüber erträglich war, bekommt wieder einen eisigen Hauch, daß sie noch im Gaumen schmerzt, wenn sie den Mund für einen Bissen geräuchertes Fleisch aufthun. Der Schnezler von Lindow nimmt seine Medizin, die Schnapsflasche; er sagt, dann spüre man die Wehthat im Halse nicht. Aber man müßte auch etwas für die Augen einnehmen können, die den ganzen Tag nur das dumpfe Weiß der Felder gesehen haben und die nun zu brennen und zu tränen beginnen. Im kalten Winde entzünden sich die nassen Lider, es schmerzt wie Feuer. Aber dagegen hat weder der Schnezler noch der Kantor Kraft eine Medizin.

Sie marschieren weiter, Schritt vor Schritt, haben Brot und Fleisch wieder unter das Stroh getan und den Pelztragen über die Ohren und über die Nase gezogen. Die Füße laufen von selber. Wenn sie nicht spürten, daß in den Knöcheln und in den Knien von dem ungeschickten Gang im

glatten Schnee, von dem beständigen Ausgleiten und Sichern ein brennendes Ziehen beginnt, dann würden sie von ihren Gliedern gar nichts mehr merken. Dann wären sie so wie abhanden und machten doch unentwegt Schritte und Tritte. Die Beine sind eine Maschine geworden, — rechts, — links, — rechts, — links. Aber sie können sich nicht auf den Wagen setzen, sie müssen zu oft die Pferde führen, und auf dem Wagen würden sie bald die Füße erfroren haben. Also laufen, immerfort laufen.

Was hilft es aber, die Füße zu schützen, wenn Nase und Gesicht im eisigen Luftzug prickelt und glüht und gefühllos wird? Wenn die Augen nichts mehr sehen können, weil es an ihren Rändern wie mit Nadeln sticht? Vorwärts, — es wird nicht immer so sein. Heute abend schon sind alle im warmen Quartier. Nur durchhalten!

Friedrich Loh reitet den Zug von der Spitze bis zum Nachtrab ab und muntert die Männer auf. Er zeigt nicht, daß ihm selber fast die Zunge am Gaumen anfriert. Seine Stimme ist kaum noch eine Menschenstimme, so rauh und heiser ist sie heute tagsüber geworden. Er bringt keinen Laut ohne stechende Schmerzen in der Kehle hervor. Am meisten tun ihm die Pferde leid. Die Tiere stapfen seit zehn Stunden durch das weiße tiefe Pulver der Straße, suchen Halt, rutschen aus und fangen sich wieder. So geht es nun schon eine Ewigkeit. Das Fell ist vom Eis verkrönt, an jedem Härchen hängt eine feine Perle und, wenn man mit der Hand darüberstreift, gleitet man wie über kristallinen Staub. Sie schnauben schwer aus den Rüstern, Schaum bedeckt das Baumzeug, hängt ihnen von der vereisten Brust, kollert über den Deichselkopf in den Schnee. Auf der Deichsel gefrieren die weißen Blasen im Augenblick. Ihr Gang hat nichts mehr vom Ungestüm und dem Eifer des Morgens; in müdem, gleichmäßigem Trott zotteln sie dahin. Das weiche Maul und die harten Rüstern sind über und über mit Eisstacheln bedeckt; sie gefrieren, tauen in der warmen Atemluft auf und gefrieren wieder und größer. Mit Sorge denkt Friedrich Loh an die Pferde; sie sollen noch viel aushalten, der Treck ist ja erst den ersten Tag auf der Fahrt.

Die letzte helle Tagesstunde vergeht langsam und be-

drückend. Jeder spürt zum ersten Male die Last des Marsches. Jrgendwo wird ein Bachlauf überschritten. Kleine Hütten kauern drüben zu einem winzigen Dorfe zusammen. Dann steht der Lehrer Spindler vorn bei Stammers Fuhre und ruft etwas. Man versteht es nicht, aber man blickt auf. Da zeichnen sich drüben in der beginnenden Abenddämmerung die Thürme von Rowne ab. Ganz deutlich unterscheidet man die gedrungene Gestalt der orthodoxen Kirche von den übrigen Thürmen, ein paar Schornsteine gesellen sich dazu, und zu beiden Seiten der Straße beginnt die Vorstadt mit Hütten, Häusern, Werkstätten und Menschen.

Rowne ist erreicht, das erste Ziel. Die Wirte atmen auf, als seien sie der langen Einsamkeit müde und verlangten nach Gesichtern, Worten, Leben, Geschäftigkeit. Am Stadteingang patrouilliert eine russische Wache. Friedrich Loh und der russische Kommissar an der Spitze ziehen die zweihundertundfünfzig deutschen Bauern mit ihren Fuhren in Rowne ein. In dem Augenblick, in dem die Wirte ihre Wagen besteigen und die Gänle mit schnellerem Schritt ausgreifen, scheut Friedrich Grabers Pferd, das seit gestern zu hinken angefangen hat, vor einem vorüberfahrenden Kraftwagen und stürzt. Es springt zwar gleich wieder in die Höhe, aber am vorderen rechten Knie hat es sich eine klaffende Wunde geholt, von der das Blut in dicken Tropfen auf die blankgefrorene Erde sickert. Es steht still und zittert und schlägt mit dem Kopfe um sich. Es muß starke Schmerzen haben. Wie Friedrich Loh die Fuhre anrücken läßt, zeigt es sich, daß es nur mühsam und tief hinkend zu laufen vermag. Da läßt er auch dieses Pferd ausspannen und hinten an den Wagen binden. Die Männer laden Friedrich Grabers Fuhre um und nehmen ihm ab, soviel sie sich selber noch auflasten können. In einer der nächsten Gassen verkauft Graber das Pferd um ein Spottgeld an einen Rossflächter.

Dämmerige Straßen, in denen hin und wieder eine trübe Laterne brennt und zerfurchte Schneetvehen und blank gefegte, gefrorene Erde miteinander wechseln, russische Soldaten, Militärkraftwagen, ein paar Panjewägelchen, Milizianten mit Gewehr und aufgepflanztem Bajonett, dazwischen aus Hausecken und um Straßenbiegungen huschende

Zivilisten von allerlei Schattierung, ein paar Geschäfte in spärlicher Beleuchtung und ohne Leben, das ist das Bild, das Rowne den Wirten bietet. Die die Stadt von früher kennen, fragen sich beklommen, wie sehr sie verändert ist. Die anderen sehen bald mit stumpfen Augen an ihrem schattenhaften Treiben vorbei.

Friedrich Loh hat beim Gebietsstab seine Meldung zu machen. Für diese Zeit führt Lehrer Spindler das Kommando. Er läßt den Zug ohne Aufenthalt durch Rowne rücken und in die Luzker Landstraße, querdurch am anderen Ende der Stadt, einbiegen. Die Fuhren an der Spitze erreichen die Stadtgrenze im letzten Tageslicht. Da mögen die von Jadschin, Peter Bichel und Wenzel Lang auf ihren Wagen, die von Kuraz und Ruswanka gerade die Vorstadthäuser drüben am anderen Ende von Rowne passiert haben. Sie fahren dicht aufgeschlossen durch die Straßen. Es ist in der sechsten Abendstunde. Die Dunkelheit fällt jetzt unaufhaltsam herein.

Als sie die Bahnhofslichter über den verschneiten Gleisen aufblitzen sehen, — wie ausgestorben liegen die Bahnsteige da, — erinnert sich Johann Roth, daß er den Weg der letzten Stunden in anderthalb Tagen zweimal gemacht hat, und wie anders der erste Weg war. Da packt er die Leine schärfer und schaut heimlich nach der Frau an seiner Seite.

Natalia Wunsch, die Tochter des Andreas Wunsch von Niespodschiapka, hat noch keine Eisenbahn gesehen. Mit Bewunderung betrachtet sie die Schienenstränge, die sie beim Bahnübergang überqueren. Eine Rangierlokomotive, die mächtige Dampfvolken ausstößt, wird ihr zur Offenbarung. Der Vater sagt, daß von hier die Eisenbahnen nach Deutschland und nach Rußland fahren.

Nach Rußland auch? fragt sie ein wenig ungläubig.

Nach Rußland auch, sagt der Vater.

Und wo fahren sie nach Deutschland, Vater?

Andreas Wunsch deutet in die Richtung nach Nordwest. Da sieht sie den Schienen nach Nordwest nach, so weit sie kann.

Seltfam, aus der abendlichen Stadt hinaus in die Nacht der Ebene zu fahren. Sie haben von der Stadt nicht viel

gesehen, sie lag schon im Dunkel. Und dieses Dunkel war fremd und bedrückend. Fremder waren sie in der Stadt als je. Sie schien wie ohne Leben. Nur in Winkeln oder hinter den Fensterläden scheint sie sich noch zu regen, aber dieses Leben ist unheimlich, feindselig. Nur ihre Schatten noch zeigt die Stadt dem Einkehrenden, wie sie dem Ankömmling die Schatten ihrer Türme und Häuser zeigt. So spüren die Männer, daß sie dem letzten Stück Heimat fremd geworden sind. Aber der Wind war still, und die Luft war milder im Schatten der Stadt.

Die letzten Vorstadthäuser, die sich, immer ärmer, an der Straße aufreichten, bleiben hinter ihnen zurück, verschneite Gärten noch und ein paar Schuppen. Auf der Luzker Landstraße umfängt sie wieder der eisige Atem der Weite. Man kann gerade noch die Wagenbreite des Vordergespanns erkennen. Trotzdem läßt der Lehrer Spindler weiterfahren, damit das Ende des Zuges aus der Stadt herauskommt. Erst weit draußen, fast eine Stunde Weg noch, gibt er das Kommando zum Halten. Die Wirte stellen die Wagen als Windschutz quer zum Straßenrande, strängen die Pferde ab, werfen ihnen die Decken über den Rücken und hängen ihnen den Hafersack um. Dann treten sie in den Windschatten der Fuhrn und suchen sich selber etwas Eßbares hervor. Oder sie vergraben sich wie der Michael Vinzenz von Marjanowka tief ins Wagenstroh unter die Plachte. Manchmal fährt ein Auto mit klirrenden Schneeketten vorbei, sein Scheinwerfer gleitet mit grellem Lichtkegel über die Wagen und wirft fraßenhafte, tanzende Schatten in den Schnee. Kurz vor der ersten Fuhr stoppt es ab und sucht seitlich vorbeizukommen. Die Wirte blifken hinter dem hupenden, lärmenden Ungetüm her, die Pferde werfen erschreckt die Futterfäcke herum.

Der Lehrer Spindler wickelt sich nach ein paar Bissen Brot fester in den Pelz und marschirt, während die anderen frierend von einem Bein aufs andere treten, dem Zuge voraus. Es ist die große Staatsstraße, die im alten Russenreiche Brest und Kiew verband, auf der sie jetzt fahren. Hier jagten die kaiserlichen Kuriere mit den Staatsdepeschen entlang. Die Postwagen fuhrn, und zu beiden Seiten des Weges dehnte sich Wald, endloser Wald, vom

Horynfluß, der drüben eine Meile weit fließt, in ungezählten Windungen durchquert. Dann sind die deutschen Kolonisten ins Land gewandert, haben sich im Walde niedergelassen und haben die uralten Bäume gefällt, die Buchen, die Eichen und den Ahorn, unter deren gewaltigen Kronen die Erde den Schlaf vieler Jahrhunderte schlief. Sie haben Breschen in die Riesenwälder gelegt und ihre Häuser bis in den Norden hinauf gebaut, wo am Rande unübersehbarer Sümpfe nur noch die Erle und Schilf und Moorgras gedeiht. Von Kowel bis Luzk und von Luzk bis Kostopol reichen die breiten, fruchtbar gewordenen Gürtel der deutschen Dörfer, aus der Dürre des Sandes und dem Schlamm der Sümpfe wuchsen sie auf und blühten. Jetzt überquert nur an wenigen Stellen noch ein Rest des alten, sagenalten Waldes die Staatsstraße, deren Lauf sich seit einem Menschenalter die Eisenbahn beigefellte. Kuriere und Postwagen fahren nicht mehr auf ihr entlang. Aber in diesen Monaten hat sie andere Seltsamkeiten genug erlebt: Soldaten über Soldaten, zu Fuß und auf Motoren, flüchtende und vortrommelnde, polnische und russische, und nun die Bauernheere der deutschen Wolhynier auf friedlicher Fahrt. Schicksale der Straße, Schicksale des Landes...

Der Winter hat die Staatsstraße nicht gespart. Spatenhoch ist sie eingeschneit, dazu unregelmäßig, daß der eine Fuß in eine tiefe Schneewelle und der andere Fuß auf blankes Eis tritt. Am windseitigen Rande türmen sich die Wehen bis zu Kniehöhe. Hier ist kein Fahren möglich, nur mit den Schlittenschuhen kommt man voran, langsam, mühselig, mit Wind und Boden kämpfend. So liegt die Straße meilenweit offen, kein schützender Wald, kaum Gestrüpp deckt sie gegen den eisigen Zugriff. Bis Kiewan streckt sie sich durch flaches Gelände. Bis Michalowka, das ist der halbe Weg, muß heute abend noch der Treck geführt werden.

Der Lehrer Spindler kehrt um; er will zu den Fuhrern zurück, die auf Friedrich Loh warten. Es scheint ihm, als wachse die Kälte und der eisige Schneewind. Er denkt an die erschöpften Tiere, an die müden Wirte, die schweren Wagen und an die beiden Pferde, die schon gestürzt sind. Aber er weiß, es darf kein Halten geben, sie dürfen der Nacht und dem Wetter nicht nachgeben. Sie müssen einfach vor-

wärts. Und er weiß auch, daß die Männer lieber den letzten Funken Kraft vertun, als nur eine Sekunde zu zögern. Nur die Pferde . . .

Nahe vor sich hört er ein Wiehern, da steht er schon neben Rudolf Stammers Gespann. Friedrich Loh ist wieder da. Die Last bricht ab. Die Pferde haben gut gefressen, die Wirte haben nachfüllen müssen. Es ist gut so, die Tiere haben es verdient. Sollen sie wenigstens fressen, soviel sie können. Mühsam ist es, sie wieder anzusträngen und die Wagen in die Reihe zu bringen. Der Wind schlägt ihnen hart ins Gesicht, sie fahren mitten in ihn hinein. Jeder fünfte hat die Öllampe angezündet und an die Leiter angehängt; sie ist gegen die eisige Kälte, die von vorn kommt, spärlich mit einem Strohwisch abgedeckt. So zeigt sie wenigstens denen, die dahinter fahren, die Richtung. Alle anderen müssen ihre Laternen ins Stroh und in die Decken verstecken, damit sie noch brauchbar sind, wenn die ersten versagen. Den Michael Vinzenz haben sie erst suchen und rufen müssen, bis sie ihn unter seiner Plachte im Stroh gefunden und wachgerüttelt haben. Ist doch der Kerl wahrhaftig eingeschlafen, — in dieser Kälte. Loh wird richtig böse. Michael Vinzenz ärgert sich mächtig; er wollte gar nicht schlafen, nur die Füße waren müde und haben weh getan. Dann hat es ihn doch übermannt.

Zweihundertundfünfzig Wagenschlitten mit Pferden, Männern und Frauen ziehen durch die Nacht. Es ist kaum ein Marschieren zu nennen, es ist ein Lasten, ein Kriechen, ein Dahinschleichen. Als erster geht Rudolf Stammer, er hat das Pferd am Halfter und führt es vorsichtig vorwärts, jeden Schritt erst mit dem Fuße vorführend. Man kann mit jedem Meter von der Straße abgleiten und über die Böschung stürzen. Dann folgen wieder die anderen alle, zweihundertundfünfzig Fuhren, und neben jeder der Wirt, spähend und suchend. So schieben sie sich vorwärts.

Der Wind ist zum Sturm angeschwollen, das Thermometer zeigt gewiß seine dreißig Grad unter Null an. Wenn Loh und Lehrer Spindler, die dem ersten Wagen drei Schritte vorangehen, sich etwas sagen wollen, müssen sie schon schreien, aber der Sturm zerschlägt auch dann noch ihre Worte zu Fetzen. Er pfeift aus der Luft, von allen

Seiten, er rollt heran, schlägt Menschen und Tieren wie mit Peitschenhieben ins Gesicht, hart den Atem stehend; er zerrt an den Plachten, jagt ins Stroh der Wagen, schlägt die Pelze zwischen die Stiefel, daß die Männer keinen Schritt tun können oder stolpern und in den Schnee stürzen. Lastend stehen sie wieder auf und fassen von neuem die Halfter. Sie müssen von Glück reden, wenn sie dabei kein Pferdehuf getroffen hat.

Da, — Rufe von hinten: Halten! — Spitze — halten!

Wie lange dauert es, bis der Ruf nach vorn zu Loh kommt! Man hört ihn zuerst wie ein Lärmen aus der Luft, ganz weit zurück. Aber man achtet nicht darauf, es sind so viele Stimmen in diesem Wetter losgelassen. Dann unterscheiden sie Menschentworte, einer gibt dem anderen das Zeichen vor, und schließlich ist der Ruf da.

Dem Engel von Horodyschtsche hat es die Fuhre umgeworfen.

Sie bleiben stehen, sie wollen helfen. Aber die so weit vorn fahren, können nichts tun als warten und in den Sturm hineinhorchen, was da hinten geschieht. Sie können ja von den eigenen Pferden keinen Schritt fort. So stehen sie und warten, halb ertaubt und fast erfroren, was weiter werden wird. Nur Loh kann nach hinten gehen.

Der Engel ist zu weit an den linken Straßenrand geraten. Da hat eine Böe in den Wagen gegriffen, hat ihn über das blanke Eis gedrückt, und er ist über die Böschung in den Schnee abgesetzt. Der Mann sprang noch in der letzten Sekunde dazu, um ihn zurückzudrücken, es war vergeblich; er wurde über die Böschung geprellt und kann von unbegreiflichem Glück reden, daß er nicht unter den Wagen fiel, sondern ein Stück weiter rutschte. Wer weiß, was sonst geschehen wäre? Zum Glück hat der Sturz die Pferde nicht mitgerissen, sie stehen zitternd und leise schnaubend hart am Straßenrand und werden nur vom Halfter gegenwärtigt, weil die Deichsel zwischen ihren Köpfen in die Höhe schoß.

Die Wirte packen schweigend zu. Sie stellen den Engel wieder auf die Beine, dem es noch immer die Sprache verschlagen hat. Dann laden sie den Wagen ab, heben ihn auf die Straße, beladen ihn neu und spannen die Plachte

fest. Sie hat zwei klaffende Risse davongetragen. Das ist zum Glück der ganze Schaden. Keine Achse, kein Rad, keine Deichsel ist zerbrochen, nicht einmal die Schneekufen haben sich gelöst. Das ging noch einmal glimpflich ab, Engel!

Weiter, — weiter. Nicht mehr stehen müssen in diesem Wetter! Der Zug ist durch diesen Zwischenfall zerrissen. Die vorderen Wagen sind eine weite Strecke voraus, ehe sie wußten, was hinter ihnen geschehen war. Die hinteren Wagen haben sich gestaut. Weiter, — weiter. Loh schwenkt die Laterne: Aufrücken, weiterfahren! Rufe rückwärts und voraus. Da erlischt ihm die Laterne in der Hand.

Bleischwer verrinnt die nächste und die übernächste Stunde. Was sind hier überhaupt noch Stunden? Sie zählen sie nicht, sie haben kein Gefühl mehr für die Zeit. Minuten versickern wie Ewigkeiten. Sie meinen, schon eine Unendlichkeit durch die aufgepeitschte Nacht zu fahren. Ein Chaos, in dem sie versinken, ist über sie alle hereingebrochen.

Das ist kein Fahren mehr, kein Marschieren. Das ist ein Hinfeschleichen wie die Schnecken. Die Stiefel, in denen sie die abgestorbenen Füße nicht mehr spüren, schlürfen über Eis und Schnee. Eng an den Pferdehals gepreßt, horchen sie, wie der Sturm um die Wagen peitscht, merken wie er sich an den Pferdeleibern verfängt und sie über die Böschung drücken will. Die Pferde keuchen, sie keuchen mit und drängen die Gäule wieder in den Sturm hinein. Und dabei fällt ihnen die eisige Kälte wie eine Faust in den Nacken und gleitet den Rücken abwärts. Was helfen da Pelze, was hilft da die Buck, die sie vorsorglich über die Pelze geknüpft haben, der enge, wollene Mantel, der die Wärme des Pelzes festhalten soll?

Sie haben in ihrem Leben schon viel erlebt, sie sind Eis und Frost ebenso gewohnt wie glühende Hitze. Aber dies haben sie noch nicht erlebt. Nun sind sie fünfzehn, sechzehn Stunden auf der Fahrt und haben nur zweimal kurze Rast auf offener Straße gehalten. Und jetzt schickt ihnen Gott diesen Sturm. Sollen sie alle am Wege elend erfrieren, am Wege nach Deutschland? Werden sie es doch noch durchhalten? Werden es die Pferde schaffen? Sie zweifeln in dieser Stunde und wollen kleinmütig werden. Aber es gibt ja

keinen anderen Ausweg, als weiter zu marschieren, als Zoll um Zoll der Landstraße vorwärts zu kriechen.

Wo liegt Michalowka?

Schon lange spähen die Augen des deutschen Kommissars fiebernd und erregt durch die Finsternis. Muß nicht die Einmündung des Michalowker Kolonieweges in die Staatsstraße bald zu erkennen sein? Michalowka liegt eine halbe Meile von der Straße ab, nur der Kolonieweg weist in die deutsche Siedlung hinüber, die heute ihr Tagesziel und Nachtquartier werden soll. Seit Stunden sind sie von Romne unterwegs, und nichts ist von Michalowka zu entdecken. Sind sie gar von der Straße abgekommen und irren auf einem falschen Wege durch die wolhynische Einsamkeit. Aber Kompaß und Karte stimmen. Auf solcher Irrfahrt können einem die unsinnigsten Zweifel durch den Kopf schießen und das Herz lähmen, wenn man die Verantwortung für zweihundertundfünfzig trägt. Er überschlägt die Strecke, die sie zuletzt zurückgelegt haben können; es können nicht mehr als zwei Kilometer in der Stunde gewesen sein. Michalowka muß noch vor ihnen, nahe vor ihnen sein.

Michalowka ist nahe.

Aber noch sieht es keiner. Noch ist keiner da. Sie schwanken, sie taumeln weiter durch die Nachtkälte. Friedrich Loh schätzt jetzt: fünfunddreißig Grad unter Null. Es ist bald Mitternacht.

Da wirft sich ihnen ein neues Hindernis in den Weg. Die Schneewehen, die quer über die Straße verlaufen, sind bei diesem Sturme zu Bergen angewachsen. Sie fallen den erschöpften Pferden immer schwerer; bis zur Brust waten die Tiere hindurch, ziehen und zerran den Schlitten nach sich und haben es auch wirklich geschafft. Aber jetzt bleibt Rudolf Stammers Fuhr in der Berwehung stecken. Kein Zuruf hilft mehr, keine Peitsche. Die Wirte von den nächsten Wagen müssen heran, sie bringen die Schaufeln mit und schaufeln verbissen und zähe Stammers Pferde und den Wagen frei. Loh und der Lehrer Spindler führen die Gäule, der Stammer schwingt Leine und Peitsche. Ein Schieben, alle Hände packen in die Leitern, — ein Ruck! Ho! Der Wagen ist wieder flott. Langsam gleiten die Hinterfüßen

durch die Schneewelle, während die Vorderkufen schon über blankgefegtes Eis schurren.

Es ist noch lange nicht das leztmal in dieser Nacht, daß sie die Straße freischaufeln müssen, um hindurchzukommen. Alle vierzig bis fünfzig Meter ist vor ihnen ein Schneewall vom Sturm zusammengewühlt. Sie müssen schaufeln, daß sie zusammenzubrechen glauben; sie dürfen sich keine Ruhe gönnen, sonst brechen ihnen die Knie ein. Nur schaufeln und marschieren, schaufeln und marschieren. An den Führen in der Reihe lehnen sie sich in der Pause, in der vorn der Schnee aus dem Wege geräumt wird, an die Pferde, an die Leitern, wo sie grade stehen und die Augen fallen ihnen zu, ehe man bis drei zählt. Wenn die Wagen wieder anrücken, — die Pferde setzen sich mechanisch in Bewegung, sobald die voranfahrende Führe anzieht — dann werden sie mitgerissen, schrecken auf und wissen kaum, was geschieht.

Wo liegt Michalowka?

Ist es immer noch nicht zu sehen? Führen noch immer keine Wagenspuren von der Straße seitab in den Kolonieweg? Nein, noch immer ist von Michalowka keine Spur zu entdecken.

Der Sturm hat angefangen, Schneestöcke mitzubringen. Er klatscht sie den Männern ins Gesicht, verklebt ihnen die Augen, macht die Pferde scheu, die vor Ermattung kaum noch laufen können und immer häufiger stolpern. Jäh greift der Sturm auf dem Wagen von Ferdinand Seidels Witwe unter die Plachte, reißt sie mit einem Ruck hoch empor, zerrt noch ein paarmal daran und fegt sie über die Straße, daß sie weit hinterher schleift und sich noch zweimal, dreimal wie eine Fahne bauscht. Die Pferde des Peter Bichel, denen sie plötzlich vor die Füße schlägt, bäumen sich auf und reißen die Führe quer über die Böschung. Wie ein Wunder langen sie ohne Schaden im weichen Schnee an, der Wirt steht allein mitten auf der Straße, ohne Pferde, ohne Führe, aber er ist heil.

Wieder Halt! Wie weit ist der Treck nun schon auseinander! Sie haben in der Dunkelheit längst den Zusammenhang verloren. Voran ziehen zwanzig Wagen hinter Rudolf Stammer her. Die von Horodyschtsche und aus der

langen Reihe liegen viele hundert Meter zurück. Kleine Gruppen folgen zu fünf oder zehn. Und nun bleiben die von Jadschin weit hinten und helfen dem Verunglückten.

An dem Wagen ist nichts mehr zu retten. Deichsel und Vorderachse sind gebrochen, das linke Vorderrad ist abgeplittert und irgendwohin weit in den Schnee gerollt. Der Wagen muß aufgegeben werden. Die Wirte laden die Fuhrer um und nehmen auf, was sie nur können. Peter Bichel spannt die Pferde aus und führt sie auf die Straße zurück. Jetzt kommt er, der große Jadschiner Wirt, ohne Wagen und mit wenig Gerettetem, ein armer Mann, im Reiche an. Ist das noch Peter Bichel? werden die Leute fragen. Er nimmt die Pferde, eins rechts, ein links und trottet den Fuhrern nach. Er kann es noch nicht begreifen.

O diese Satansnacht! Sie nimmt kein Ende. Wie lange, wie lange sind sie in dieser Nacht schon unterwegs. Das Schneetreiben ist dichter geworden. Die Männer geben für ihr Leben keinen Groschen mehr hin; die Frauen fangen an, halb von Sinnen zu sein. Diese Nacht nimmt den Menschen die gesunden Glieder, nimmt ihnen Hab und Gut läßt sie am Wege umkommen.

Michalowka! Michalowka!

Friedrich Loh entdeckt an der Straße eine Reihe Holzstöße, Knüppelholz, lang und derb. Es mag einmal zur Befestigung der Böschung oder, wer weiß wozu, bestimmt gewesen sein. Drei, sechs, zehn, — zwanzig Holzhaufen. Er läßt halten. Langsam, in großen Abständen rücken die Fuhrer auf.

Die Holzstöße werden auseinandergerissen, Stroh wird von den Wagen geholt, gutes, trockenes Stroh, darüber werden die Holzklößen geschichtet, und endlich gelingt es, Feuer unter Stroh und Holz zu bringen. Im Sturm tauscht das brennende Stroh heulend auf, ergreift das Holz und frißt sich fast wie im Spiel beißend und schmelzend hinein. Die Straße entlang brennen die Holzfeuer. Die Männer fahren die Wagen als Windschutz gegen Nordost auf, spannen die Pferde aus und führen sie zu den Feuern, die Wärme und rote Blut ausstrahlen. Dann treten sie selbst dicht an die Flammen, strecken die erfrorenen Hände und Füße hin und rücken eng zusammen.

Es ist seltsam anzusehen, wie sie sich da ums Feuer drängen, die Bäute vereist, die Gesichter rot, — ist es vom Frost? Ist es von dem Widerscheine der Glut? Manche haben eine Kiste oder einen Sack von der Fuhre gehoben, zur Feuerstätte geschleppt und sitzen darauf. So ist es den todmatten Gliedern bequemer. Wo Frauen und die ganz Jungen dabei sind, läßt man sie zuerst sitzen. Wo die Pferde nicht genug Platz in der Wärme finden, treten die Wirte selber zurück, und schieben die Pferde näher. Das Pferd ist wichtiger als der Mensch. Aber allmählich, wie die ersten Holzflöben durchgeglüht sind, müssen sie alle ein Stück weiterrücken. Die Hitze wird stark. Dabei wird auch der Kreis größer, und alle finden einen Platz.

Es wird kaum geredet ringsum. Nur ab und zu bringt einer neue Knüppel herbei und schiebt sie in die Glut, sie knallt und knackt in dem ausgedörrten Holz, das schon, wer weiß wie lange, hier gelegen hat. Der Sturm fegt die Funken hoch in die Nacht hinaus, einen Sprühregen von Funken, der wie ein Meteor durch die Nacht zuckt.

Sie hocken auf den Säcken und auf den Strohbindeln unter den Pferden, haben die Arme um die Knie geschlagen und den Kopf darauf gelegt. Sie sind der Wärme entwöhnt, sind durchgefroren bis ins Mark, haben Frostbeulen bekommen, an den Füßen, an den Fingern, im Gesicht, die zu schmerzen beginnen. Die Wärme macht schläfrig, — ach, am liebsten legten sie sich hier auf die Erde nieder und schliefen trotz Sturm, trotz Schnee und Landstraße. Schlafen, — schlafen und nicht mehr die wunden Füße spüren zu müssen, nicht mehr die verkrusteten, geschwollenen, entzündeten Augen wachhalten zu müssen, nicht mehr auf den Weg, auf die Pferde, die Fuhre achten zu müssen. Aber die Pferde dürfen sie ja nicht im Stich lassen. Die Pferde haben ihnen auf diesem Höllentweg treu beigestanden, haben keinen Schritt versagt. Da dürfen sie die Treue doch nicht mit Undank vergelten. Sie müssen die Pferde in guter Pflege ins Reich hinüberbringen.

Ins Reich . . . Wenn sie jetzt an das Reich denken, ist es ihnen so fern gerückt, ist es so unwirklich geworden, so anders, als sie noch beim Aufbruch daran dachten. Sie sind ihm um eine gute Tagereise näher gekommen, — nicht nur

um eine Tagereise. Sie sind ihm um ihre erfrorenen Glieder, ihre schmerzenden Sehnen, um ihre todmüden Augen, um die unsäglich Beschwerte dieses Tages näher gekommen. Sie haben begonnen, das Glück der Heimkehr, das sie zu Hause wie ein Rausch erfaßte, mit barer, teurer Münze abzuzahlen, mit ihrer Gesundheit und, wer weiß, vielleicht noch mit dem Tode. Das Reich, — ach, laßt uns jetzt nicht davon sprechen. Laßt uns nur davon träumen! Das Reich ist weit. Wer weiß denn, daß er heimkommt?

Aber Friedrich Loh duldet keinen Schlaf. Ferdinand Kraft, Anton Barth, Rudolf Stammer und einige andere gehen von Feuer zu Feuer und packen die Träumer an den Schultern: Nicht einschlafen! Schlafen ist der Tod!

Die Schläfer fahren auf, nickten schwer mit dem Kopfe und versuchen, die Augen offen zu halten. Schlafen ist gefährlich in solch einer Nacht. Aber wer kann denn noch wach sein? Ferdinand Seidels Wittve stößt einen gellenden Schrei aus, als die Männer sie wachrütteln und schlägt verstört um sich. Die Leute im Kreise sehen sich erschrocken an, auch die Pferde sind erschreckt und schnauben unruhig. Andere fallen im Stehen um und bleiben liegen. Auch aus den Wagen müssen die Schläfer vertrieben werden, wo sie sich zwischen Stroh und Säcken ein Lager gemacht haben. Es hilft nichts. Nicht schlafen, — es darf keiner schlafen, sonst wacht er nie wieder auf!

Aber verbiete dem Untergehenden, zu ertrinken! Die Wachen müssen unaufhörlich umhergehen, rufen, warnen und die Leute aus dem Einschlafen reißen: Nicht schlafen! Um Gottes willen, — jetzt nicht schlafen!

Friedrich Loh und der Lehrer Spindler sehen noch einmal nach Karte, Kompaß und Uhr. Loh zeigt auf einen Punkt der Karte: hier muß der Treck jetzt stehen, dort liegt Michalowka. Sie machen die Richtung in der Nacht aus und gehen auf den Weg, Michalowka zu suchen. Dort drüben müssen sie es finden. Dann lassen sie Führen und Feuer hinter sich und treten in das Dunkel, in den Sturm hinaus. Es geht querfeldein. Gleich unterhalb der Böschung versinken sie bis zum Knie im Schnee.

Der Lichtschein der Holzfeuer bleibt zurück. Sie können ihn bald nur noch wie eine helle, dunstige Kuppel im

Schneetreiben sehen. Dann trennen sich die beiden Männer. Spindler geht in südöstlicher Richtung weiter, Loh schlägt sich mehr nach Südwesten.

Michalowka! Michalowka!

Zwei Männer suchen Michalowka. Hinter ihnen auf der Straße warten zweihundertundfünfzig über alle Begriffe erschöpfte Menschen mit Pferden und Wagen, und die beiden Männer laufen in tiefer Nacht querfeldein durch den wolhynischen Winter, eine Kolonie zu suchen. Es ist ein verzweifeltes Unternehmen. Sie müssen bei jedem Schritt das letzte Fünkchen Kraft und Wachsein zusammenreißen, den nächsten zu tun. Jeder Schritt schmerzt in den Knöcheln und in den Knien, als schnitten scharfe Messer die Sehnen entzwei. Dabei müssen sie die Augen aufreißen, um durch Sturm und Schneewirbel nach den Schatten der Kolonie auszuspähen. Wenn sie hier auf dem Felde zusammensinken, dann gibt es keine Rettung, dann sind sie verloren, sie und wahrscheinlich auch die zweihundertundfünfzig auf der Straße. Man würde sie hier auch nicht mehr finden, heute nicht und morgen nicht, denn der Schnee, der in feinen Staubwolken über die Erde fegt, vertveht die Spuren im Augenblick.

Eine halbe Meile weit liegt nach der Karte Michalowka. Aber fast für jedes Anheben und Aufsetzen der Beine brauchen sie Minuten. Der Stiefel steckt im Grundschnee fest, ihn anzuziehen bringt einen stechenden Schmerz, ihn niederzusetzen keinen geringeren. Jede Drehung des Fußes wird zur Folter. Wie lang ist denn eine halbe Meile!

Gehen sie denn auch richtig? Wer sagt ihnen denn, daß dort irgendwo vor ihnen die Häuser von Michalowka liegen? Dürfen sie denn ihrem Orientierungssinn noch trauen? Kann nicht ihre ganze Berechnung und Vermutung ein Irrtum sein, der sie und die anderen das Leben kostet?

Ach was! Vorwärts, — nicht zweifeln!

Der Lehrer Spindler ist eine halbe Stunde mühsam marschiert, ist Schritt vor Schritt in den Schnee gesunken. Weiter!

Zweihundertundfünfzig Menschen warten. Michalowka!

Nur eine Minute ausruhen, eine Minute verschlafen. Dann wird es besser werden. Er kann nicht mehr. Das

Herz schlägt rasend, es will den Brustkasten zersprengen. Die Knie sind auf einmal wie gelähmt.

Über eine Minute ruhen heißt den sicheren Tod. In dieser Minute werden die Beine brettfest, die Knie werden wie Klöcher. Weiter!

Die Nerven gehen ihm durch. Vor seinen Augen ziehen rote Kreise, wie Feuer, wie Blut. Er schluchzt und weiß es nicht. Er spricht wie irre und weiß es nicht. Vor ihm ist die Beresa Kartuska. Er hört die gemeine Diskantstimme des Korporals, der ihn, ihn, den Heinrich Spindler, vor allen gehaßt hat. Ihn vor allen den Tausenden Deutscher, die die Polen im September 1939 in diesem Zuchthaus zusammengepfercht haben. Er steht wieder wie am 5. September mit dem großen Gefangenentransport, der gerade angekommen ist, vor den Toren der Beresa. Der polnische Korporal tritt aus dem Hofe:

Es ist alles vorbereitet.

Ein Kommando an die Häftlinge:

Laufschritt!

Laufschritt mit Koffern, Kartons und Bündeln, Laufschritt für Junge und Alte, Zwanzigjährige und Siebzugjährige, Laufschritt nach tagelangen Marschen und Bahnfahrten im Viehwagen, wo man kaum stehen, geschweige denn sitzen oder liegen konnte, nach Marschen und Bahnfahrten, auf denen sie in der heißen Septemersonne zusammengebrochen sind. Auf dem Marsch hat man die, die erschöpft hinstürzten, mit dem Gewehrkolben und dem Fangschuß liquidiert; die auf der Eisenbahn zugrundegingen, hat man auf den Bahndamm geworfen.

Laufschritt!

Dem Mann, der durch die graue, nächtliche Schneewüste irrt, klingt der Befehl gellend im Ohr. Er schnellt zusammen und heßt, so rasch ihn die Füß tragen. Da sieht er sich wieder mit den anderen durch das Tor der Beresa laufen, er ist noch jung, die Strapazen unterwegs haben ihm nicht viel anhaben können. Vor ihnen johlt ein wilder Pöbel, Soldaten, Polizisten, Häftlinge. Sie lassen sie im Spalier einlaufen. Dann saust plötzlich ein Hagel von Gewehrkolben, Gummiknüppeln, Eisenstangen und Zaunlatten auf sie herab, sie stürzen zu Boden, können kaum wieder auf,

viele bleiben liegen. Die Gefallenen werden von dem brüllenden Haufen über Beine, Leib und Kopf mit Schlägen bearbeitet; es ist, als sei eine wahnwitzige, tierische Bier in den Polen erwacht, sie müssen schlagen, Blut sehen, sich am Blut berauschen. Die aus dem Hagel der Hiebe flüchten können, flüchten in entsetzter Angst das Spalier entlang, lassen Bündel und Koffer liegen, — nur aus der Nähe dieser entmenschten Horde.

Halb irrsinnig vor Schmerz stehen sie in einer Ecke des Gefängnishofes. Da werden die Koffer und Kartons zu einem großen Haufen aufgeschichtet. Rings stellen sich Polizisten mit Gummiknüppeln und Gewehren auf, jeder muß heran, seine Sachen abholen. Bis er sie gefunden und gepackt hat, trommeln Kolben und Knüppel auf Kopf und Rücken nieder. Das war der Empfang in der Bereska.

Dem Geheßten ist, als spaltete sich noch einmal seine Stirn, die bis dahin glatt und unverfehrt war. Die verkrüppelten Finger der Linken fangen noch einmal an zu brennen, zu schwären und als blutiger Klumpen von der Hand herabzuhängen.

Hält er noch die Richtung ein oder ist er abgeirrt, längst abgeirrt zur Seite? Südost, — südost! Er ist in der großen Weite der östlichen Welt geboren, ist oft schon nachts durch Wildnis und unbekanntes Feld gelaufen. Sein Spürsinn ist auch im Unterbewußtsein wach. Aber wer kann hier noch seinen Sinnen trauen? Vorhin fiel ihn der Sturm von der linken Seite an, jetzt hat er ihn im Rücken. Hat sich der Sturm gedreht? Er muß weiter links halten, links muß Südost liegen.

Er hört das heifere Sturmlied und hört die atemlose Stille, wenn es eine Sekunde aussetzt, um verstärkt wieder zu beginnen. Dann ist es, als warte die Ebene darauf, von neuem mit den Schwaden und Stößen des Sturmes gepeitscht zu werden. Wie damals sie selber, als sie im Hofe angetreten waren, als vor ihnen und hinter ihnen die Posten liefen. Sie sahen nicht zur Seite. Sie hörten nur rechts und links die Gummiknüppel klatschend niedersausen, von vorn, von hinten. In den Beinen, die willenlos sich immer wieder aus dem Schnee herausarbeiten und in den Schnee versinken, ohne Empfinden mehr, Maschinen, die in jedem

Augenblick brechen und bersten werden, — in den Beinen spürt er die apathische Schwäche, die ihn nach dem stundenlangen, wahnwitzigen Exerzieren in der Beresa überfiel.

Auf, — nieder! — Auf, — nieder! in rasendem Tempo, ohne Pause. Tagelang. Bierzehn Tage lang.

Der Gefängnishof war durch Plankenzaun in eine Anzahl kleinerer Gebierte aufgeteilt, in denen exerziert wurde. Man konnte aus dem einen Gebiert nicht ins andere sehen, man hörte nur die schrillen Kommandos, das Klatschen der Gummiknüppel, Schreie und hin und wieder einen Fall. Von sechs Uhr morgens bis ein Uhr mittags, von zwei Uhr bis acht Uhr abends standen sie täglich hier und machten die Übungen, die ein quälerisches Satanshirn erdacht hatte, hinfallen, aufstehen, blüßschnell hintereinander, in ununterbrochener Wiederholung. Sie mußten einzeln vortreten und niederknien:

Küß unsere heilige polnische Erde, deutsches Schwein!
Küß die Erde, die du verraten hast!

Friß den Staub von unserer polnischen Erde!

Und jedesmal zuckten die Gummiknüppel und schlugen wahllos zu. Da standen junge Burschen und alte Männer, Weißhaarige und Gebrechliche, Bauern und Studierende, Kaufleute, Arbeiter, Handwerker. Da standen sie zu tausenden, das ganze, gequälte deutsche Volk in Polen stand da, das nicht gemordet worden war und das nicht hatte flüchten können. Zerrissen, blutübertonnen, verdreht, so standen die Männer, die um ihr Deutschsein litten, was wohl noch kein Deutscher gelitten hat. Wer fiel und bewußtlos wurde, den trug man vom Platz und begoß ihn mit Kübeln dreißigen Wassers oder mit Jauche, bis er wieder zur Besinnung kam. Dann begann es von neuem: Hinlegen, — aufstehen! — Hinlegen, — aufstehen!

Ach, — Wasser! Der Lehrer Spindler spürt auf einmal den gleichen brennenden Durst im Gaumen wie damals, als abends nach einem glühenden Tage für die achtzig Mann in der kleinen, schmußstarrenden Zelle ein Eimer Wasser hereingereicht wurde, ein einziger Eimer für achtzig Mann. Auf jeden kam ein halber Becher. Für die Wunden, für den Schmuß gab es kein Wasser.

Sie hatten in der Zelle einen, den hatten die Soldaten

über eine Bank gelegt, Schuhe und Strümpfe heruntergerissen und die nackten Fußsohlen furchtbar mit den Gummiknäppeln zugerichtet. Die Haut war überall geplatzt, die Fußknochen wahrscheinlich gebrochen. Der lag in der Ecke und stöhnte seit drei Tagen; er litt entsetzliche Schmerzen. Die Wunden eiteren und waren verschmutzt. Da haben sie dann umschichtig jeweils die Hälfte abends auf ihren halben Becher Wasser verzichtet, damit der Zer Schlagene die Füße kühlen und waschen könnte. Dann wurde der Kranke eines Tages fortgeschafft.

Ja, Durst. Was für Durst haben sie in der Hölle Beresa gelitten. Sie haben Blasen am Munde bekommen, Mund und Augen sind ihnen geschwollen, die Blasen brachen auf, Geschwüre und Geschwülste haben sich in der Mundhöhle angeesetzt. Solchen Durst . . .

Als in der Nacht zum 17. September die polnische Besatzung das Gefängnis in aller Stille räumte, haben sie noch lange gesehen und auf die tägliche Qual gewartet. Da gellt ein markerschütternder Schrei durch das große Haus:

Wir sind frei!

Die Gefangenen glauben es nicht. Es ist wohl ein neuer, infamer Trick. Sie drängen sich an die Zellentür. Draußen laufen schon Mitgefangene durch die Flure.

Frei — — —

Von draußen hilft man ihnen die Tür erbrechen. Da strömen die dreitausendfünfhundert, unter ihnen zweitausend Deutsche, der Rest Ukrainer, ins Freie, ins Licht, stehen wie geblendet und können es nicht glauben. Kein Pole ist mehr da. Sie sind frei. Und was die Foltern und die Schläge nicht zuwege brachten, das vermag die Freiheit: es geschieht, daß noch manchen in diesem Augenblick die Kraft verläßt, und er auf dem Gefängnishof taumelt und zusammenbricht.

Da ist der Lehrer Spindler, von Durst besessen, und mit ihm viele andere, zu der ersten Regentonnen gestürzt. Auf ihrem Spiegel schwamm Schmutz und welkes Laub und mitten darin ein toter Vogel. Sie haben es nicht beachtet, sie haben nur das Wasser gesehen und getrunken, getrunken wie Verschmachtete trinken.

So wie damals würgt den Lehrer Spindler jetzt ein jäher Durst. Er greift eine Handvoll Schnee und führt sie zum Munde, es kühlt wohl, aber es labt nicht. Auf den aufgesprungenen Lippen brennt der Schnee sogar wie Feuer.

Der Sturm schlägt ihn wie Gewehrkolben ins Genick. Er taumelt vorwärts, es ist kein Gehen mehr, auch kein Kriechen. Es ist ein Krampf.

Dort, — seht doch dort! Narrt ihn ein Teufel? Ist das nicht ein Lichtschein vor ihm? Sind das nicht Häuser vor ihm?

Michalowka!

Er schreit es, er weint vor Freude.

Michalowka!

Er hat es geschafft. Sie sind gerettet. Alle . . .

Der Lehrer Spindler steht und schreit und stolpert vorwärts auf den Lichtschein zu. Sein Schrei wird vom Sturm verschluckt. Weiter, — weiter! Dort ist das Licht, da werden Menschen sein, Häuser, Wärme, ein Lager. Das Licht wird größer, Michalowka!

Plötzlich sind viele Lichter dort vorn. Oder halten ihn die aufgepeitschten Nerven zum Narren? Er versucht zu zählen: eins, — zwei, — drei. Jetzt verschwimmen sie wieder zu einem einzigen Schein. Sie trennen sich noch einmal: eins, — zwei, — drei, — vier, — noch mehr. Er schreit jetzt ohne Unterlaß und stürzt vorwärts, fällt hin, rafft sich auf, läuft weiter.

Jetzt ist er schon nahe bei ihnen.

Da erkennt er, es sind die Holzfeuer des Trecks auf der Landstraße, es sind die eigenen Leute . . .

Er ist im Kreise geirrt, stundenlang. Von der Spitze der Wagen ist er abmarschirt, am Ende der Wagen kehrt er zurück.

Bevor ihn das Bewußtsein verläßt, kann er noch denken: Menschen, — ganz gleich. — Wenigstens Menschen.

Die Männer um die Feuerstellen haben inzwischen Schneewasser in die Glut gestellt und Lee gekocht. Der Weiß von Horodyschtsche würgt ihn mit einem starken Schuß Schnaps. Heiß und brennend rinnt ihnen das Ge-

tränk durch den Leib. Dann hockten sie sich wieder zur Glut hin und warten. Das Warten wird ohne Ende. Es ist schwer und bleiern über ihnen. Sie liegen zwischen den Pferden und horchen, den Kopf in die Hände gestützt, im Halbschlaf, in die Nacht. Manchmal regt sich einer, steht schweren Schrittes auf und stapft zum Feuer oder eines der abgetriebenen, frierenden Pferde tritt in den Strängen.

Zwei sind ausgezogen, Michalowka zu suchen. Wenn Loh und der Lehrer Spindler nun nicht zurückkehren? Das ist der einzige Gedanke, den sie in dieser Nacht noch denken können. Aber sie vermögen ihn nicht zu Ende zu denken.

War das ein Schrei? Hat nicht einer gerufen? Draußen über dem Feld?

Aber nur ein Windschauer jagt um die Wagen und stiebt die Schneewächsen auseinander, die sich um die Rufen gesammelt haben. Sie stäuben wie eine Wolke über die Feuer. Ferdinand Kraft, der Weiß, Anton Barth streifen unablässig die Karawane entlang; bald rütteln sie hier einen Schläfer aus seiner traumlosen Ermattung, bald reiben sie dort einem anderen Hände und Gesicht, die zu erfrieren drohen, mit Schnee ein. Will es denn kein Ende nehmen mit diesem marternden, erschöpfenden Warten?

Die Feuerstellen sind zu schwelenden, unruhigen Gluthaufen zusammengesunken, in denen die letzten schweren Scheite krachen. Kaum können die Wachen noch die Einschlafenden munter halten. Viele haben sich am Feuer wie Igel zusammengerollt, und wenn die Wachen kommen, sie anpacken und wecken, fallen sie schwer auf die andere Seite und rühren sich nicht mehr. Der Schlaf übermannt langsam alle, dieser furchtbare Freund des Todes.

Dann dringt der Lärm von den letzten Wagen herüber. Sie bringen den Lehrer Spindler, der kaum noch auf den Füßen stehen kann. Mit abweisenden Blicken, keines Wortes mächtig, hockt er in ihrer Mitte und schlürft den Lee, den sie ihm hinreichen. Niemand braucht zu fragen, jeder weiß es: der Lehrer hat Michalowka nicht gefunden. Es ist ein Glücksfall, daß er draußen nicht umgefallen und erfroren ist. Jetzt haben sie nur noch auf einen zu warten.

Kaum denken sie noch an Michalowka, als eine Stunde später auch Friedrich Loh zurückkehrt. Nein, — Michalowka

ist ihnen allen ganz ferne gerückt, als läge es weit am Rande der Welt. Es hat keinen Sinn mehr, die Schläfer aufzurütteln, auf einen, den sie wecken, kommen drei, die wie Baumkloben liegen und schlafen. Anton Barth, der Weiß und Ferdinand Kraft haben genug zu tun, sie ans Feuer zu schieben und aufzupassen, daß sie der Glut nicht zu nahe kommen. Es gibt kein Michalowka mehr, es gibt nur noch das Warten, daß diese Nacht vorübergeht, das Warten und den Kampf mit dem Schlaf. Die Augen tränen ihnen, rauch- und eisgebeizt, und wenn sie im Vorbeigehen eine Sekunde nur sich an einen Wagen lehnen, tanzen die Feuer vor ihren Augen, drehen sich in wildem Kreise und die Männer taumeln und müssen sich festhalten, daß die Müdigkeit sie nicht zu Boden zwingt.

Aber nun ist Friedrich Loh zurück. Eine Stunde nach dem Lehrer hat auch er wieder zurückgefunden. Sie ahnen, auch er hat die Häuser von Michalowka nicht getroffen, sie lesen es an seinem Gesicht ab. Aber Gott sei gedankt, daß er wenigstens zurückgekommen ist aus diesem Strudel von Nacht, Sturm und Eiseskälte. Er wird etwas sagen, etwas tun, das ist schon viel besser als tatenlos und stumm hier zu warten wie auf den Tod. Es ist gleichgültig, was geschieht; nur daß etwas geschieht, daß das Sitzen, das Hinhalten, das unerträgliche, zu Ende geht, nur das ist wichtig.

Friedrich Loh hat seitwärts der Straße, tausend Schritte weit im offenen Felde große Strohschober angetroffen, groß genug, den ganzen Menschentreck zu beherbergen und ihm für ein paar Stunden Trockenheit und Windschutz zum Schlaf zu schenken. Langsam und steif setzt sich der Treck in Bewegung. Die ersten, denen Loh vorangeht, haben brennende Scheite mitgenommen, daß hinter ihnen keiner aus der Richtung gerät. Vor den Schobern, die sie von der windstillen Seite angehen, werfen sie die Fackeln zusammen, die allmählich niederbrennen und zischend verenden. Im Stroh aber lassen sich Nischen und Winkel bauen, in denen die Pferde, eins dicht am anderen, Schutz und Wärme finden. Neben ihnen kriechen die Wirte tief ins Genist und sind in einem Augenblick dem Schlaf verfallen. Nur drüben bei den Wagen auf der Straße brennen noch vereinzelte Feuer, deren roter Schein tröstlich herüberleuch-

tet. Die Wachen streifen zwischen den langen Reihen der Gefährte auf und ab, schöpfen sich von Zeit zu Zeit einen Becher Tee aus den Kesseln und treten ihren Weg von neuem an.

Drei Stunden dauert diese Nacht nur noch für Friedrich Loh. Er hat sich an der Straße an eine Feuerstelle gesetzt, einen Hafer sack unter den Knien, einen im Rücken, und hält einen kurzen, von erregten Traumbildern durchzuckten Halbschlaf, kaum daß die Augen das Glück der Ruhe spüren. Wenn die Wache an das Feuer tritt, schrickt er auf, blickt um sich und greift nach dem Teebecher. Von seinem Pelze tauen die Eisflechten in wässerigen Tropfen ab. Mit den ersten Anzeichen des Tageslichts ist sein Pferd schon gefüttert und gesattelt. Lange vor Morgen sehen ihn die Wirte mit Bertvundern die Straße nach Westen davonreiten.

In den letzten Nachtstunden hat sich der bitterkalte Nordost ganz beruhigt, aber die Luft ist eisig und schneidet in die froststarrten Gesichter wie mit Messern. Der Tag kündigt sich mit rosafarbenen Lichtern am Horizont an, und wie die Sonne höher steigt, zerreißt sogar die graue Wolkendecke und läßt Inseln blauen Himmels frei. Sie werden groß und größer, und endlich löschen auch die letzten Nebelflecken wie verwehter Rauch dahin. Ein strahlender Wintertag ist da.

Aber wie sehen die Männer und Frauen aus, die jetzt im ersten Morgenlicht aus ihren Schlupfwinkeln hervorkommen! Schwerfällig schreitend, stolpernd und hinkend führen sie die Pferde herüber. Wenn man die Gesichter erkennen kann, sieht manches wie eine rote oder blau gemalte Maske aus, die über dem eiszotteligen Bart starr und verkrampt daherblickt. Fragt nicht nach den erfrorenen Gliedern, in die auch der kurze Nachtschlaf kein Blut mehr zu treiben vermochte. Fragt nicht nach den Frostbeulen an Händen und Füßen, nicht nach den Schmerzen, die ihnen jeder Schritt, jede Bewegung macht.

He, ruft einer, der selber auf beiden Füßen humpelt, dem hinkenden Michael Binzenz zu, — hat dich gestern beim Tanz die Jungfer arg auf den Fuß getreten, Michael Binzenz?

Und der Vinzenz verzieht sein verschwollenes Gesicht zu einer Grimasse, die ein Lächeln bedeuten soll.

Ja, so sind sie, diese Wolhynier, diese Schwaben. Kaum ist das Argste vorbei, so lachen sie schon wieder, noch nicht viel, aber sie lachen. Sie verbeißen den Schmerz hinter einem grimmigen Wiß und tun, als verstellten sie sich nur in ihren Gebrechen, als sei das nichts anderes als ein toller Maskenball, den sie da spielten und bei dem sie sich fürchterlich vergnügten. Diese Wolhynier, — diese Schwaben.

Manchmal stützen zwei Fußkranke einander, damit es besser geht. Manchmal bringt ein Gesunder rechts und links einen mit kranken Gliedern, manch einer führt dem Nachbar die Pferde, weil der sie nicht mehr halten kann. Es geht langsam, wie sie so nacheinander von den Strohschobern herüberstapfen, aber es geht doch. Alle wollen sie weitermarschieren, alle, — sie werden es schon schaffen. Hat nicht die Nacht, der Sturm und der Schnee aufgehört? Schwimmt nicht der Himmel schon wieder blau mit Sonnenstrahlen über ihnen? Wer wollte da nicht weiterfahren wollen? Wer wollte da auf einmal nicht mehr hinüber ins Reich?

Der Frau des Johann Roth von Kuraz sind Stirn, Wangen und Nase erfroren, sie kann nicht sprechen, sie kann nicht lachen, sie kann nicht weinen, und doch rinnen ihr unaufhörlich Tränen über das erstorbene Gesicht, aber sie spürt es nicht. Sie wischt sie nicht fort, nur ein Zucken geht ab und zu über die verschwollenen Lippen. Ihren Mann, den Johann Roth, hat sie gestern hinter Rowne ganz allein von der Fuhre herunterholen müssen, so stief und leblos waren seine Füße, die in der langen Haft das Laufen schier verlernt hatten. Aber seht, ihm ist nichts geschehen, frank und frei marschirt er dreimal von den Schobern zur Straße und wieder zurück, den Nachbarn zu helfen, denen die Kälte schwerer in die Glieder gefahren ist. Der Engel von Horodyschtsche hat einen fingerbreiten, blutigen Riß über die Wange bekommen, als gestern seine Fuhre über die Straßenböschung ging. Blut und Eis sind darüber geronnen und am Feuer in wässerigen Rinnsalen über das Gesicht gelaufen. Anton Barth hat in der Nacht einen

schlimmen Hufschlag einstecken müssen. Er kann nicht stehen und nicht gehen. Der Knecht bringt ihn geschleppt, und der Schnezler von Lindow hilft ihm dabei. Das Knie zeigt einen harten, blutgeronnenen Riß, als ihn Friedrich Loh untersucht.

Wie sehen sie aus, diese zweihundertundfünfzig Wirte von Jadschin und Amelyn, aus der langen Reihe von Zelancka, von Kuraz und Marianowka! Eine Handvoll Hoffnung auf der Landstraße, vom Schneesturm zerzaust und gejagt, erfroren, zerschlagen, am Rande des Untergangs. Wie haben ein Tag und eine Nacht ihre Gesichter gezeichnet!

Aber die Nacht ist ja vorbei, gelobt sei Gott. Ein neuer Tag ist angebrochen, er scheint ihnen mit Licht und Sonne ins Innerste hinein und macht, daß sie schon wieder ein klein wenig lachen. Als der Wenzel Lang von Jadschin bei den Fuhren erscheint, geht sogar ein Hallo ohnegleichen unter den Wirten an. Wenzel Langs großer Stolz ist sein Schnurrbart gewesen, ein Prachtstück von Schnurrbart, der mit den Enden bis an die Ohren reichte. Seit heute morgen gibt es diesen Bart nicht mehr, denn die Bartspitzen waren mit dem Pelztragen rechts und links so steif zusammengefroren, daß es keine andere Rettung gab, als den Bartenden mit dem Messer ein ruhmloses Ende zu bereiten. Nun geht er mit gekappten Schnurrbartspitzen umher und muß seinen Kummer, der ihm über dem Gelächter der anderen immer neu aufsteigt, mit der Schnapsflasche besänftigen.

Darüber vergessen die Wirte ihre erfrorenen Hände und Füße und alle die Spuren der vergangenen Nacht. Mit wem der Sturm am Leibe glimpflich umging, dem hat er auf andere Weise zugefügt. An der Straße nach Rowne liegt seit gestern mancher Sack Mehl, blendend weißes Mehl, oder Gerste, Speck oder Fleisch. Das mußten sie nachts abwerfen, als die Schneewehen den Weg versperreten und die Wagen bis zu den Leitern hinauf versanken. Zentnerweise, hundertzentnerweise liegt jetzt alles an der Straße, und den herumlungern den Ukrainern und Russen ist der Tisch reich gedeckt. Was hilft es aber, danach zu fragen? Keiner wird zurückkehren, woher er kam. Keiner wird auch

nur einen Schritt umdrehen auf dem Wege nach Deutschland. Diese Wolhynier, — diese Schwaben.

Die ersten Morgenstunden gehen dahin, ehe der Treck marschbereit ist. Die Nachtkälte hat abgenommen, die Leute sehen sich an: Die gute, alte Sonne will ihnen heute beistehen. Es ist so viel zu tun, was ihnen mit ihren erfrorenen schmerzenden Fingern nur mühsam von der Hand geht. Da versucht der alte Andreas Wunsch, die zerbrochene Deichsel im Gespann des Hartmann von Horodyschtsche mit Band-eisen zu wickeln, damit sie noch die Reise bis zur Grenze übersteht. Die Finger bluten ihm schon davon, tief schneidet das Eisen in die zitternden Hände, aber nun ist's geschafft. Nun kann Hartmanns Gespann wieder mit. Johann Roth geht umher und beschlägt die Pferde neu, die etwa ein Eisen verloren haben. Er tut so, als gäbe es auf der Welt nichts Lustigeres, als Pferde zu beschlagen, recht und schlecht, wie man es unterwegs tun kann. Und hier sind die Schlittenkufen zerbrochen, und dort müssen die Ketten ausgewechselt werden, auch manches Geschirr ist gerissen, als die Pferde sich in die Stränge legten. Da gibt es auf und ab Arbeit. Aber endlich sind die Pferde alle abgefüttert und angespannt, und nun bleibt noch eine kurze Pause für die Menschen. Da kommen die Brotlaiber zum Vorschein und die Speckseiten, denn wenn die Tiere satt sind, darf auch der Wirt einmal an sich denken.

Da ist Friedrich Loh wieder bei ihnen. Er hat im nächsten Dorf eine Kolonne ukrainischer Wagen gemietet, denn die Kranken und Marschunfähigen müssen zur nächsten Bahnstation gefahren werden, eine halbe Tagereise weit. Zweitausend Schritte vor ihnen, am Waldrand in einer Mulde, liegt das armselige Dorf, woher die Fuhrn kamen. Loh ist von Hütte zu Hütte gegangen und hat den Ukrainern Mehl und Fleisch versprechen müssen, viel Mehl und Fleisch. Da sind sie aus ihren Löchern hervorgekrochen und haben die mageren Säule eingespannt. Sie fahren gern für die Deutschen und helfen ihnen auch gerne, viel lieber als den Muschiken oder gar — Gott steh ihnen bei! — den Polen. Aber Mehl und Fleisch muß sein, Herr, die Deutschen sind ja reich. Umsonst gibt nicht einmal der Teufel seinen Segen, Väterchen!

Auf dem Rückweg zum Treck hat Loh die Ukrainer gefragt, wo denn Michalowka, die deutsche Kolonie, liege. Da haben sie mit vielen Gebärden vorwärts gezeigt; du kommst doch von Michalowka, Herr, — dort liegt es, hinter dem Walde, hinter den Wagen. An der Waldecke sieht er wahrhaftig Michalowka liegen, der Rauch aus den Hütten steigt fein und senkrecht in die Schneeluft. Ein paar Dutzend Hütten, kleine und weit draußen. Sie sind in der Nacht darüber hinausgefahren, nicht viel, zwei oder drei Werst vielleicht, aber es hat genügt, daß keiner von ihnen in Michalowka je ankam. Da steigt es Loh heiß in der Kehle empor. So nahe waren sie ihrem Ziel, aber sie haben draußen hausen müssen, keine Tür hat sich aufgetan. Zweihundertundfünfzig Menschen haben hart am Verderben vorbeigehen müssen, haben Schmerzen und Eiseskälte erdulden müssen, — und dort lag Michalowka . . .

Ein brennendes Mitleid überfällt ihn.

Der Lehrer Spindler wird als erster auf einem der Ukrainertwagen geborgen. Er phantasiert im Nervensieber, und wie ihn die Männer anfassen und vorsichtig im Stroh des Wagens niederlassen, schreit er wild und gellend auf, daß ihnen das Mark in den Knochen gerinnt. Er schlägt um sich und kämpft mit unsichtbaren Feinden; aus seinen wirren Reden hören sie, daß er sich wieder in der Beresa Kartuska wähnt. Sie blicken sich stumm an und wenden sich ab.

Auch für Johann Roths Frau ist die Fahrt zu Ende. Loh kann sie mit diesem Gesicht, mit diesem von der Kälte entstellten, gezeichneten Gesicht nicht bei den Führen lassen. Sie weint und klammert sich an Johann Roth, den wiedergefundenen, den sie am zweiten Tage schon wieder von ihrer Seite lassen soll. Er löst behutsam ihre Hände.

Laß nur, laß, — der Herr Kommissar meint es bloß gut mit uns!

Auch Anton Barth muß seinen Wagen verlassen, der Knecht führt ihn jetzt bis zur Grenze ins Reich, und Ferdinand, der Junge des Weiz, kommt ebenso in den Krankentransport; er hat beide Beine bis zu den Füßen erfroren und liegt, unfähig zu gehen, auf der Plachte. Und viele andere sind dabei, wohl an die dreißig, Männer und ein paar Frauen, Alte und Junge, die Friedrich Loh zu den

Ukrainertwagen schiebt, damit sie zur Bahnstation und zum deutschen Hospital an der Grenze reisen. An ihre Stelle springen Leute von anderen Fuhrn, denn manche sind bisher mit doppelter Bemannung gefahren. Da spannt zum Beispiel Peter Bichel von Jadschin, der keinen eigenen Wagen mehr besitzt, seit der seine zerbrochen bei Rowne im Schnee liegt, seine beiden Braunen vor eine herrenlose Fuhr und fährt nun prächtig im Biererzug an.

Seht nur, sagt er, so kommen die Schwaben ins Reich! Viere lang als große Herren, wer hätte das gedacht?

Diese Wolhynier, diese Schwaben!

Und Natalia Wunsch, Andreas Wunschs Tochter von Niespodschiapka, die erst im sechzehnten Jahre steht, bekommt nun auch ihr Gespann; sie sitzt stolz und geschickt oben, und alle sehen, daß sie etwas vom Fahren versteht. Schließlich haben alle Wagen ihre Herren, es braucht keiner zurückzubleiben und keiner wird aufgegeben.

Voran fahren die Ukrainer mit ihrer Krankenfracht, sie bleiben noch eine Strecke Weges bis Kewan beim Treck, dann zweigt ihr Weg zur Bahn nach Norden ab. Friedrich Loh läßt sie an sich vorüberziehen und überzählt mit Sorgen den Ausfall: dreißig Menschen, denkt er, dreißig heute und wieviele morgen und wieviele noch übermorgen? Es ist nicht leicht, dem wolhynischen Winter die Stirn zu bieten. Und wieviele sind es noch, die ihre erfrorenen Glieder ängstlich verbergen und verheimlichen, um nicht Pferde und Wagen verlassen zu müssen? Wieviele, die sich weiterschleppen, weil sie sich gerade noch mühselig weiterschleppen können? Werden es die Pferde auch durchhalten? Wie, — wenn noch solch eine Nacht vor ihnen liegt? Dreißig Menschen sehen mit übermüdeten, entzündeten Augen zu ihm hinüber, einige lächeln. Lohs Gestalt strafft sich, auch er zwingt sich ein Lächeln ab. Aber er muß bitter denken: ich habe euch enttäuscht, habe vor euch versagt; ich habe euch nicht nach Michalowka geführt, sondern in die Nacht, nun liegt euer Leiden auf meinem Gewissen.

Da steht, als habe er wortlos diese Gedanken erraten, der alte Andreas Wunsch von Niespodschiapka vor Friedrich Loh, sieht ihn bedächtig mit seinen ernstern, grauen Augen an und sagt:

Herr Kommissar, die Leute denken und ich denke es auch, Sie müssen wohl mehr auf das Ihrige sehen, Sie dürfen uns nicht krank werden, wo wir doch bloß Sie hier haben. Sie sehen krank aus, Herr Kommissar!

Loh blickt den alten Mann erstaunt an. Dann fühlt er für dieses Wort eine tiefe Dankbarkeit in seinem Herzen. Er drückt ihm die Hand.

Es ist schon gut, Herr Wunsch, aber wir müssen eben alle durchhalten!

Dann, als Andreas Wunsch wieder fort ist, holt er heimlich den kleinen Taschenspiegel hervor und betrachtet sein Gesicht. Ein Fremder, so meint er erschreckt, sieht ihn aus dem Spiegelscherben an. Tief und glanzlos liegen die Augen in ihren Höhlen, die Lider rot umrandet. In den Winkeln laufen viele Falten zusammen, und über den Wangen stehen wie zwei Schatten zwei dunkle, blutunterlaufene Ränder. Unter dem Bart, der schon seit drei Tagen ungeschnitten wuchert, liegt das Gesicht grau und eingefallen, während Nase und Ohren rot brennen, erfroren im Frost der letzten Nacht. Die Falten um den Mund sind tief gekerbt. Das ist das Bild, das Friedrich Loh vor sich sieht, eingerahmt vom buschigen Wuchs der Pelzmütze und des Pelztragens, — ein Fremder, nicht er, nicht Friedrich Loh. Die Wirte haben nicht unrecht, seiner Gesundheit zu misstrauen. Aber er weiß es, er wird durchhalten, er wird nicht schlapp machen und käme noch ein Duzend solcher Nächte wie die vergangene. Er beißt die Zähne zusammen, denn auf einmal fallen ihn die Anstrengungen dieser Tage und Nächte mit grimmiger Erschöpfung an. Jetzt erst recht nicht weich werden. Er gibt das Zeichen zum Aufbruch.

Da setzt sich der Troß der zweihundertundfünfzig Fuhren langsam in Bewegung. In den Spuren der Ukrainerwagen geht es vorwärts, voran wieder Rudolf Stammers Gefährt und hinter ihm alle die anderen Treuen, die Wirte der östlichsten Erde. Der leuchtende, helle Wintertag nimmt ihnen alle Sorgen. Freilich war gestern böses Wetter, Sturm und Kälte und Schnee und Nacht und alles miteinander. Aber heute hat sie Gott selber in seine Hand genommen. Vielleicht hat er bloß nicht gewußt, daß die Schwaben gestern schon auf dem Wege waren. Vielleicht

hat er geglaubt, die Schwaben fahren heute erst ab, da wollen wir schönes Wetter machen. Er hat einen falschen Kalender gehabt. Seht ihr, das war's, und von heute ab wird eitel Sonne scheinen. So schwäzen sie ihre Zuversicht und ihr Wohlbehagen einander zu.

Die Ukrainerpferde zotteln vor ihnen her und haben die Schneewehen, die immer noch die Straße wie angeschwemmte Sanddünen überqueren, gut durchspurt. So kommt auch der Bauerntreck rascher vorwärts. Die Gänse spüren die Sonne auf ihrem flauschigen Fell; zu Füßen ist der Schnee hart und körnig geworden, sie greifen fest und sicher darin aus. So ist die Fahrt nach Deutschland, wie sie die Wirte sich in heimlichen Bildern ausgedacht haben.

Nur kurz drehen sie sich im Fahren noch einmal nach den Dächern von Michalowka um, die da hinten in der weißen Ebene klein und kleiner werden. Zwischen den Strohschobern lügen sie so vertraulich und freundlich hervor, als wüßten sie nichts von der vergangenen Nacht. Aber in dieser Nacht — sie waren wohl verzaubert! — haben die Wirte nichts von ihnen wahrgenommen, auch Friedrich Loh nicht, auch der Lehrer Spindler nicht, — keinen Rauch der Schornsteine gespürt, kein Hundebellen gehört, wie es jetzt zu ihnen herüberdringt, wenn sie einen Augenblick verhalten. Kein Laut, kein Schatten drang zu ihnen. Und Michalowka war doch so nahe gewesen.

Die Wirte kehren sich wieder um. Sie haben jetzt keine Zeit, der Nacht nachzutruern. Vor ihnen wogt der schier endlose Zug der Fuhren. Sie nehmen die Leine fester! Geh, Brauner! Die Peitschen knallen, die Geschirre knirschen, unter den Rufen singt der Schnee.

Am Ukrainerdorf kommen die Frauen und Kinder auf die Straße gelaufen und lassen, in Tücher und Jacken verummmt, die lange Wagenreihe mit staunenden Augen an sich vorbeiziehen. Der Wald, der eben noch ganz nahe vorüberglitt, tritt wieder weit zurück, und vor den Männern liegt nichts als die endlose, gerade, flache, weiße Straße. Weiß und weit ist auch die Ebene ringsum in ihrer gelassenen Schweigsamkeit, die ganz draußen nur der Horizont der Wälder mit einem dunkleren Saum begrenzt, ein paar verlorene Hütten frei lassend, nichts sonst. So tröstlich ist

dieser Wintertag, der über der friedlosen Landschaft steht, so gütig das Licht der Sonne und die blaue Ferne des Himmels. Es ist Heimkehrhimmel, sagen die Wolhymier.

Aber vorn im Ukrainertwagen schreit der Lehrer Spindler im Fiebertraum. Zwei Mann müssen ihn festhalten, damit er nicht über die Bretterwände stürzt. Zuweilen steht man auch das entstellte Gesicht von Johann Roths Frau in Binden und Verbänden und den weißen Mull über Engels erfrorener Wunde. Sechs Wagen voll Krankheit führen sie mit sich, und bald können es acht oder zehn oder mehr werden. Sie sind die letzten der großen Wachablösung im Osten, die letzten des großen Heeres, das fast hundert Jahre nicht von dem stummen, nur dem Herzen anvertrauten Befehle wich, Wache an der östlichsten Grenze zu stehen. Jetzt kehren sie zurück in die Etappe, sie sind abgelöst worden und kommen wieder heim mit Frauen, Kindern und Wiegen, nur die Gräber lassen sie zurück. Sechs Wagen mit Kranken bringen sie auch mit, denn die Wache im Osten ist nicht leicht.

Mit der steigenden Sonne verliert das Weiß des Schnees seine Kühle, Frische und geht in unbarmherzig grelle Härte über. Aus tausend Kristallen blendet und gleißt es, daß die Augen tränen und sich abwenden müssen. Dazu meldet sich die Müdigkeit der letzten Nacht an. Die Männer blinzeln träge in den Tag hinein und fallen über dem ewig gleich bewegten Spiel der Räder und der Pferderücken in dumpfen Halbschlaf. Hufgetrappel und Wagenknarren, immer sich gleichend, zwischendurch ein Ruf, ein Peitschenknallen, Das ist die eintönige Melodie der Stunden. Die Pferde wissen ihren Weg allein, eins zuckelt hinter dem anderen, kaum brauchen sie einmal Zuruf oder Peitsche.

Vor Klerwan — das ist der nächste größere Ort in der Nähe der Eisenbahn —, wo sie um die späte Mittagszeit eintreffen, ziehen sie an einer motorisierten russischen Militärpatrouille vorbei. Die drei Kraftwagen der Rotarmisten stehen am Straßenrande, ein Offizier tritt zu Friedrich Loh: wie die Straße nach Rotvone beschaffen sei, sie hätten schon mehrmals Aufenthalt wegen Schnee und Glatteis gehabt. Ob sie in den Wäldern von polnischem Gesindel behelligt worden seien? Vor Luzk seien polnische Wegelagerer, Reste

des polnischen Heeres, in Scharen ans den Wäldern getrieben worden.

Loh gibt dem russischen Offizier, der gemessen und höflich fragt, seine Auskunft. Der Russe erkundigt sich bedauernd nach den Verletzungen der Transportunfähigen, die eben vorüberfahren, wünscht Loh alles Gute für die Weiterreise, nicht ohne zur Vorsicht zu mahnen, und springt wieder in den Kraftwagen, dessen Motor heulend anläuft. Bald sind die waffenstarrenden Rotarmisten mit den drohenden Maschinengewehrläufen rechts und links der Windschußscheiben hinter dem Treck verschwunden.

Dann hält der Treck auf freier Straße vor Kletwan, einem kleinen Flecken, der mit ein paar kärglichen Häusern und Ställen, mit Neugierigen und Gassenläufern zur Rechten und zur Linken beginnt. Der Weg zur Bahnstation zweigt hinter den ersten Hütten ab. Es wird abgeschirrt, gefüttert und getränkt. Loh geht noch einmal die Reihe der Wagen entlang, es sind noch manche unter den Wirten, die am Morgen ihre Verletzungen und Erfrierungen für gering erachtet oder verschwiegen haben aus Angst, nicht mehr beim Treck bleiben zu dürfen. Noch einmal schickt er zehn Männer zu den Krankentwagen, sie vermögen kaum noch zu gehen, und einer hat sich drei Finger der rechten Hand zwischen Rad und Schlittenkufe zerquetscht. Es fällt keinem leicht auszuscheiden, aber Loh bleibt hart und sucht den Leuten das Unmögliche ihrer Bitten klarzumachen. Denn sie wollen alle weiterfahren, trotz den Schmerzen in den zerschundenen Gliedern. Unter ihnen ist auch der Kantor Kraft aus der langen Reihe von Niespodschiapka. Auch er muß von seiner Fuhre herab und zu den Kranken ins Stroh, denn er hat beide Hände und beide Füße erfroren und einen Kranz von Frostbeulen im Gesicht. Wie sie ihre Fuhrn den Ersatzfahrern übergeben, die Loh rasch eingeteilt hat, wie sie sich von den Pferden trennen, noch einmal um ihr bißchen Hab und Gut auf den vier Rädern herumgehen, — mach's gut, mein Brauner! — und wie sie schließlich, im letzten Augenblick, ohne sich noch einmal umzusehen, zu den Ukrainern hinüberschleichen, scheint es, als gingen sie den schwersten Weg ihres Lebens.

Inzwischen wird die Schar der Gaffer, die die Wagen-

reihe entlangflaniert, immer dichter und erhält beständig neuen Zug aus dem Ort. Muschiken, Polen, Ukrainer und allen voran Juden streunen haufenweise um den Zug, machen sich breit und schwadronieren in allen Zungen. Alte und Kinder, Weiber mit Säuglingen auf dem Arm, Gesindel mit schiefen Gesichtern, verwegene und zerlumpte Gestalten, unaussprechlich schmutzig, aber mit lauernden, habgierigen Augen, strolchen sie zwischen den Wagen umher, drängen sich um die Gespanne, ja, sie heben schon ihre diebischen Hände, lüften die Plachten, zerren an den Stricken und geben sich betulich mit den Pferden ab. Die Wirte sehen dem Treiben scheel zu und haben gute Augen für ihr Eigenthum. Mit fixem Mienenspiel und aalglatttem Rücken suchen die Juden im Gedränge rasch ihren Mann auf die Seite zu nehmen und hinter den Wagenplanen ein Geschäft ins Reine zu bringen. Sie lassen sich nicht verjagen, auch wenn der Deutsche noch so wenig Neigung zeigt. Sie bieten auf die Pferde, auf den Hafer, das Weizenmehl, die Plachte, sie bieten auf alles, was die Fuhre birgt, ja, auf die Fuhre selbst. Und wird der Deutsche unwillig, dann schmeicheln sie und locken, drohen und überreden. Willst du das alles mitnehmen nach Deutschland, wo ist Krieg und Armut? Sie werden dir nehmen das gute Getreide und dir geben kein Geld. Sie werden nehmen die schönen Pferde und werden dich lassen ohne Bezahlung. Arm wirst du werden, wenn du jetzt nicht verkaufst. Recht wird dir geschehen, wenn du nicht auf den schlauen Juden hörst. . . So drängen sie sich, geldgeiles Gesindel, an die Deutschen und lassen nicht von ihnen, auch wenn sich jene, von ihrem stinkenden Redeschwall angewidert, wegdrehen.

In diesem Augenblick sieht Rudolf Stammer gerade noch, wie ein kleiner, schiefgewachsener Kerl mit einer rechten Gaunerfrage an seinem Wagen hinten die Plachte gelöst und nach einer Kassetten gegriffen hat, die er rasch unter seinen Mantel stecken will. Da übermannt ihn eine maßlose Wut, er greift nach der Peitsche, kehrt sie um und schlägt wie ein Besessener mit dem Stiel auf den Schiefen ein, der seinen Raub fallen läßt und schreiend davonrast. Eine Sekunde lang ist Stille, dann macht das Gesindel gegen Rudolf Stammer Front, drängt gegen ihn vor und

will sich auf ihn stürzen, gerade als er die Kassette vom Boden aufhebt. Aber nun hat Friedrich Loh die Situation erkannt, er zieht die Trillerpfeife und gibt drei gellende, kurze Pfliffe. Alle wissen, was das heißt: Gefahr. Da heben die zweihundertundfünfzig Wirte wie ein einziger Mann Peitsche oder Knüttel, Dröschheit oder was ihnen gerade das nächste ist, in der Hand. Es gibt ein kurzes Handgemenge und Schreie, Schläge fallen, Hiebe sausen durch die Luft, dann räumen die ungebetenen Gäste in wilder Flucht die Straße. Die Deutschen drängen ihnen in verbissenem Grimm noch ein Stück nach, sie können die Prügel nicht so schnell ruhen lassen, wenn sie sie erst einmal in die Hand genommen haben. Aber kaum ist noch jemand zu sehen. Die letzten sind hinter die elenden Strohhöhlen am Straßenrande, über die Hecken und Zäune gesprungen und suchen in ihrem Schutz das Weite. Da kommen die Wirte zurück, mit hochroten Gesichtern ruhen sie von der raschen Mühe aus, sehen sich an und beginnen schallend zu lachen. Es hat ihnen gut getan, sie haben alle gespürt, daß sie noch Zeug und Knochen im Leibe haben. Niemand ist verletzt, ein paar unbedeutende Schrammen nehmen sie gern in Kauf, — sie können nicht einmal sagen, ob sie sie in der Hitze des Gefechtes sich nicht gar selber zugesügt haben.

Jetzt ist es Zeit, daß die Krankentwagen abfahren, wenn sie noch vor Abend auf der Bahnstation sein sollen. Der Kantor Kraft übernimmt das Kommando und empfängt von Loh die nötigen Instruktionen. Den ukrainischen Fuhrleuten wird ihr Lohn in Mehl und Getreide ausbezahlt. Sie schleppen die leichte Ernte sackvoll von den Fuhrn der Deutschen zu den eigenen, gebrechlichen Fahrzeugen. Und nun schwenken die Ukrainerwagen von der Straße nach Norden ab, ein paar Meter gehen die Pferdchen im Trab, dann fallen sie wieder in gemächlichen Schritt, sie haben es nicht so eilig.

Vom Treck her rufen und winken die Wirte. Aus den Ukrainerwagen kommt Antwort zurück. Die Leute bei den Fuhrn wollen lustig sein und lachen den Abfahrenden zu, aber es glückt ihnen nur schlecht.

Einen Herzschlag lang übertönt der Fieberschrei des Lehrers Spindler den Lärm der Fahrt. Da erhebt sich vorn im

ersten Wagen Johann Roth's Frau und blickt unverwandt zurück.

Gib acht auf die Kinder, ruft Johann Roth ihr zu.

Sie scheint es kaum zu hören. Sie steht kerzengerade und blickt zurück. Immer noch sieht man die weißen Binden um ihr Gesicht, in dem gerade die Augen noch frei sind. Mit diesen Augen, in denen Tränen schimmern, sucht sie Johann Roth, während der Wagen sie fortträgt, immer weiter. Jetzt sind sie schon weit draußen in der Ebene. Jetzt sind sie nahe am Walde. Nur noch dunkle Punkte, die sich entfernen, immer weiter entfernen.

Zwischen Kletwan und Podubtsche begrenzt die Straße den nördlichen Rand der mächtigen und fruchtbaren Acker-ebene, die sich bis weit nach Dubno, der Kreisstadt dieses gesegneten Striches, wohl an die zwölf Wegstunden und weiter hinzieht. Waldinseln, gering im Geviert, Dörfer und Hütten, auf schmalen, ausgefahrenen Feldwegen nur befahrbar, sind eingestreut, aber sie sind spärlich und gehen im Sommer unter in dem Meer von Korn und Halm, das über die endlose Scholle wogt. Hier sitzen menschenfern und für sich selbst seit alters die Ukrainer in armseligen Katen, mit ihrem Holzpflug noch der schwarzen, fetten Erde ungleich reiche Ernten abzwingend. Das Land verwöhnt sie, daß sie träge geworden sind. Sie haben ohne Mühe genug für sich und ihr bißchen Haus, haben Weizen und Heu, wozu sollen sie sich plagen? Solange der Sturm ihnen noch nicht das jämmerliche, altersschwarze Strohdach vom Kopfe jagt, solange die vier Lehmwände, die Stall und Stube in einem bergen, noch nicht mit faustdicken Rissen auseinanderbersten, ist es gut für sie. Wird es anders, dann werden sie ja sehen, was zu machen ist.

Hier war kein Platz, als die Deutschen, die Schwaben, von der Weichsel her ins Land zogen, hier war der Boden vergeben, sie drängten sich nicht hinein, wiewohl sie die Köpfe schüttelten, als sie Pflug und Feld der Ukrainer sahen. Wie würde das Land wohl aussehen, wenn sie hier die Furchen zögen und die Saat streuten! Sie nahmen eine Handvoll Ackerkrume und prüften sie, es war feiste, dunkle Schwarzerde, man mußte sie mit Gold aufwiegen, Lot für

Lot. Aber sie zogen weiter, wo niemand mit gehässigen Augen auf ihr Kommen sah. Sie wollten den Frieden.

Nördlich der Straße, zu der sich in jüngeren Jahren die Eisenbahn gesellt hat, beginnt der Wald. Hinter Klewan hat er sich in breitem Sprunge über die Straße nach Süden gedrängt, aber dann muß er wieder zurückweichen, wie ein geschlagenes Heer in langer Front sich vor dem Feinde zurückzieht. Noch einmal, zweimal wagt er bis nach Luzk hin den Vorstoß ins fruchtbare Land gegen Süden, endlich aber bleibt er wie in Ohnmacht gegen Norden zurück. So läuft die Straße von Korone nach Luzk immer auf der Grenzscheide zwischen den Wäldern und der Ebene, und man kann meinen, es habe bald hier der Wald, bald dort die Ebene einen Vorwärtssprung getan und sich auf einer Streifenbreite des feindlichen Geländes eingenistet. Aber es ist immer der Wald gewesen, der den Boden einbüßte. Immer mehr hat der Wald an Wipfeln und Stämmen verloren, als die Siedler einzogen, das Land rodeten und sich Häuser bauten. Einmal hatte er ganz Wolhynien bedeckt von den fruchtbaren, schweren Äckern des oberen Styr bis in die nördlichen Sümpfe Polestiens hinauf. Was heute noch von ihm steht, sind nur Reste, die keiner schlagen darf.

Hier haben sich die Deutschen niedergelassen. Damals, als sie von weit herkamen, haben sie hier in den Lichtungen, die der Wald ließ und die die Ukrainer mieden, weil Lehm und Sand wenig Frucht brachten und dem Boden Schweiß und Arbeit kosteten, ihre Pferde ausgespannt. Hier waren sie nach langer Wanderschaft zu Hause, haben ihre Dörfer in den Wall der Bäume hineingesprengt und die Wildnis aufgebrochen.

Heute fahren ihre Enkel den Weg zurück, den die Großväter ins Land kamen. Sie sehen in den Ackerstengeln, die die Ebene nach Norden zwischen die Wälder vorschiebt, die Dächer der deutschen Kolonien drüben. Fast alle sind von ihren Wirten verlassen. An der Straße stehen russische Soldaten und Gendarmen. Das Land wartet auf die neuen Herren.

Im Stublafluß haben die Wirte das Eis aufgebrochen und die Pferde getränkt. Danach ließen sie Klewan hinter sich, überschritten den Hügelzug, der das Land von Süd

nach Nord in drei, vier niedrigen Ketten durchquert und traten unter das Geleit der alten, entlaubten Bäume der großen Wälder.

Hinter Klewan ist die Männer die große Müdigkeit angekommen. Die einen dämmern im Wachsenschlaf auf den Wagen dahin, die anderen laufen zu Fuß neben den Pferden. Von Zeit zu Zeit fährt selbst Friedrich Loh im Sattel zusammen, denn er überrascht sich dabei, daß ihm die Augen zufallen.

So geht der Nachmittag vorüber, eintönig, Schritt für Schritt. Mit den ersten Sternen am verblassenden Himmel blinken drüben in den Kolonien auch die ersten Abendlichter auf. Es wird lebendig auf der Straße. Kraftwagen mit strahlenden Scheinwerfern kommen entgegen oder überholen sie. Bauern und Soldaten ziehen an ihnen vorbei. Dazu haben Pferd und Fahrer auf der dunklen Spur viel aufzupassen. Aber es ist tröstlich, Weggefährten zu haben und Lichter, die von weitem leuchten. Der Abend wird mild und klar.

In dem dunkelnden Himmel zeichnen die starren, kahlen Äste des Waldes verwirrende Arabesken ab. Da holpern die Schlittenkufen über die Schienen der Eisenbahn, die eine schnurgerade Schneise durch das Waldmeer ziehen von Klewan bis Podubtsche, von Ost nach West. Die Wirte schauen die Gleisstränge entlang in die Dunkelheit: ob die anderen, die Kranken, die sie dort hinten zurückgelassen haben, hier schon vorübergefahren sind auf ihrer raschen Reise ins Reich? Ob sie vielleicht jetzt gerade nahen und noch einmal den Zug der Wagen grüßen? Aber nichts ist zu sehen, nichts zu hören.

Noch ein paar hundert Meter, und der Wald geht zu Ende. In der hereinbrechenden Dunkelheit treten die Gehöfte von Nowa Ziemia auf einmal schattenhaft groß als schwache Silhouetten auf dem Weiß des Schnees ihnen entgegen. Licht dringt plötzlich aus manchem Fenster, Hunde fangen an wütend zu bellen. Eine halbe Stunde weiter liegt Adamowka. Auf der Koloniestraße stehen Männer, deutsche Wirte. Sie gehen dem Treck entgegen, es gibt ein frohes Rufen und Antworten. Loh läßt halten und weist rasch und bündig die Hälfte der Männer hier ein. Sie beziehen Quar-

tier in den deutschen Häusern. Die Deutschen von Nowa Ziemia und Adamowka haben vor ein paar Tagen ihre Familie auf die große Heimreise vorausgeschickt, sie selber werden ihnen übermorgen mit Sack und Paß auf dem Plantwagen folgen. So ist in wenigen Minuten der halbe Treck aufgelöst, denn jeder Wirt will heute nacht seine Schlafgäste haben und führt ihrer drei oder vier oder wie der große Matthias Göhlich gar deren zehn mit Pferden und Wagen nach Hause. In Adamowka wiederholt sich dieser Empfang, und die Straße, auf der eben noch zweihundertundfünfzig Gespanne langsam durch den nächtlichen Schnee vorwärtszogen, ist im Augenaustwischen leer. Nur die Hunde laufen noch schnuppernd die tiefe Spur entlang.

Aber in den Höfen ist jetzt Leben. Da ziehen die Wirthe die müden Pferde aus der Deichsel und führen sie in die warmen Ställe, schütten ihnen die Krippe voll Hafer und werfen ihnen einen Arm voll Stroh vor, und die Männer von Nowa Ziemia und Adamowka stehen dabei und leiden es nicht, daß der Heimkehrer seine eigenen Vorräte hervorholt. Hier, nimm, die Scheune ist voll, und ich lasse doch alles hier! Dann treten sie ins Haus, wo die dampfenden Teekessel schon warten mit Würsten und Rauchfleisch und Brotlaibern, stellen die Beine unter den Tisch und sind nicht zaghaft beim Essen. Als dies getan ist, wickeln sie sich die Decke um die Schultern und lassen sich lang auf die Bank am Ofen nieder. Um ihren Schlaf braucht keiner besorgt zu sein, er ist traumlos und tief.

Friedrich Loh ist in Adamowka bei Alexander Grönke ins Quartier gekommen, mit ihm sitzen Andreas Wunsch, der Hartmann von Horodyschtsche und Rudolf Stammer von Ameln am Tisch. Grönke ist mit seinen fünfzig Tagwerk Acker und Wiesen ein wohlangesehener Wirt in Adamowka, und wenn seine Felder so bestellt sind wie sein Haus, dann ist er ein guter Wirt und ein vermögender Mann. Daran ist kein Zweifel. Denn das Haus ist aus Stein gebaut, fest und sauber, wie Friedrich Loh dergleichen nur in den Dörfern im Reich drüben kennt. Stall und Scheune stehen aus solidem Bohlenwerk, fast unverwüsthlich, und die vier Stuben, durch die er hier geschritten ist, sind

mit Hausrat gut bestellt. Er sieht die kantigen Möbel, Schränke und Betten vom Großvater selbst geschreinert, damals als die Eichen und der Ahorn im Walde von Adamowka fallen mußten, um der Hofreihe der Siedler Platz zu machen. Ihr Holz war glatt und üppig und ist in manchen Hausbau und in manche Wohnstube gewandert. Gardinen hängen vor den Fenstern, bunt und fröhlich, und um den Herd blinkt das Blechgeschirr. Alexander Grönke hat das Seine zusammengehalten und gemehrt, so hat es sein Vater schon getan und der Großvater mußte es auch tun, denn er hatte wenig Eigenes, blutwenig, als er hierzulande einheimisch wurde. So ist das Haus gewachsen, aus Mühsal und Entbehrungen ist Michael Grönkes Hof groß geworden, der Hof des Großvaters. Ferdinand Grönke, der Vater, hat den Krieg der Russen gegen die Deutschen kennengelernt. Er hat in einem Erdloch auf dem Felde draußen gelegen, als die Granaten das Land zerwühlten und die Schützengräben seinen Acker durchfurchten. Er hat in Todesangst um die Seinen da draußen gelegen, drei Wochen lang, und die Kinder hatten nichts zu essen als die rohen Rüben, die er nachts für sie austraupte. Der Krieg ist endlich weitergezogen, sein Haus war wunderbarerweise verschont, während die Kolonie ringsum ausbrannte. Aber die Ernte war fort und das Vieh ausgetrieben. Dann herrschte der Hunger, drei Jahre lang, die Polen kamen und mit ihnen Raub und Enteignung, Lebensgefahr, Haft, Verbannung und die Pscherwa, das Gesetz der Enteignung, das die Deutschen in Wolhynien bis ins Mark traf. Ferdinand Grönke hat nicht die Hände in den Schoß gelegt und dabeigestanden. Er mußte wachsam sein, mit unerschüttertem Mut und zäher Schlaueit hat er zweimal, nachdem alles verloren war, wieder von neuem angefangen, hat die gestohlenen Acker und das beschlagnahmte Haus zurückgewonnen und sie dem Sohn übergeben können, als er vor zehn Jahren die Augen schloß. Er hat Glück gehabt, viel Glück in allem Elend. Nicht allen ist es so gegangen, und mehr als die Hälfte der deutschen Siedler ist in den zwanzig Jahren des polnischen Friedens abgewandert, in andere Kolonien, ins Ausland, gar nach Amerika. Manche mit dem letzten Rest ihres Hab und Gutes, mit ein paar Zehr-

großchen in der Tasche, manche bettelarm mit nichts als dem nackten Leben.

Alexander Grönke, Mitte der Dreißig, mit buschigem Braunhaar über der sonnenverbrannten, furchigen Stirn, sitzt neben seinen Gästen am Tisch in der Wohnstube und wird, während er die Teebecher füllt und Rauchfleisch und Brot von Teller zu Teller schiebt, nicht müde zu fragen, zu berichten und sich zu verwundern. Frau und Kinder sind schon seit zwei Tagen mit dem Eisenbahntransport zur Grenze unterwegs. Wohin sie denn fahren? Und wann er sie wiedersehen wird? Und tausend Einzelheiten des Trecks will er wissen, die ihm Loh alle beantworten soll. Was aus ihren Wirtschaften werden wird, wer das zurückbleibende Vieh versorgt, ob sie im Reiche drüben nicht den Roggen und die Gerste und den Weizen brauchen, alles, was sie hier hinterlassen? Fragen, die Friedrich Loh schon tausendmal beantworten mußte und die alle aus der Unvorstellbarkeit, aus dem Wunder dieser Heimführung rühren. Es ist Alexander Grönke auch zu still geworden in seinem leeren Hause. Er braucht die Stimmen der Seinen, er braucht wenigstens Menschen, mit denen er über dieses Wunder sprechen kann. Der bewegliche Mann muß sich nun einmal wieder Luft machen. Die Wirte aus dem Koro-ner Kreise, die schon seit drei Tagen unterwegs sind, sind ihm ein Halt, sind ihm Gewährsleute für das Wunder, das den Wolhyniern widerfährt und an das sie noch immer nicht ganz zu glauben vermögen, bevor sie nicht selbst die Pferde angespannt haben und im großen Zuge mitfahren.

Nach dem Abdeessen tritt Loh noch einmal auf die Kolomiestraße und schaut in die Nachbarhäuser. Die Männer rüsten sich zum Schlafengehen, sehen noch einmal in die Ställe und prüfen dann mit schnuppernder Nase die Luft. Sie riecht nach Schnee. Sie werden nicht wieder solch einen Sonnentag bekommen wie heute. Der Winter tut sich rar mit diesen schönen Tagen...

In Grönkes Stube brennt die Öllampe mit rotem, warmem Licht. Loh hat vieles in seinen Papieren nachzuholen, während die Wirte über den Tisch hin reden und sich noch manches befragen. Aber ihre Worte fallen langsamer, be-

dächtiger; dazwischen steht oft die Stille des Hauses und der Nachhall manches tief versunkenen Gedankens. Der Hartmann von Horodyschtsche sitzt nicht mehr bei ihnen; er hat sich schon auf seinem Strohsack in der Ecke zusammengerollt und sein Schnarchen ist ganz ungestört und freimütig.

Sie sprechen von der Heimkehr in dieser Stunde, von der Not, wie sie in Angst und Sorgen ihr kleines, verlorenes Leben hier draußen in Wolhynien gelebt haben, und vom Ende der Not, an das sie noch kaum glauben können. Loh sieht über seine Schreibblätter hinweg auf. Rudolf Stammer sitzt ihm gegenüber, er preßt die Fäuste wie Schraubstöcke ineinander, als er von den Polen, den Ossadnikern, diesen Grenzjägern erzählt, die sich nach dem russischen Kriege dreist und räuberisch in ihrer Mitte angesiedelt haben. Kein Pferd, keine Ziege, nicht der Halm auf dem Acker war vor ihnen sicher. Wenn die Wirte sommers zur Ernte hinausfuhren, konnte es geschehen, daß draußen schon der Ossadnik stand und sagte: Das ist von Rechts wegen mein Feldstreifen, — geh du zu dem Deinen! Und es gab erst einen Prozeß, der Wochen und Monate dauerte und viel Geld kostete. Inzwischen aber hatte der Polack das Feld abgemäht. Und dann hole sich einer die Ernte zurück!

Der alte Andreas Wunsch hat die Hände vor sich auf der Tischplatte gefaltet, und es ist so, als ob das Erdbraun des gebeizten Tisches in die verschwielten, vertwitterten Hände übergehe, als ob sie beide aus dem gleichen Holze geschnitten seien, das in Frost und Sommerglut, in Sturm und Stille durch lange Menschenalter den wolhynischen Wettern getrost hat. Andreas Wunsch ist Wittver seit langer Zeit. Die beiden Witverringe glänzen seltsam an seinem Finger. Seine Frau starb jung, als sie ihm die Tochter Natalia geboren hatte, die jetzt sechzehn Jahre alt wird. Er selbst wird die Sechzig kaum überschritten haben, aber sein Haar und sein Bart wurden weiß und sein Rücken krumm vor der Zeit. So gleicht er einem der Ältesten in den Kolonien. Sein Blut läuft nicht mehr heiß, sein Wort und sein Ratsschlag ist milde und bedachtam. Er hat zuviel Unrecht und Elend gesehen in seinen sechzig Jahren, er

kann es aus dem Lauf der Welt nicht mehr wegdenken, die böse ist von altersher.

Gott hat uns alle in seiner Hand, Herr, sagt er zu Friedrich Loh hinüber, und seine Augen blicken groß und mit fremdem Glanz in das blakende Licht der Lampe, als blickten sie auf Dinge, die tief in ihm selbst ruhten und nun von innen zu leuchten begannen. Gott hat uns alle in seiner Hand, aber die Wege, die er uns lenkt, sind dunkel und oft jammervoll. Aber sie führen uns am Ende doch zu unserem Heil. So ist auch dieser Weg, auf dem wir jetzt gehen, Herr.

Es ist jetzt ganz still in der Stube. Loh hat Papier und Feder beiseite getan. Man hört, wie die Lampe auf dem Tisch leise zischt und pufft. Grönke erhebt sich vorsichtig und gießt Öl nach, da wächst die Flamme zu einer hellen, strahlenden Kerze an. Dann sitzt er wieder nieder. Sie warten, daß Andreas Wunsch noch etwas sagt. Sie spüren, er ist noch nicht fertig mit seinen Worten. Aber die Dinge, von denen Andreas Wunsch jetzt zu sprechen beginnt, lösen sich nur schwer und zögernd aus den Schatten der Vergangenheit. Sie sind mit Blut und Tränen in des Alten Herz versenkt, und wie sie nun draus emporsteigen, sind Blut und Tränen an ihnen, als spränge eine alte Wunde auf.

Ihr werdet noch von dem großen Kriege wissen, als im eintausendneunhundertfünfzehnten Jahre die deutschen Soldaten ins Land Wolhynien einmarschierten, Herr. Wir Deutschen haben es bei den Russen nicht schlecht gehabt, auch im Kriege nicht. Aber da rückten die deutschen Soldaten heran, und plötzlich hieß es, wir müßten in vierundzwanzig Stunden das Land verlassen und nach Rußland hineingehen. Es war schwer, wir konnten es gar nicht glauben. Wir gingen zum Schultheiß und zum russischen Hauptmann, aber nichts half es. Wir mußten fort. Es war im Juli, am nächsten Morgen sollte die Ernte in den Kolonien beginnen.

Da machte ich den Wagen lang, um ein bißchen Habe daraufzuladen, die Nachbarn taten es ebenso. In der Frühe am 3. Juli verließ ich meine von den Vätern ererbte Wirtschaft, nahm mit mir meine Frau, Hedwig, die Tochter von Reinhold Sängner von Marjanowka, und unsere Kinder,

Franz im vierzehnten Jahre, Georg im dreizehnten Jahre, Hedwig im elften Jahre, Andreas im neunten und Bertha im sechsten Jahre ihres Lebens. Der Knecht war am Tag zuvor davongelaufen und hatte Geld und Lebensmittel von großem Wert gestohlen. Wir ließen das Vieh aus den Ställen, damit es sich allein sein Futter suche, sagten mit schwerem Herzen dem Hofe Lebewohl und bestiegen den Wagen. Auf der Straße nach Rußland fuhren mit uns viele Deutsche. Wir trafen Nachbarn und Wirthe aus anderen Kolonien, die alle wie wir ausgewiesen worden waren und nicht wußten, wohin sie sollten. Es war viel Herzeleid auf der Landstraße und viele weinende Menschen. Aber wir hofften, daß Gott uns gnädig aus unserer Trübsal führen würde.

Drei Tage lang fuhren wir durch den großen Wald, schliefen unter den Bäumen und sehnten uns die Augen aus nach der Heimat. Jeden Morgen, wenn wir weiterfahren mußten, weinten die Frauen und beteten, daß wir heimkehren könnten. Bei Sarny lagen wir danach eine Woche im Walde versteckt und warteten. Da zogen russische Regimenter an unserem Lager vorbei, sie trieben uns heraus, wir mußten weiterziehen. Es war auch Johann Marquardt aus der langen Reihe von Niespodschiapka bei uns mit seiner Familie, die sehr zahlreich war, der Vater von Adolf Marquardt, unser Nachbar. Wir hielten zusammen und theilten, was wir besaßen. Von allen Wagen klangen fromme Lieder, mit denen sich die Menschen Trost zusprachen, denn sie waren sehr verzweifelt.

Abends stellten wir die Fuhren in langen Reihen nebeneinander unter den Waldbäumen auf, zündeten die Feuer an und hielten Gottesdienst ab. Es starb manch einer unterwegs an der Hitze oder wurde vom Wagen überfahren, wie das jüngste Kind von Johann Marquardt, das wir unter einer hundertjährigen Eiche begruben. Die Sonne brannte ohne Unterlaß, Tag für Tag, die Straßen waren so staubig, daß wir oft nebenher durch den Wald fahren mußten, weil wir sonst bis zu den Achsen im Sande versanken. So brauchten wir bis Stolyn fast zwei Wochen.

Eines Tages erkrankten viele Menschen an blutigem Durchfall. Auf jedem Wagen gab es Leidende, denn wir

hatten stets entlang dem Gorynfluß unseren Weg genommen und zum Kochen uns das Wasser aus dem Fluß geholt, der wohl nicht sauber gewesen sein muß. Mit vielen Kranken zogen wir nach Stolyn hinein, aber da gab es kein Spital, in dem sie gepflegt und geheilt werden konnten, denn die Spitäler waren alle von verwundeten Soldaten voll. So mußten wir mit unseren Kranken die Stadt verlassen. Das war ein trauriger Weg; wir stellten unser Lager eine halbe Wegstunde weiter auf einer Wiese auf. Keine Pflege war da, keine Heilung. Ein russischer Militärarzt, der ein einziges Mal unser Lager aufsuchte, konnte nichts gegen die schreckliche Seuche tun. Er ging unberichteter Sache fort, versprach uns zwar wiederzukommen, aber wir warteten umsonst auf ihn. So blieben wir uns selbst und Gottes Hilfe überlassen.

Da begann ein großes Sterben unter den Menschen, das in wenigen Tagen zwanzig von ihnen dahinraffte, meist alte Männer, Frauen und ganz kleine Kinder. Auch unsere Tochter Bertha, die Jüngste, wurde am zweiten Tage krank, sie bekam das hitzige Fieber und erbrach sich oft. Wie hatten wir Angst um sie und wußten doch keinen Rat! Nachts stöhnten und röchelten um uns die Todkranken; wir horchten angstvoll auf den Atem unseres Kindes, der heiß und schwer ging. Aber er ging noch über ihre Lippen, Gott sei Dank. Sie warf sich auf den Decken der Lagerstätte herum und sprach im Fiebertraum, aber nichts konnten wir tun, als ihr Hände und Mund mit kühlem Wasser zu neßen. Das währte drei Tage und drei Nächte.

Am Morgen, als der Gestank der Kranken und das erste Sterben offenbar wurde, erhob sich große Angst im Lager und viele wollten fort, um nicht in der Nähe der Seuche zu weilen. Sie spannten schon die Pferde vor die Wagen. Da marschierten die russischen Soldaten von Stolyn heran, sperkten unser Lager ab und verboten den Leuten fortzuziehen. Sie stellten Wachen um das Lager und ließen keinen mehr heraus. Wir waren wie Gefangene. Da sang ein großer Jammer an, daß wir hier alle verenden würden und keiner mehr die Heimat wiedersehen könnte. Sie schrieten und waren außer sich in ihrer Angst. Dann saßen sie stumm da und warteten auf das Ende. Die Lebenden kümmerten

sich kaum noch um die Sterbenden, nur nachts trugen sie manchen fort, der mit uns ausgezogen war und nun den letzten Seufzer gethan hatte. Auf freiem Felde begruben sie ihn neben der Wiese. Der Kantor sprach ein Gebet über ihm, dann deckten sie eilig und voller Furcht das Grab zu. An jedem Morgen zählte man mehr Gräber.

In der dritten Nacht, in der wir an der Lagerstätte unseres Kindes wachten und um uns den Jammer der Todkranken hörten, erbebte die Erde von weitem wie von Gewitter. In der Ferne ging ein unablässiger Donner, der erst in den Morgenstunden aufhörte, aber bald von neuem begann. Wir achteten dessen zuerst nicht sehr, denn unser ganzes Sinnen war auf die Krankheit unseres Kindes gerichtet. Uns schien es, als schlafe sie ruhiger als in den Nächten zuvor. Die vier Männer aber, die gerade einen Gestorbenen zwischen den Lagerfeuern zum Grabsfeld trugen, hielten inne, denn ein Gewitter hatte es im ganzen Monat Juli noch nicht gegeben. Dann schritten sie eilig weiter.

Der Morgen brachte uns eine große Gnade. An unserem Kind war das Wunder der Heilung vollbracht. Nun schlief es sanft und ruhig in die Sonne hinein und ihr Gesicht war zum ersten Male wieder voll Frieden. Herr, da habe ich mich vor sie hingekniet, ihre Stirn geküßt und ein Gebet des Dankes gesprochen, daß Gott meine Tochter gerettet hatte aus der Krankheit und dem Sterben. Am Abend schon wollte sie wieder aufstehen von ihrer Lagerstätte, wenn sie gleich schwach und ohnmächtig in den Füßen war. Zwei Tage später sprang sie wieder lachend unter uns umher und war gesund wie zuvor.

An diesem Morgen erst wurde ich den Donner in der Ferne gewahr und merkte auf die Erregung unter den Wirten im Lager. Denn es waren auf einmal viel mehr russische Soldaten da. Sie schanzten das ganze Horynuser unten entlang Gräben und Wälle und bauten Erdlöcher aus. Sie schrien dabei und hasteten umher, die Offiziere liefen wie die Ameisen durcheinander und redeten aufeinander ein. Da ließ uns schon der russische Hauptmann zusammenreten und sagte, wir hätten alsbald Wagen und Pferde zu verlassen und würden auf Staatsfuhr nach Rußland

gebracht. Wir mußten also schnell unsere Fuhrn abladen und die Pferde einspannen, die Rußländer fuhrn sie uns im Handumdrehen davon. Dafür bekamen wir eine Bescheinigung, die sollte gutes Geld sein. Später einmal, sagte der Hauptmann, wenn der Krieg zu Ende ist.

Wir waren sehr erschrocken. Und was jetzt tun — ohne Geld? fragten wir. Und unsere Kranken? Und unser Gepäck?

Macht euch keine Sorgen, sagte der Hauptmann. Es geht alles gut und gerecht zu. Euer Gepäck dürft ihr mitnehmen und eure Kranken kommen in die Spitäler, die werden jetzt leer.

Aber wir trauten ihm nicht und unsere Weiber erst recht nicht. Sie fingen ein Weinen und Lamentieren an und bedrängten den Hauptmann, daß er sie bei Gott und allen Teufeln verfluchte und davonließ.

Da saßen wir nun todestraurig ohne Wagen und Pferde und um uns unsere Habe in Säcken und Kisten und unsere Kranken und wußten nicht, was aus uns werden sollte, ein rechter Haufen Elend. Wir sahen, daß es uns immer schlechter ging, aber es gab keinen Ausweg. Wir hatten auch von den Russen erfahren, daß der Krieg näher rückte und daß wir deshalb von hier weg mußten. Denn der Donner in der Luft kam schon von den deutschen Kanonen, und die Deutschen würden ganz gewiß bald vor Stolyh erscheinen. Deshalb bauten die Russen die Schanzen und Gräben drüben am Horynuser und waren tödlich aufgeschreckt. Einige von den Unseren rieten, wir sollten uns in den Wald auf die Seite schlagen und warten, bis die Deutschen kämen, dann könnten wir vielleicht unbehelligt wieder nach Hause. Aber wir hatten ja die Gespanne bei den Russen und konnten auch unsere Kranken und unsere Habe nicht im Stich lassen.

So verging der Vormittag. Der Geschützdonner wurde lauter. Am späten Nachmittag endlich kam der russische Hauptmann mit vielen großen Transportwagen zurück. Da wurden zuerst die Kranken aufgehoben und niedergelegt. Es waren auch solche darunter, die brauchten nicht mehr ins Spital, sie waren in den letzten Stunden verschieden und fanden ihre Stätte auf dem Grabfeld. Es gab bitterliche

Augenblicke, Herr, als die Angehörigen von ihren Kranken Abschied nahmen, wußte denn einer, ob er die Seinen noch einmal sehen würde in diesem Leben? Die Kranken blieben im Spital in Stolyh, wo bald die Deutschen sein würden, wir aber, alle die Gesunden, zogen weiter ins unermessliche Rußland. Die Gesunden gaben den Kranken Trost und viele Tränen mit auf den Weg, an den Krankentwagen hingen die Kinder und jammerten um Mutter, Vater oder Brüder. Dann fuhren die Wagen fort, den Stolyhner Spitäälern zu, und es folgte ihnen jedes Auge.

Als wir allein waren, sahen wir, wie die böse Seuche unter uns gewüthet hatte. Da waren Frauen mit Kindern, die hatten den Vater verloren, und ebenso waren Väter da, die hatten die Frau begraben, und standen nun mit ihren Waislein allein. Und viele mußten ihre Kinder in jungem Alter der Seucheopfern. Alte und Gebrechliche hatten ihren Schuß und Anhang verloren und wünschten, daß sie unten in dem Grabfeld lägen, aber der Tod war an ihnen vorbeigegangen.

Dann stiegen wir in die staatlichen Wagen ein, die uns nach Rußland bringen sollten. Aber es war viel zu wenig Raum da für uns und unser Gepäck. Die Hälfte von allem und mehr noch mußten wir da lassen, Betten, Kleider, Essen, Gerät, was wir alles von Hause mitgenommen hatten, um auf der Reise keine Not zu leiden. Das blieb alles da. Da hatten die Juden, die wie Ungeziefer unseren Lagerplatz umschwärmten und sich gleich Karren und Ziehwagen mitbrachten, einen guten Tag. Sie fielen wie die reisenden Wölfe über Kisten und Säcke, ließen alles durch ihre schmutzigen Hände und ihre falschen Augen gehen, handelten und verwarfen, luden auf und luden ab, gaben einen Spottgroschen für das beste Gut und lachten sich eins ins Fäustchen, daß sie so billige Ernte hielten. Was konnten wir Deutschen tun? Wir mußten ja alles preisgeben und froh sein, daß wir noch ein Almosen dafür bekamen. Alles das Unsere blieb am Wege liegen, die Juden aber fuhren es mit hochbepackten Karren davon und verkauften für teures Geld den Hausrat guter deutscher Familien, die oft nicht einmal das Liebste davon retten konnten. Herr, ich habe gesehen, wie dieses Volk mit sündigen Fingern in un-

ferer Habe gewühlt hat, ich habe gesehen, wie sie die Wäsche und das Linnen für unsere Kinder angefangert und in den Schmutz geworfen haben. Es hat mich geekelt, das gute Gewebte wieder aufzuheben aus ihren Händen. Sie haben es gekauft und haben mir fünfzig Kopeken dafür gegeben, was Mutter und Muttermutter lange Jahre für Kinder und Enkel zubereitet hatten. Ich habe eine deutsche Bibel besessen, da haben Vater, Großvater und Großvaters Vater die Namen und die Wanderschaft ihres Geschlechts hineingeschrieben, die haben die Juden mit gierigen Händen angefaßt und boten mir zehn Kopeken. Da habe ich sie zerrissen und unter die Räder geworfen, daß sie die Juden nicht bekamen. Darauf hat der Jude geschrien und gelärrmt, denn sie wurden frech und boshaft, als sie sahen, daß ihnen ja alles in den Schoß fiel, und schließlich hat er noch darauf gespuckt. Ich aber habe mich abgewendet, um sein Gesicht nicht mehr zu sehen. Als sie fortgezogen sind, Karren hinter Karren, mit höhnischem Lachen und als wir ausgeplündert auf die Fuhren gestiegen sind, da hat mich das Grauen gepackt über unserer Not und ich habe mich erbrochen.

So zogen wir nach Osten über den Horn, auf dessen hölzerner Brücke sich mit uns viel russisches Heer, Soldaten, Offiziere, Kanonen, Reiter, Heer aller Art, über den Fluß ergoß. Kaum konnten unsere Wagen sich langsam vorwärtschieben, und jede Weile stockte der Zug. Schon schlugen die Geschosse der deutschen Kanonen rechts und links von uns ein, ich sah sie viele Male im Wasser des Horn aufspritzen und untergehen. Über uns war das beständige Heulen und Krachen der Granaten, die auf einmal heftig die neuen Schanzen am Flußufer zum Ziel hatten, um der russischen Besatzung von Stolyn den Rückweg abzuschneiden. Wir sahen auch, wie eine von ihnen in eine marschierende Abteilung traf, wie sie die Menschenleiber zerriß und hoch in die Luft schleuderte. Da schrieten unsere Frauen entsetzlich auf. Ein Getümmel entstand ohnegleichen. Wer stürzte, kam unter die Räder und ging elend zugrunde. Im Galopp gingen unsere Pferde durch und trugen uns — gottlob ohne Schaden für uns — auf das andere Ufer.

Hier wandte ich mich auf dem Höhenzug des Ufers um,

auf dem die Russen schon in die Gräben und Befestigungen einrückten. Ein Offizier sprang vor unsere Pferde und verwies uns barsch des Weges, denn ununterbrochen jagte russisches Militär über die Straße das Flußufer entlang, bald zu wenigen, bald zu vielen. Wir suchten neben der Straße vorwärtszukommen, aber es war schlecht im Gestein und in den Bodenkrümmen zu fahren. Hinter uns hatten die letzten Wagen, es konnten wohl vierzig oder fünfzig sein, alle dicht mit Menschen und Gepäck beladen, die Brücke verlassen. Bald kamen sie voran, bald klemmten sie im Menschenstrom fest und warteten, während die Pferde sich vor Angst hoch aufbäumten, bis wieder Durchfahrt entstand. So schoben sie sich die Uferlehne hinauf. Die Kutscher hatten große Mühe, daß ihnen kein Pferd ausbrach und den Wagen umwarf, und wir waren froh, als endlich alle den Fluß und das Ufer verlassen und den Berg erreicht hatten, ohne daß ein Wagen zu Schaden gekommen war. Denn bis auf den Höhenzug hinauf schlugen zurweilen die deutschen Geschosse ein. Die Kutscher fluchten und verschworen sich, das sei die wildeste Fahrt ihres Lebens, die Frauen beteten und zitterten an allen Gliedern, und die Kinder weinten und verbargen das Gesicht im Rock der Mutter, wir Männer aber warteten mit stoßender Brust, daß alles durch Gottes Güte für uns noch gnädig ausgehe.

Jenseits des Flusses aber lag die Stadt Stolyn. Immer noch sahen wir durch die Bäume und das Gebüsch der Straße Soldaten herüberkommen. Sie liefen jetzt ohne Ordnung, versteckten sich hinter Häusern und Zäunen, wenn die Geschosse in ihrer Nähe niederfielen, sprangen hervor und versteckten sich wieder, warfen ihre Waffen fort, ihr Gepäck, — nur schnell, nur schnell zum Fluß! Wir sahen sie rennen, wir sahen auch dort unten die Granaten einschlagen. Sie warfen Bäume um und rissen die Straße und die Felder auf. Die Wiese, auf der wir tagelang gelagert hatten und von der wir erst vor einer Stunde abgefahren waren, zeigte schon viele Löcher, wo die deutschen Geschosse in die Erde gefahren waren. So dankten wir der wunderbaren Fügung, daß wir nun gerettet und der furchtbaren Schlacht entronnen waren. Da fuhr plötzlich mit dem Geföse eines Blitzes ein wütendes Geschöß in einen mäch-

ligen Baum, nur fünfzig Schritt zu unserer Linken, spaltete den Stamm von oben bis unten, so daß die eine Hälfte mit Krone und Ästen sich jählings zur Seite neigte und zu Boden sank, und schüttete unten noch das Erdreich tief auf, daß ein Regen von Staub und Steinen weit im Umkreis niederfiel und auch uns überspritzte. Und in demselben Augenblick traf ein anderes Geschöß die Brücke unten am Fluß, über die die Soldaten sich in wilder Hast herüberretteten. Es gab einen zweiten mächtigen Donnerschlag, der allen in den Ohren gellte, die Pfeiler barstten und versanken im Flusse, und Fußsteig und Geländer sanken ihnen nach. Aus vielen Kehlen stieg ein Schrei zum Himmel, dann waren Menschen und Tiere, die gerade die Brücke überquerten, in der Flut verschwunden. Sie tauchten wieder auf und suchten verzweifelt das Ufer zu gewinnen, manchen gelang es auch, aber längst nicht allen. Denn wenn der Fluß auch nicht hoch stand, so hatte er doch Wasser genug aus den großen Sümpfen, daß viele darin den Tod fanden. Wir sahen noch ihr Winken, wir hörten ihr gellendes Hilferufen, wir sahen sie von neuem in das Wasser versinken, und dann sahen wir sie nicht mehr.

Geängstigt und betäubt verließen wir den schrecklichen Ort und trachteten so schnell wie möglich landeinwärts zu kommen. Bald hatten wir die Stätten des Krieges hinter uns und hörten nur noch von weitem die grollenden Stimmen der Kanonen. Dann verstummten sie ganz, und wir fuhren durch das Land des Friedens. Es war uns so seltsam dabei zu Gemüt, nach diesen Stunden. Denn, Herr, wie konnten wir es glauben, daß noch die Sonne mit ihren Strahlen schien und daß der Tag so friedlich war, nachdem wir den Tod so nahe als Nachbar gesehen hatten?

Anfangs trafen wir noch viele russische Truppen, die in den Krieg marschierten. Sie kamen zu Fuß und zu Pferde, müde und staubig von langen Märschen, Troßwagen und Geschütze, so weit das Auge reichte. Die Menschen sahen uns erstaunt an, die Offiziere fragten uns aus, woher wir des Weges seien und welches Landes. Wir sagten, daß wir aus Wolhynien kämen und daß dort vorn am Fluß der Krieg heftig entbrannt sei. Da schwiegen sie und sahen uns oft mißtrauisch, manchmal auch mitleidig an,

denn viele glaubten in Rußland, daß wir Wolhynier Espione der Deutschen seien um der gleichen Sprache und des gleichen Geschlechtes willen. Aber wir sahen so armselig aus auf unseren Fuhren, daß man uns oft ein Stück Brod und einen Becher Wasser reichte und daß man uns kein Leid that in unserer Armut.

Die russischen Kutscher, denen der Schreck immer noch in den Knochen saß, trieben die abgehungerten Pferdchen ohne Unterlaß mit Peitsche und Zügel an und gönnten ihnen wenig Rast und Futter. Fort ging es immerzu unter der brütenden Sonne, gegen die wir wenig Schutz fanden. Sprach einer der Unseren mit diesen Menschen, so schalteten sie und fluchten und taten, als seien sie unsere Gefängniswärter und als hätten wir sie mit Lebensgefahr bedroht, obwohl doch auch wir der Todesnot nahegestanden hatten. Kaum ließen sie uns Zeit, einen Bissen Brod aus dem Sack zu ziehen, kaum ließen sie uns einen Trunk Wasser schöpfen oder uns von dem gewaltigen Gedränge und Gerüttel der Fahrt erholen.

Rings um die schlechte, ausgefahrene Straße — es war ein Seitentweg und nicht die gute Poststraße, auf der wohl gerade die Truppen in großer Uebermacht hin und her marschierten, — rings um unsere Straße grüntem die Wiesen, die in saftiger Reife und nicht dürr und verstaubt dastanden wie das Land zuvor an unserem Wege. Es war aber das Grün der weitverzweigten Sümpfe, die hier über Meilen und Meilen das Erdreich bedeckten und in denen jeder Fuß versinken konnte, der unbehutsam die gebahnte Straße verließ. An mancher Stelle standen immer noch trotz der Sommerhize Wasserlachen und Seen, von Schilf und schwimmendem Moos bedeckt, zwischen den hohen Gräsern oder unter Gestrüpp verborgen. Es wuchsen Wälder auf dem moorigen, schwankenden Boden, und ungezählte Sumpfvögel fanden darin ihre Nahrung.

Am ersten Tage fuhren wir bis tief in die Nacht hinein, ohne Unterbrechung, bis wir im Dunkel nach vielen Stunden, da sich keine Hütte, kein Dorf zeigte, am Straßenrand unter einem Spalier knorriger Kopsweiden Halt machten. Hier spannten die Russen, ohne sich um uns zu scheren, die Pferde aus und banden sie an den Stämmen fest, zündeten

ein mächtiges Feuer auf der Straße an und hockten sich alle darum. Wir krochen mit schmerzenden Rücken und Beinen von den Fuhren und suchten uns, ohne noch eines Wortes fähig zu sein, einen trockenen Platz am Wiesenfaum, wo wir alsbald einschliefen. Da wachte ich mitten in der Nacht auf von einem gellenden Hilfeschreien. Als ich aus der Schlafestiefe zu mir gekommen war und die heftigen Worte der Russen am Feuer vernommen hatte, wußte ich, daß ein Unglück geschehen war. Sie hatten die Wodkaflasche gewiß die ganze Nacht herumgehen lassen, denn sie waren alle betrunken. Die meisten lagen schlafend und schnarchend am Feuer, einige mit verbrannten Mützen, mit angeräucherten Stiefeln, die anderen tockelten kreischend und singend zwi- schen den Wagen. Vom Moor her aber kamen ohne Unter- laß die Schreie, schon nur noch gurgelnde Laute, nur noch Fetzen von Schreien, von wahnsinniger Angst erfüllt. Einer der Russen war betrunken über die Sumpfwiesen geraten, in seiner Verblendung nicht wissend, was er tat, und von den anderen nicht gewarnt und nicht gehindert. Da sang er an zu sinken, und jetzt erst mochte er ahnen, wo er war und was ihm drohte, aber da war es zu spät. Seine Rufe kamen aus unbestimmter Ferne und aus einem Nach- dunkel, das nicht zu durchschreiten war, außer es hätte einer die Steige und Ränder des Moores gekannt. So stand ich mit ein paar Russen, die der Schreck wieder ernüchtert hatte, am Straßenrand, wir schwenkten brennende Scheite, aber unter uns glänzte gierig und unergründlich das Moor- wasser. Die Todeschreie von drüben waren verstummt.

Am anderen Morgen erkannten wir, daß dem Russen, der gerade unseren Wagen gelenkt hatte, auf dem meine Familie und die Familie von Johann Marquardt fuhr, das Los gefallen war, im Moor zu sterben. Es war kein guter Mensch, denn er hatte uns mit Worten und Taten gequält und hatte einen bösen Blick auf unsere geringe Habe. Da nahm ich selbst die Zügel und fuhr fortan den Wagen nach Rußland hinein.

In den Dörfern, durch die wir danach streiften, war viel Lärm und Lebendigkeit, und nur mit großer Mühe und Geduld kamen wir da hindurch. Eine große Russenarmee strömte dort zusammen. In allen Häusern, in allen Gassen

lagerten die vielen Hunderte und Tausende. Wir staunten gewaltig, aber wir hatten auch alle in unseren Herzen Sorge um die deutschen Soldaten, die doch unsere Brüder waren. Jedoch wir durften ja nichts davon verraten, denn es hätten die Rußländer davon hören und uns gefangennehmen können. Doch wir sagten zu uns, die Deutschen haben ja schon so viele Armeen in Rußland besiegt und verjagt, — warum nicht auch diese?

Vor Abend des nächsten Tages zogen wir erschöpft und verstaubt in Davidgrodek ein, einem kleinen Städtchen am Pripjetfluß, und hier sollte, ehe wir es wußten, unsere Reise vorläufig zu Ende sein. Die Juden und die Muschiken standen schwaßend und lachend vor ihren Häusern und zeigten auf uns, aber wir ahnten, daß es für uns hier wenig zu lachen geben würde. Wir mußten in dem großen Hofe eines Sägewerks aussteigen. Die Wagen fuhren rasch davon. Hier warteten schon viele hundert Deutsche auf uns, die wie wir aus Wolhynien gezogen waren. Wir fragten, was wohl mit uns geschehen würde, aber keiner sagte uns Bescheid. Als es Abend war, gab man uns nichts zu essen, auch keine Lagerstatt zum Schlafen. Niemand durfte aus dem Hofe, so hatten etliche keinen Bissen Brot und kein Stücklein Fleisch. Da teilte, wer etwas zu essen bei sich hatte, mit denen, die nichts besaßen, damit keiner Hunger leide. Zum Schlafen bauten die Männer für ihre Frauen und Kinder aus den Bretterstößen im Hofe kleine Hütten, in denen sie sich mit ein paar Decken aus dem Mitgebrachten ausruhen konnten, so gut es ging. Am nächsten Tage blieben wir ebenfalls noch auf dem Hofe, wurden von einem Schreiber aufgenommen und registriert. Aber nun durften wir wenigstens bis zum Abend in die Stadt hinaus und uns kaufen, was wir notwendig hatten. Auch am zweiten und am dritten Tage lagen wir noch in dem Sägewerk und noch immer war keinem bekannt, wohin wir sollten.

Es vergingen viele Stunden, in denen wir zwischen Hoffen und Bangen schwankten, was aus uns Deutschen werden würde. Vom Kriege hörten wir nicht viel. Hin und wieder saß ein Trupp von Flüchtlingen mit erlöschenen Augen und müden Leibern an der Straße. Sie kamen aus den zerschossenen Dörfern am Hornyn oder noch weiter, aber

sie wußten nichts von Wolhynien und wußten auch nicht, ob die Russen oder die Deutschen siegreich waren. Manchmal sahen wir Soldatenkolonnen vorbeiziehen, sie zogen noch immer nach Westen. Auf dem Pripjetfluß, an dessen Ufer wir oft wartend saßen, lagen Rähne und Barkassen mit Kriegsgerät, das abgeladen und fortgeschafft wurde. Die Leute in der Stadt, Kaufleute und Wirthe, mit denen wir sprachen, konnten gerade so wenig aussagen wie wir. Sie bekreuzten sich und blickten zum Bilde ihrer Gottesmutter von Kasan im Stubentwinkel:

Gott schenke uns Frieden, Väterchen! Unsere Männer und unsere Söhne sterben draußen vor den Deutschen, und keiner wird wiederkehren.

Da verließen wir stumm die niedrige graue Wirtsstube ohne Rat und Auskunft.

Die Leute wußten nur zu sagen, daß bei Stolyn noch bittere Kämpfe geführt würden. Als sie hörten, daß wir von Stolyn gekommen waren, umringten sie uns, und wir mußten erzählen, was wir dort erlebt hatten.

Es währte noch einen oder zwei Morgen. Da zogen Flüchtlinge in großen Scharen und in rascher Fahrt durch die Stadt. Ihnen folgten Soldaten, in Abteilungen und in versprengten Trupps, denen man die wilde Heze ihres Fluchtweges ansah. Sie verbreiteten die Kunde, daß die Deutschen über den Horyn gedrungen und die Russen geschlagen worden seien. Nun wußten wir, daß unseres Bleibens hier nicht mehr war. An diesem Morgen fehlten auch die Verpflegungswagen der Russen, die immer Brot und Essen für uns ins Sägewerk gebracht hatten. Wir warteten auf sie, aber sie kamen nicht mehr. Dafür hieß es, wir sollten alsbald das Unsere zusammenpacken und dann marschirten wir viele hundert Deutsche durch die Stadt zum Pripjetfluß hinaus. Es war ein schlechtes Marschieren, wir mußten uns ängstlich aneinander festhalten, damit niemand aus der Familie und der Freundschaft weggestoßen würde, denn alle Straßen wimmelten von Fremden, von Soldaten, Flüchtlingen, Fuhrern, und die Menschen gebärdeten sich heftig und verzweifelt. Es war ein Drängen und Schieben, ein Schreien und Schelten in der Menge, daß wir erst ruhig wurden und aufatmeten, als wir hinab zum Fluß

gelangten. Die Mütter hielten ängstlich ihre Kleinen fest, daß sie ihnen nicht verlorengingen, und die Wirte stellten das Gepäc̄k daneben ab und wischten sich den Schweiß von Stirn und Gesicht.

Im Flusse lagen drei Rähne für uns vor Anker, auf denen wir die Weiterreise antraten. Rähne, groß genug, daß auf jedem von ihnen zwei oder drei ganze Wirtschaften Platz gehabt hätten, wie wir sie zu Hause verließen, samt Haus und Hof und Ställen. Dort wurden wir hineingeschickt. Es gab bei uns viel Staunen, Verwunderung und Ängstlichkeit, als die Frauen und Kinder die engen Stege und die Decks betraten, die leicht im Wasser schaukelten. Herr, niemand von uns war sein Leben lang zu Schiff gefahren, wir haben immer nur Land und Erde unter den Füßen gehabt, und nun sollten wir — Gott allein wußte wie lange — zu Schiff gehen. War es da verwunderlich, daß es Menschen unter uns gab, die keinen guten Ausgang der Reise weisagten, als sie die schwankenden Schiffsbretter betraten? Mancher lachte über sie, und es hätte uns vielleicht ganz gut gefallen können, wenn mehr Raum da gewesen wäre. Aber zu bald war jeder freie Platz mit Menschen besetzt. Unter Deck und über Deck lagen sie neben ihrer Habe dicht wie das Stroh in der Scheune. Und wollte einer ein paar Schritte weit gehen, mußte er sich durch Berge von Säcken und Gepäc̄k zwingen und sich an den zusammenrückenden Leuten vorbeischieben, die nur schwer und unwillig Platz gaben. Aber in ein paar Stunden hatten sich alle so weit eingerichtet, daß sie sich erträglich befanden. Zudem war es auf dem Oberdeck leerer, und die Männer standen viel hier oben und betrachteten die wechselnden Bilder des Flusses, während die Kinder, klein und flinkfüßig, sich überall mit Jagen und Spiel zurechtfinden.

So hatte uns also unser Schicksal auf die Schiffe geführt. Seltsame Weise! Seltsam, daß wir aus der Heimat vor den deutschen Soldaten, unseren Landsleuten und Brüdern, fliehen mußten. Seltsamer vielleicht, daß wir am Horyn noch knapp ihren Kanonen entwichen, die mörderisch auf uns gerichtet waren, und wieder seltsam, daß sie uns nun bis hierher folgten und wir zum dritten Male vor ihnen flüchteten. Trotzdem gingen unsere Gedanken zu ihnen

herüber, als wir den aufgeregten Menschenströmen in der Stadt entronnen waren, ob sie nicht jetzt noch kämen, uns aus unserer Verbannung zu befreien. Denn Verbannung war es, was auf uns wartete, und unsere Augen blickten dunkel in die Zukunft.

Als die Rähne vom Ufer ablegten, standen alle auf dem Deck und sahen zu, wie wir langsam und unmerklich abfielen, wie Gras und Planken, Sandbank und Böschung sich lautlos entfernten und wir unaufhaltsam der Strommitte zuglitten. Die Holzbaracken und Lagerplätze drüben wurden kleiner erst, dann blieben sie zurück, und hinter der ersten Biegung des Flusses sahen wir nichts mehr von ihnen, nur der bauchige Turm der Kirche ragte noch eine Weile über das Ufergebüsch. Vor uns erblickten wir das breite Bett des Flusses, in das der Schiffskiel hineinschnitt, Wald streckte sich zu beiden Seiten aus, nur von dem gefährlichen Wasserloch in der Mitte unterbrochen, das uns unaufhörlich anzufaugen und von der Heimat fortzuziehen schien.

Das war nun tagelang das gleiche Bild. Wasser am Morgen, am Mittag und am Abend, auch in der Nacht, wenn wir keinen Schlaf fanden, hörten wir es ruhelos glucksend an die Schiffsbretter schlagen. Die Nächte waren kühl, am Morgen aber brachte die Sonne Wärme mit, und im Laufe des Tages wurde es im Unterdeck zum Ersticken schwül und moderig, daß man es dort unten fast nicht mehr aushalten konnte und jeder am Oberdeck im Schatten den kühlen Luftzug suchte, der über den Fluß wehte.

Es ist nicht gut, Herr, wenn ein Bauer, der Hans und Vieh und Felder daheim sein eigen nennt, aus seinem Lande aufbricht und weit in die Welt ziehen muß, dieteil das Feld verkommt, vom Kriege überfallen und — wer weiß? — vielleicht verwüstet und vernichtet wird. Es ist nicht gut, wenn er dazu seinen Weg über das Wasser nimmt, auf dem er noch nie gewandelt ist, dort ist er fremd und verloren wie der Jünger des Herrn, der über den See schreiten wollte. Er muß nicht nur immerzu an sein Haus und sein Feld daheim denken, es kommen auch die bösen Geister des Wassers, sie sind seinem Ohr nahe und hauchen ihm ihren schlechten Atem ein, daß er von der Fahrt über die Ströme

krank wird. Er legt sich dann eines Tages hin und will nicht mehr aufstehen. Blei ist ihm in den Kopf und in die Glieder geträufelt, sie sind ihm zu schwer geworden, und dazu hat er schlimme Träume und Bilder vor den Augen. Das ist der Atem der Bösen, die aus dem Wasser kommen und den Menschen vom Lande krank machen.

Unterwegs überfiel alle mit großem Ungestüm das Heimweh, und es klangen von allen Schiffen die alten Heimatlieder, die wir noch von unseren Müttern gelernt hatten. Die Frauen und Kinder sangen sie zumeist, sie wußten soviel davon, aber dann sangen auch die Männer mit. Wenn wir innehielten, hörten wir von den anderen Schiffen den Gesang über das Wasser. Es war meist abends, wenn die Schiffer die Lichter an den Seitentwänden außen anzündeten und in einer Bucht im Strom vor Anker gingen. Mit den letzten Liedern sangen die Frauen ihre kleinen Kinder auf dem Schoß in den Schlaf. Dann blieben wir bis zum Entschlummern mit unseren Gedanken still und allein.

Wir fuhren durch ein Land des tiefsten Friedens. Wo war der Krieg hin, dem wir eben noch enttrinnen mußten? Am dritten oder vierten Abend begegnete uns ein Zug von Rähnen, von einem Dampfschiff gezogen, auf denen Soldaten sichtbar waren. Das war lange Zeit der einzige Bote des Krieges. Wir überholten einmal auch eine Flotte von Flößen, die Holz stromabwärts trieben. Um unseren Weg lag nichts als Wald, endloser Wald. Wir hörten die Vögel und sahen das Wild ans Ufer treten und trinken. Schwärme von Fischreihern kreuzten über dem Strom, Möwen statterten um unsere Boote und haschten nach den Resten des Essens. Kaum zeigten sich nach langen Stunden einmal die Hütten eines Dorfes oder eine einsame Fähre, in der ein verwundeter Fährmann unserer Vorüberfahrt nachschaute.

Unsere Schiffsmannschaft waren drei oder vier Ukrainer, die den Strom seit Jahr und Tag kannten. Zwei von ihnen mit dünnem Kalmückenbart und schiefen Augen bedienten die Schiffstrossen und stießen die Rähne mit langen Stangen zurweilen deckeinwärts ab. Der Rudersmann aber, ein Weißbart von wohl siebzig Jahren, stand tagein, tagaus mit kaum bewegter Hand an seinem Steuer und be-

trachtete mit seinen grauen, alten Augen wie ein Sperber Strom und Himmel, still und voll geheimer Wissenschaft wie ein Apostel aus der Bibel. Zu ihm haben wir uns manchmal gesetzt, während die Kinder im Vorder Schiff spielten, und er hat uns die Augen aufgetan für Mond und Sonne und Sterne und ihren ewigen Wandelgang ob allem Menschlichen, hat uns den Sturm und die kreisende Flut der Gewässer gelehrt, wie sie von Norden nach Süden ziehen und nach langer Unruhe in den Frieden des Meeres münden. Er brauchte wenig Worte dafür, er sprach aus sich selber, vielleicht war er selber ein Stück aus diesem Strom und seiner Natur, so fühlten wir aus seinem Wesen das Gesetz von Flut, Strom und Sturm. Wenn er in seinem weißen Haar am Ruder stand und die grauen Augen in die Ferne richtete, da kamen auch unsere Kinder, lehnten sich an uns und starrten ihn an wie einen Zauberer. Denn, Herr, wer Schiffe über die schwankende, haltlose Flut ihrem Ziele zusteuert, wer Bahnen durch das Wasser gräbt und dem entweichenden Strom seinen Willen aufzwingt, muß der nicht ein Zauberer sein in den Augen der Kinder?

Die anderen Schiffer mochten uns nicht leiden, weil wir Deutsche waren, das sahen wir wohl. Sie gingen umher, schlugen die Kinder und spielten uns manchen Streich. Daß sie es nicht ärger trieben, mochte wohl sein, daß sie es mit dem Rudersmann nicht verderben wollten, der manchmal mit uns sprach. Aber sie hatten falsche Augen und suchten mit kleinen Diebstählen und mancherlei Schabernack an uns auf ihre Rechnung zu kommen. Einige russische Soldaten und Gendarme fuhren ebenfalls mit uns, aber wir merkten nicht viel von ihnen, obwohl sie gewiß zu unserer Bewachung mitkamen. Sie saßen an der Bordwand stumm und teilnahmslos für sich hin und tranken nur manchmal aus der Wodkaflasche, die einer dem anderen weitergab.

Der alte Rudersmann sprach eines Abends zu uns und sah uns merkwürdig an, als sähe er auf dem Grunde unserer Seelen durch unser aller Schicksal hindurch: Es sind schon viele Rähne mit euch Deutschen den Fluß hinabgeschwommen. Ich habe tausende von euch gesehen, ehe ihr kamt. Vor Kiew unten liegen die Schiffe, weil sie nicht über die Porogen hinabkommen, und laden Menschen aus.

Sie haben gesagt, hunderttausend Menschen sind auf der Wanderschaft, ungezählt die, die der Krieg und der weite Weg verschlungen haben, — hunderttausend.

Wir blickten uns erschrocken an. Wir hatten gewußt, daß unser viele waren. Hunderttausend? Waren es wirklich so viele? Das mußte ja ganz Wolhynien sein, ganz Wolhynien mußte ja in die Verbannung gegangen sein. Hunderttausend . . .

Der Alte wandte noch einmal seinen Blick über uns.

Ich habe die vor euch gesehen. Sie kamen wie ihr mit Saß und Habe. In Kiew sind sie an Land gegangen, viele waren siech und elend, denn nicht jeden läßt das Wasser frei, ohne ihm ein Zeichen auf die Stirn und in die Brust zu geben. Sie kamen wie ihr und hofften, daß bald ein Ende des Krieges sei und sie heimkehren würden. Jetzt fahren sie vielleicht schon über die kaspische Salzsteppe, viele tausend Werst weit. Rußland ist unermeßlich, Brüder.

Uns sank der Mut, als wir den Alten reden hörten. Wohin würde uns das Schicksal tragen? Es war wenig Hoffnung in dem, was wir den Rudersmann sagen hörten.

An diesem Abend ging ein schreckliches Gewitter über dem Strom nieder. Wir hatten sein Kommen gehört, als wir bei dem Alten saßen. Es roch dumpf und schwül über dem Wasser, der Himmel hatte sich bewölkt, ohne daß die feuchte Hitze nachließ, die über dem Wasser brütete. Dann zuckte ein Blitz nieder, ein lang ausholender Donner folgte, und bald spannen die nächsten Blitze, die ohne Unterlaß die Wolken zerrissen, ein Netz von grell zuckendem Gewebe über den ganzen Himmel. Ein Donnerschlag versank im nächsten, ein ganzes Gebirge von Donner türmte sich auf. Erst spät setzte der Regen ein, da ließ das Gewitter schon nach. Ganz zuletzt aber sprühte noch ein vereinzelter Blitz, er traf mitten in den Strom, wenig nur vor unserem Schiff, das in fahler Weise still lag, denn wir hatten mitten im Strom Anker ausgeworfen. Nasser Gischt stürmte in einer hohen Welle über das Deck und troff durch alle Fenster und Fugen, so daß die Frauen und Kinder, die unten saßen und befehten, laut aufschrieten. Von dieser Welle lösten sich die Anker und wir begannen im Strome zu treiben. Als ich den Schiffsmann suchte, fand ich ihn schon oben am Ruder

stehen, er schien die ganze Zeit nicht vom Ruder gewichen zu sein und steuerte unseren Kahn in eine sichere Bucht. Im schwachen Licht des Wetterleuchtens, das noch lange nach dem Gewitter über den Horizont flackerte, sahen wir später weit hinter uns die beiden anderen Schiffe liegen. Das nächste hatte sich quer über den Fluß gelegt und schien nicht mehr frei zu kommen. Unser Rudersmann aber stand wie der Geist des Stromes am Steuer, schwarz und reglos, und hielt die klobigen Griffe fest umspannt.

Die halbe Nacht saß ich noch bei Johann Marquart, und wir sprachen von den hunderttausend Deutschen, von dem ganzen Lande Wolhynien, das in dieser Zeit in Rußland auf Wanderschaft war. Wie Samen, von Gottes unbegreiflicher Hand gestreut, so fielen die Deutschen damals auf das Land Rußland nieder. Wußten wir denn, daß der Sturm den Samen verwehte? Wir wußten es nicht.

Als das Schiff am nächsten Morgen die schützende Bucht verließ und auch die beiden anderen Schiffe wieder flott gemacht waren, da dehnte sich vor unseren Augen das Strombett plötzlich in einem breiten See aus. Der Wald hatte zu beiden Seiten nachgelassen, wir fuhren an ebenen Ufern dahin. Das ist der Dnjepr, sagte der Alte und wies mit dem Kopfe voraus. Da sahen wir den Strom, noch reicher und herrischer als das Wasser, das uns zuvor getragen und das uns im Umblicken nun klein und unansehnlich erscheinen wollte. Denn vor uns lag der Dnjepr mit raschen Wasseru, auf denen Schaumkronen rieselten, und den Bändern der breit dahingleitenden Wellen, gegen die die Wasserfläche des Pripjetflusses in unserem Rücken sich träge und stockend ausnahm. Wir fuhren in den starken Strom ein, ein Zittern lief über das Schiff, als es die schnelle, kribbelige Flut des Dnjepr umspülte, und gegen Mittag, gegen die weiten Steppen hin ging die neue Fahrt.

Am Ufer gegen Morgen zogen sich jetzt Berge und Hügel in blauen Bogen hin. Manchmal lagen Inseln in seine Wasser gebettet, und darauf standen die Hütten von Menschen, manchmal ganze Dörfer. Menschen, — wie hatte uns unsere Fahrt durch die Wälder des Pripjet einsam gemacht. Es war, als wären wir durch Gottes Ewigkeit geglitten

auf unseren Schiffen, so still und schweigend hatten um uns sich die Wälder gebreitet, durch die nie eines Menschen Fuß gegangen war. Und wir hatten die Stille und Einsamkeit in uns aufgenommen, als sei sie ein Theil des Schicksals, das sich an uns erfüllte. Wir hatten sie wie eine Ermattung verspürt, gegen die wir uns nicht wehren konnten. Aber nun kam der große, weltläufige Strom zu uns mit freien Ufern, Hütten und Menschen. Aber wo Menschen waren, war immer noch Hoffnung, daß sich alles für uns zum Besten wenden konnte. So dachten wir und fanden frischen Mut. Die kühle, frische Luft, die über dem Wasser wehte, viel stärker als an früheren Tagen, ging uns tief in die Brust, als könnte sie dort unsere Sorgen lösen. Und dort war auch eine Fähre zu sehen mit dem Fährmann und den Überfahrenden, sie schaukelte lustig über die Wellen, sie kam uns nahe und blieb hinter uns. Wir schwenkten die Lächer, uns war so leicht zumute. Die Frauen sangen wieder fröhliche Lieder, von allen Schiffen gab es Antwort. Die Dampfer und Boote, die uns jetzt öfter entgegenkamen, die stattlichen Rinderherden auf den Wiesenufern, die Dörfer, die Fischer auf ihren lustigen Flößen, alles, was wir sahen, war uns Grund genug zur Verwunderung und zu freundlichem Betrachten. Als die Sonne zum ersten Male über den fruchtbaren Wiesen dieses Stromlandes unterging, legten wir uns hoffnungsvoll, ja, fast dankbar zum Schlaf nieder.

In der anderen Morgenfrühe stiegen wir von den Schiffen, die im Angesicht einer größeren Kolonie vor Anker gegangen waren, traten in die Wirtschaften ein und kauften, was wir zur Lebensnotdurft brauchten, denn unsere Vorräte gingen zur Neige, und die Verköstigung, die uns die russischen Soldaten bei der Abreise mitgegeben hatten, war armselig und wenig. Ich ging mit Johann Marquardt zusammen, wir hatten unsere Kinder mitgenommen. Die Frauen standen in dieser Stunde am Stromufer und wuschen unsere Kleidung. Da brachten wir Gerstenbrot und Käse, geräucherte Fische und Fleisch, soviel wir tragen konnten, auch einen Schlauch Wasser, das war kalt und klar, und einen Schlauch Milch, die wir eben auf der Weide gemolken hatten. Die Menschen, zu denen wir eintraten, waren freundlich gegen uns und gaben, soviel sie entbehren

konnten. Sie lebten reichlich und in gutem Stande. Als wir zu unseren Schiffen zurückgingen, gaben sie uns und den Wirten von den anderen Rähnen das Geleit und standen am Ufer, bis wir weiterfuhrten.

Kurz vor der Abfahrt trakeelten noch die beiden Schiffer mit den Kalmückengesichtern und die Soldaten von der Kolonie herüber, sie waren alle betrunken, lärmten und riefen ungebärdige, unanständige Worte. Sie stolperten in den ausgetretenen Wiesenpfaden, sielen längelang ins Gras, rafften sich mühevoll auf und torkelten weiter. Als sie an Bord wollten, stürzte einer von den Soldaten in den Fluß und wäre um ein kleines ertrunken, hätten ihn nicht unsere Wirte am Rock gefaßt und ins Schiff gezogen. Dort spritzte er das Wasser aus den Kleidern und schalt noch lange und beschuldigte die Unseren, sie hätten ihm die Wodkaflasche aus der Tasche gestohlen. Er mochte sie bei seinem Fall verloren haben. Er ging auf Johann Marquardt zu und drohte ihn zu schlagen. Da sielen ihm die Wirte in den Arm und schoben ihn zur Seite, daß kein Unheil geschah. Dann legte er sich in den Winkel zu seinen Kumpanen nieder, den Rausch auszuschlafen. Dierweil aber, während die Schiffer betrunken und schlafend umherlagen, griffen Johann Marquardt und ich und manche der übrigen Wirte zu und gingen dem Rudersmann zu Hilfe, wie wir es oft gesehen hatten, das Schiff in die Strommitte zu iöfsen.

Am Abend gab es noch einen Zwischenfall, der uns alle sehr erschreckte. Die Menschen waren schon zur Ruhe gegangen, denn es war Nacht geworden, und nur wenige standen noch im Gespräch beieinander. Der Soldat, der am Morgen ins Wasser gestürzt war, wachte aus seinem trunkenen Schlafe auf, tappte über die anderen Schläfer hinweg und suchte von neuem seine verlorene Schnapsflasche. Da sah er Johann Marquardt an der Decktreppe stehen, beschimpfte ihn wieder als Dieb und unehrlichen Menschen und, ehe jemand dazwischentreten konnte, sprang er Johann Marquardt mit dem offenen Messer an und verletzte ihn an der Schulter, daß er danach heftig blutete und große Schmerzen erlitt. Da hatte sich der alte Schiffer, der gerade die Treppe heraufstieg, kurz umgewandt und stieß dem Ubelthäter die Faust so wüchtig ins Gesicht, daß er rück-

wärts zu Boden fiel und liegenblieb. Das Messer war bei dem Sturz hoch über Bord geflogen. Erst später kroch er auf Händen und Füßen beiseite und hütete sich, noch ein unrechtes Wort gegen Johann Marquardt zu sagen. Wir verbanden den Verwundeten, der in die Knie gesunken war, im Licht einer Schiffslaterne und beruhigten die, die vom Fall und vom Streit aufgeweckt, dazutreten wollten. Dann bettelten wir ihn auf ein Lager, er hatte viel Blut verloren und stöhnte sehr.

Ich hielt die Nachtwache, stand an der Bordwand und sah über mir das Heer der Sterne und die dunkle Wölbung des Himmelszeltes. Die Nacht war friedlich und einschläfernd zog in dunklem Leuchten der Strom an mir vorüber, der immerzu sein altes Lied sang. Meine Gedanken gingen auf unbekanntem Wegen und fragten nach dem Geschick, das Gott uns zubestimmt hatte. Von dem türkischen Überfall auf Johann Marquardt waren meine Sinne noch aufgeregt, und mich ergriffen trübe Ahnungen. Da befahl ich uns alle in Gottes Hand und sah nach dem Verwundeten und den Schläfern, denn mir war schwer im Kopf, und schmerzhaft Müdigkeit lag mir in den Gliedern, wie ich sie noch nie gespürt hatte.

Die Schlafenden bewegten sich manchmal im Traum, über das Schiff ging ihr ruhiger Atem. Die Schiffslaternen brannten tröstlich. Da setzte ich mich hinten zum Ruder und legte den heißen Kopf in die Hände.

Es war Morgen, als ich aufwachte. Der Rudersmann stand mit einem eigentümlichen Blick vor mir, denn ich war im Schlaf zu Boden gefallen und lag zusammengekrümmt auf den Planken. Ich sah ihn durch einen Nebelschleier, obwohl der Tag mit Sonne und hellem Licht angebrochen schien. Die Augen schmerzten, ich schloß sie wieder. Noch einmal versuchte ich aufzustehen und zog mich an der Ruderpinne empor. Ich besaß plötzlich keine Kraft, und da spürte ich auch einen brennenden Durst in der Kehle aufsteigen. Dann wurde mir rot vor den Augen. Mehr weiß ich von diesem Tage nicht mehr . . .

Ich hatte die Cholera.

Es war vor Kiew. Wir hielten, ich kann nicht sagen wieviele Tage. Wir durften nicht weiter. Als ich wieder er-

wachte, war Nacht. Ich lag im unteren Deck, um mich herum waren die scharfen Gerüche von Schweiß und Ausscheidungen, ich hörte Röcheln und Stöhnen, hörte, wie sich Menschen, die ich nicht sehen konnte, unaufhörlich auf ihrem Lager wälzten wie in großen Schmerzen. Es war grauenhaft, das alles zu hören, zu riechen, zu ahnen und nichts zu sehen. Aber bald senkte sich wieder der Schleier der milden Bewußtlosigkeit über meine Sinne.

Noch einige Male erwachte ich so. Aber nun war es, — mitten am Tage — als ob ich alles, was in meiner Nähe vor sich ging, nur aus ganz großer Entfernung, nur als Gast, als Fremder miterlebte, als ob mich das alles nichts angehe, als ob ich, wenn ich wollte, diese Bilder alle fortschieben und auslöschen könnte und mich auch die anderen nicht zu bemerken brauchten. Ich nahm die Wolke von Hitze, Dunst und bitteren Gerüchen wahr, die über mir lag, sie erregte mich nicht. Ich spürte, daß ich in meinem eigenen nassen Kot lag, aber ich spürte es auch wieder nicht. Ich sah Ärzte, russische Priester und Soldaten durch die Reihen der Kranken schreiten. Ich sah die Ärzte sich zu dem und jenem beugen, ihn lange betrachtend und dann den Soldaten einen Wink gebend. Unter den Gesichtern der Kranken und Sterbenden, die man hinwegtrug, sah ich Nachbarn und Freunde, ich fragte nichts nach ihnen. Neben mir kniete ein Pope, sprach Gebete und schlug das Kreuzeszeichen über sich und mich, er betete sehr lange, sah mich forschend an und richtete dazwischen Fragen an mich, ich drehte mich fort und schloß die Augen, ich war zu müde, zu gleichgültig, zu verständnislos. Dann erinnerte ich mich auch, daß ich Weib und Kinder hatte, — Herr, ich habe sie geliebt mehr als alles in der Welt! — aber damals fragte ich nicht einmal nach ihnen, obwohl ich keine Spur mehr von ihnen bemerkte, — Gott mag mir diese Sünde wider mein Fleisch und Blut verzeihen! Und wieder schloß ich die Augen und erwartete den Schlaf.

Und der Schlaf der Dohnmacht kam zu mir. Aber er war noch furchtbarer als die Laubheit und Erschlaffung von Sinnen und Seele, die mich im Wachsein quälte. Er war noch furchtbarer unter dieser Pestwolke von Gestank und Hitze. Er überfiel mich mit jachen, erschreckenden Traum-

bildern, mit Angstzuständen und mit Schmerzen im Kopf und an der Haut. Gepeinigt zerriß ich gewaltsam die Träume und fuhr auf meinem Lager empor. Herr, ich habe mir einen einzigen dieser Träume im Gedächtnis behalten, ich werde ihn niemals mehr los, mein Leben lang nicht mehr. Und jetzt, auf dieser Wanderschaft, da ist er immerfort in mir und höhnt mich und narrt mich.

Ich träumte, ich ginge zu Hause über mein Feld, den Pflug in der Hand, und zöge Furchen durch meinen Acker. Es war ein sandiger Boden, der hinter meinem Fuß gleich wieder wieder ineinanderfiel, so daß Gepflühtes und Ungepflühtes wieder eins war. Mißmutig setzte ich den Pflug wieder und wieder an, aber der Acker gab keine Furche her. Nein, mit einem Male schoß Unkraut aus der Erde, dort, wo ich eben mit dem Pfluge darüber hingegangen war, wuchs es und wucherte es kniehoch, umgierte den Pflug selbst, das ganze Feld und mich. Da kam ein Blitz und verbrannte den Unsegen, lichterloh loderte das Unkraut auf meinem Acker, brannte nieder in beizender Flamme, aber das Feuer ergriff noch den Pflug, züngelte nach dem Pferde und, als ich das Pferd retten wollte, standen plötzlich auch meine Kleider in Flammen. Ich schrie, ich rief um Hilfe, warf mich zu Boden, um die Flammen zu ersticken und das lodernde Feuer auszulöschen. Es war umsonst. Ich spürte, Herr, ganz gelähmt spürte ich, wie ich verbrannte, lebendigen Leibes verbrannte und war doch bei allen Sinnen. Ich war es, der da verbrannte, und war es doch wieder nicht, denn ich hatte ja Bewußtsein und Verstand. Ich sah meinem eigenen Tod, meinem eigenen Verbrennen zu. Ich sah, wie die Nachbarn und meine Kinder kamen, wie sie meine Asche auf dem Felde erblickten. Ich hörte, wie sie zu sich sagten: Er ist auf seinem Acker gestorben, beim Pflügen ist er verbrannt. Und sie nahmen meine Asche, mengten sie unter die andere, die Asche von Unkraut und Pflug und taten sie unter die Erde und schütteten die Saat auf das Feld. Und die Saat ging auf, die mir nicht aufgehen wollte. Der Acker war fruchtbar, auf dessen Unfruchtbarkeit ich mich bemüht hatte. Ich sah das Korn und den Weizen auf meinem Felde, in dem ich als Asche und Staub begraben lag. Und meine Kinder kamen wieder und

mähnten das Getreide und dachten nicht mehr an den, der darunter lag, Asche und Staub...

Herr, das habe ich damals geträumt und vieles andere, dessen ich mich nicht mehr entsinne. Ich bin von meinem Lager aufgefahren, von Schweiß und Fieberglut überrieselt. Durst brannte mir in der Kehle, aber wenn mir eine mildtätige Hand Wasser reichte, erbrach ich mich und übelriechender Schaum troff über meine Kleider. Dann war mein Körper plötzlich wieder eiskalt, Arme und Beine wanden sich in Krämpfen, mein ganzer Leib bäumte sich schmerzhaft auf, die Muskeln wurden starr und zum Zerreißen angespannt. So warf mich die Seuche hin und her, bis mich endlich wieder der dunkle, ohnmächtige Schlaf befiel.

Ich habe damals verschlafen, was um mich auf den Schiffen vorging. Ich verschlief es, daß über die Hälfte der Menschen der Seuche verfiel und nur wenige aus ihrer Hand errettet wurden; verschlief es auch, daß man täglich Tote und Sterbende von Bord trug, um sie draußen einzuscharren. Ich habe den Jammer der Meinen nicht gehört, als sie mit den übrigen noch Gesunden — ja, Frau und Kinder blieben gesund! Wie habe ich es damals Gott gedankt! — fortgeführt wurden in ein Quarantänelager. Dort blieben sie wochenlang, während wir auf dem Wasser im unteren Deck unseres Schiffes in einem schwimmenden Totenhaus gefangen lagen, das stündlich seine traurige Frucht an Land spie. Das alles habe ich verschlafen, ich hätte es sonst vielleicht nicht ertragen, die Augen der Meinen zu sehen, wie ich dort in meinem Unrat, bewusstlos und elend, hohläugig und spitz, vom Tode schon gezeichnet lag. Ich schlief mich langsam wieder in meine Gesundheit zurück, obwohl ich glaubte, ganz verlassen und dem Tode verfallen zu sein. Aber Gott hat es anders gewollt. Ich sollte leben.

Als ich zum ersten Male an Land ging, stützten mich zwei Krankenpfleger, zwei russische Soldaten, denn ich war zu schwach, auf eigenen Füßen zu gehen. Es kam selten vor, daß sie einen Lebenden die Schiffstreppe emporhoben und ans Ufer setzten. Da erblickte ich drüben ein großes Lager von Holzbaracken, rasch und dürftig zurechtgezimmert, durch einen Stacheldrahtzaun in zwei Teile getrennt, der eine für

die Gesunden, die nicht der Seuche anheimgefallen waren, der andere, sehr klein und wenig bewohnt, für die Genesenden. Dorthin führten mich die Pfleger.

Am Zaune standen Menschen, sie sahen mich wie ein Wunder an, riefen mir gute Worte entgegen, und ich sah auch Freunde unter ihnen, Johann Marquardt war dabei und seine Frau, die heftig weinte. Später sagte man mir, daß zwei von ihren Kindern gestorben waren.

Aber dort, ein Stück weiter, da stand meine Frau und neben ihr alle meine Kinder. Keines fehlte: Franz, Georg, Hedwig, Andreas und Bertha, meine jüngste Tochter. Sie riefen, sie lachten und weinten und streckten ihre Hände durch das Gitter. Und ich lachte auch, und Tränen schossen mir in die Augen, aber ich durfte noch nicht hinüber, ich war noch nicht geheilt, wie die Pfleger sagten. Da hielt ich ihnen meine Arme weit entgegen und wäre dabei auf meinen jämmerlich schwachen Füßen fast zu Boden gesunken. Bertha, meine jüngste Tochter, sprang auf, sie schüttelte ihr blondes Haar, — ich muß immer an ihren blonden Scheitel und an ihre lachenden Augen denken! Sie war ein richtiger Engel, sie war für mich noch schöner als ein Engel! — und sie warf mir eine Handvoll Blumen durch den Zaun, die sie für mich gepflückt hatte. Ich habe sie von der Erde angelesen und mir danach ans die Brust gelegt. Es mögen die Blumen gewesen sein, die mich bald wieder ganz gesund und stark gemacht haben. Denn nun dauerte es nur noch wenige Tage, bis ich die Meinen in den Armen hielt.

Als ich zum Strom zurück sah, lagen drüben still und grau die unheimlichen Schiffe, wie Gehäuse des Todes, in denen er unsichtbar, aber grauenhaft immer noch umherging und sich seine Opfer auslas.

Sie sitzen um den Tisch herum, die vier Männer in Alexander Grönkes Stube. In ihr Schweigen tickt hastig die Wanduhr, und im Ofen flackert das Feuer aus den Scheiten. Sie hören in den Dachsparren den Wind gehen und hören das Ticken der Uhr. Alles dringt doppelt laut in ihre Stille, die stumpfe Dämmerung der Stube macht jedes Geräusch härter und lärmender. Hart und lärmend zerhackt der Perpendikelschlag der alten Wanduhr die Stille,

aber sie schließt sich wie ein Meer von Nebelschwaden von neuem über die Dämmerung und über den vier Männern, die um die Lampe an ihrem Tisch wie auf einer rotüber-spülten Lichtinsel sitzen.

Sie verstehen alle zu schweigen. Sie sind Bauern, sie haben schweigen gelernt bei ihrer Arbeit auf den Feldern daheim, wo sie mit Gott und ihrer Saat allein waren. Vor denen beiden aber ist nicht viel zu reden, da gebührt mehr zu schweigen. Hier aber ist es, als spräche Andreas Wunsch für sie alle; er gibt Rechenschaft für Hunderttausende aus den deutschen Kolonien Wolhyniens, für Lebende und Tote, über fruchtbare und vergebliche Jahre, Jahre der Wanderschaft und der Noth auf den endlosen Straßen Rußlands. Da sind sie alle mitterdrin in dem stoßenden, befangenen Bericht Andreas Wunschs. Als Fünfzehnjähriger wurde Rudolf Stammer von Amelyn mit Eltern und Geschwistern bis in die Berge des Urals verschickt, als Neunzehnjähriger kehrte er heim, um dem Vater, der auf dem Rückweg in Tschistopol verstarb, den zerstörten Hof wieder aufzubauen. Er ist hart und trozig geworden mit dieser Zeit und von einer Zähigkeit, wie sie alten Bäumen eigen wird, an deren Geäst oft der Sturm zerrt. Auch Alexander Grönke ist damals unter den Russen, fast ein Kind noch, hinauf an die Wolga gezogen mit seinem Vater Ferdinand Grönke, hat gehungert und gefroren, hat den Bruder in der Kirgisenstepppe begraben helfen und hat mit denen, die weiterkamen, draußen in den Schützengräben bei Adamowka gelegen, bis der Krieg mit den Polen und den Russen, die abwechselnd auf seines Vaters Hof hausten, zu Ende war und die Fremden sich verließen.

Fragt sie alle, die sechzigtausend, die von den hundert-zwanzigtausend Verbannten wieder zurückkamen, fragt sie alle! Es liegen viele von ihnen hier im Dorfe. Sie werden es euch sagen: so ist es gewesen. Hundertzwanzig mal tausend Deutsche aus Wolhynien waren es, die im Juli des eintausendneuhundertfünfzehnten Jahres von Haus und Hof in die Verbannung gingen, nach dem Ural, an die Wolga, bis nach Sibirien hinein, zum Kaukasus und ans Kaspiische Meer. Sechzig mal tausend sind nur zurückgekommen nach Jahr und Tag. Die anderen liegen irgend-

wo am Wege. Es starben aber nicht nur die Greise und Greisinnen, nicht nur die Säuglinge und die Kranken. Es starben Väter aus ihren Familien hinweg in den rüstigsten Jahren; es starben Mütter von ihren kleinen Kindern fort; es starben die Halbwüchsigen und die Kleinen, Junge und Alte, wie der Hunger, die Erschöpfung, das Heimweh oder die Seuchen sie abholten, die furchtbaren Gefährten ihres Weges. Sechzig mal tausend starben auf einem Marsche, und war alles deutsches Blut, in der Fremde geopfert. Die aber heimgekommen sind, treten hin und bezeugen: So ist es gewesen. Andreas Wunsch spricht für sie alle.

Friedrich Voh sieht sie vor sich hintreten. Er hat von ihnen gewußt, er, der Deutsche aus dem Binnenlande, den ein Zufall, ein Befehl hier in die Gemeinschaft der Wirte führte. Freilich hat er von ihnen gehört, aus Büchern, aus Berichten und Erzählungen. Aber hier, in die dämmrige nächtliche Stube Alexander Grönkes treten sie alle leiblich ein, auf einmal stehen sie da und sehen ihn an, hundertzwanzig mal tausend Deutsche aus den wolhymischen Kolonien, die in die Verbannung gehen mußten, um zu leiden und zu sterben, wie ein Tier leidet und verreckt, das man in der Wüste aussetzt. Lebende und Tote ziehen an ihm vorbei, er spürt ihren Blick und es schauert ihn darunter. Jetzt steht er mitten unter ihnen und mit ihnen unter dem gleichen Schicksal. Mit ihnen lebt und leidet er. Da ist es ihm unfassbar, daß damals, vor fünfundzwanzig Jahren, nicht die ganze Welt vor Empörung aufschrie, als hundertzwanzigtausend Menschen, Untertanen des russischen Zaren, wenn auch Deutsche, ihren Hof aufgeben und tausend und abertausend Meilen weit ins Elend marschieren mußten. Unbegreiflich ist es ihm, daß sich nicht eine Stimme fand, die sich zur bebenden Anklage erhob ob dieses unsühnbaren Verbrechens, in dem sechzigtausend den Tod fanden, darunter mehr als die Hälfte Säuglinge, Kinder und Greise. Die Welt hat zugesehen und nicht ein Wort gesprochen. Ja, erinnert er sich recht? Gab es nicht noch Erbärmlinge, die das guthießen und notwendig hießen? Und die Deutschen im Reich? Ach, die Deutschen im Reich waren kleinherzig genug und hatten die Augen nur auf ihre eigene geringe Not gerichtet. Sie hörten vielleicht davon, aber sie

vergaßen es wieder, — Deutsche in Wolhynien? Zeigt die Landkarte her, wo liegt denn das, — Wolhynien? Mögen schöne Deutsche sein, dort hinter der Polackei, Wilde oder Russen, aber doch keine Deutschen wie wir. Was für ein Schwindel! Sie vergaßen es schnell, oder sie lächelten dabei und schüttelten die Köpfe. Und auch unter ihnen war keiner, dem dieses Verbrechen ans Herz ging.

Aber nun ist Friedrich Loh in dieser Stube mitten in ihrer Wirklichkeit und, während der unsichtbare, nur ihm sichtbare Zug der Verbannten Leib an Leib, Auge an Auge an ihm vorbeidrängt, ist er selbst ein Stück von ihnen und lebt ihr Leben und ihre Wanderschaft. Das Herz schlägt ihm mit heißen Stößen.

Da sieht er noch etwas anderes. Hinter dem Zug der Verbannten öffnet sich die enge, dunkle Stube und er sieht hinaus in das Land. Er blickt in das gewaltige, schlafende Land gegen Osten, über dessen Horizonte seit uralten Zeiten die Deutschen in unaufhörlichen Wellen zogen, bald siegend und herrschend, in breiten Kolonnen, bald in schwachen Rinnalen sich einen Weg suchend. Er sieht seit Jahrtausenden die deutschen Völkerschaften gegen Osten rücken, von den Zeiten der Goten, der Burgunder, Gepiden, Vandalen an, er denkt des fernesüchtigen Zuges zum Schwarzen Meere und der verschollenen Wege, die damals germanisches Blut entlanggeströmt sein mag, irgendwohin gegen Osten. Er sieht die Ordensherren und Deutschritter, deren Burgen als Ruinen noch Stolz und Macht in diesem Lande verkünden, in breiter Front zwischen Ostpreußen und Siebenbürgen in das weite Land hineinstoßen. Und weiter sieht er die Schiffe der Kaufherren von der mächtigen Gilde der Hanse über die See tief ins Binnenland vordringen, Riga, Reval, Nowgorod, — dauernde Zeugen ihres kühnen Herrentums. Und er sieht vor allem die unzähligen Züge der braven deutschen Bauern mühselig durch Sand und Wildnis stampfen, seit Peter der Große und die große Katharina, die Deutsche aus Anhalt-Zerbst, nach ihnen rief, als die Mauern brachen, die der Osten gegen das Abendland errichtet hatte und Rußland aus der Dämmerung seiner Steppenweite stieg. Auf Ochsenwagen knarrten sie durch das Land, die Ströme aufwärts durch Wildnis und

unberührte Erde, die Bauern aus Schwaben und Franken, aus den Rheingauen, aus Hessen, Schlesien und Thüringen, für die der heimische Acker keine Frucht mehr trug. So zogen sie Jahr für Jahr zu Tausenden und Abertausenden hinaus, um irgendwo in der Fremde Heimat und Nahrung zu suchen.

Und wie ein heller Schein am Horizont steigt vor dem Sinnenden die große Verheißung dieses weiten, offenen Landes auf. Dieses Land versprach den eng gepferchten Deutschen zu allen Zeiten Raum und Freiheit, Raum für Haus und Acker, Raum zum Sattwerden, den ihnen die Heimat versagte, Raum auch für die ungestillte Sehnsucht nach Ferne; und Freiheit, viel Freiheit für die bedrückten Kinder der Enge und der Fron, die auf ihrem Zwergbesitz daheim Zinsen und Abgaben trugen, daß sie ächzten; Freiheit auch der Gedanken, die so oft und so gern zwischen Himmel und Erde spekulierten, daß sie sich zu Hause an den Schranken der dogmatischen Gehäuse blutig stießen. Raum und Freiheit, — das war die starke Verheißung des Landes. Deshalb hatten die Deutschen, vor allem die kleinen Bauern und die ausgesteuerten Söhne zum Wanderstab gegriffen und sich in das gute Land gegen Osten aufgemacht. Da fanden sie ehemals alles, was sie suchten: Land für ihren Acker, Freiheit von Zins und Gewissensnot. Mit suchenden Augen und verlangenden Herzen sind sie einst in das Land eingezogen, gern gelitten von dem großen Zaren und von der Russenkaiserin aus deutschem Blut. Halfen sie ihnen nicht das Land erschließen, das riesenhafte, fruchtbare, menschenarme Land? Durch Urwald, Niederung und Steppe schoben sich ihre Trecks langsam vorwärts, immer tiefer in die Einöde, die noch kaum eines Menschen Fuß betrat, seitdem Tataren und Kirgisen weit zurück in die Wüstenei des Ostens gewichen waren. Fast überall, wo sie ihre Wagen zusammenschoben und die erste Rodung brachen zu Hütte und Hofstatt, entstand in wenigen Jahren eine blühende Siedlung, da regten sich starke Arme, da wuchsen die Halme, da gediehen die Rinder, da rangen sie der unbändigen Erde die fette Ernte ab. Raum und Freiheit, — jetzt schien es, als besäßen die Deutschen hier draußen beides.

Der Deutsche aus dem Binnenlande aber sieht in der

nächtlichen Stille noch mehr. Er hat das Gesicht in die gewölbten Handteller der aufgestützten Arme gelegt und strengt seine Augen an, nichts von den Bildern zu verlieren, die vor ihm aufziehen. Er sieht die Flut der deutschen Siedler anschwellen und sich über das endlose Land ergießen, er sieht ihre Flut fruchtbar werden, sieht, wie ihr Höfe, Dörfer und Fluren entsteigen, wie neue Geschlechter kommen, das Alte in ihre Hände nehmen und weiterführen. Aber auch das andere, das Furchtbare, das Bergeliche bleibt ihm nicht verborgen, daß diese Siedlerwellen im Lande auf einmal versickern und vermooren, daß der ungeheure Raum die Menschen trotz des immerwährenden Nachschubs auffaugt und besiegt. Noch steht die Flut eine Weile, aber ihr Spiegel sinkt, bald sind nur noch Lachen da, bald nur noch Tropfen, die über der fernen Ebene stehen.

Der Boden Rußlands ist gierig nach dem deutschen Pflug, aber noch gieriger nach dem deutschem Blut, er schlürft es gnadenlos ein wie der Minotantos, Blut von Tausenden und Hunderttausenden, und es ist danach über dem Lande, als seien sie nie gewesen. Verlassene, ausgestorbene Siedlungen, über die Mißernten, Seuchen oder der Hunger hinsiegen, stehen ebenso am Wege der deutschen Kolonisten wie die ungezählten Gräber der Namenlosen, die sich im Lande ihrer Hoffnungen zu Tode quälten, die der Boden Rußlands unbarmherzig auslaugte, kaum daß er ihnen als letzte Milde einen Platz, sechs Fuß tief und sechs Fuß lang, gewährte, bis sie selber nichts mehr waren als Erde.

Die aber, die blieben und nicht vergingen, Menschen, Höfe und Dörfer, blieben vereinzelt und verloren, Wassertropfen in weiter Steppe. Die Verlassenheit der unendlichen Horizonte spann sie ein, und an manchen heißen Sommerabenden, in denen der Himmel sich grenzenlos auftrat, standen die Männer am Rand ihrer Felder und starrten in die tief erblauende Ferne, aus der nie eines Menschen Wort und Gruß zu ihnen drang, höchstens daß weit draußen ein Kirgisenhirt sein Vieh weidete oder stumpf ein Muschiß vor seiner Hütte saß. Das war das östliche Land. Es begann an ihren Seelen zu fressen, sie spürten es manchmal, besonders nachts, wenn die irrenden Gedanken nicht

mehr am Tagwerk hafteten, sondern die Wanderschaft noch einmal rückwärts durchmaßen, zu Heimat, Freundschaft und Kindheit, nach Deutschland. Waren sie, die doch ihre Felder bestellten und ihre Ernten einbrachten, noch die Besieger der Wildnis —, waren sie wirklich Herren des Raumes geworden? Oder war es nicht vielmehr umgekehrt gekommen? Hatte nicht der Raum sie selber besiegt, dieser unbezwungene Feind der Menschen, der alle, die sich ihm anheimgaben, hoffnungslos einsam machte?

Durch Alexander Grönkes Stube ziehen sie alle in dieser Stunde dahin, Lebende und Tote, die Geschlechter der Deutschen auf östlicher Erde, und ihre brennenden Augen sind auf Friedrich Loh gerichtet. Er wird ihre Blicke nie vergessen, er kann sie kaum ertragen, als hafte auch an ihm die Schuld, die sich das ganze Binnenvolk um seine verlorenen Söhne in der Fremde auflud. Sie haben Hunger in der Seele gelitten, Hunger nach Deutschland, der nie gestillt wurde, und sie haben ihn mit ins Grab genommen. Unter denen aber, die nach ihnen kamen, waren viele schon fremd und kannten das Blut nicht, das in ihren Adern floß. Sie wandern alle schattenhaft durch die Dämmerung der Stube, wie sie seit Menschengedenken durch das Land gewandert sind, zur Wolga, in die Ukraine, nach Wolhynien und Polesien, nach Bessarabien, in die Berge des Kaukasus, an die kaspischen Küsten, nördwärts, zum Ural und weit in die sibirischen Steppen hinaus. Friedrich Loh sieht die Wanderschaft der Unruhigen, die oft wieder aufbrachen und geschlechterlang auf der Suche waren, wenn der Boden kein Brot mehr gab oder die Wandersehnsucht, die deutsche Wundersehnsucht sie von neuem überfiel. Oder war es die sehnsüchtige Unstete der Verlassenen?

Eine Handvoll dieser Deutschen führt Friedrich Loh nun ins Reich. Er führt sie nach Hause, — wie friedvoll das klingt, nach Hause. Nach so vielen Generationen, die hungern und sich ins Grab sehnen mußten. Darum ist auch das Heimweh dieser Deutschen und ihr Glaube an das Reich so stark, als trügen sie Heimweh und Glauben aller der Generationen mit sich, die verlorengingen. Eine Handvoll von Millionen, aber jeder einzige ist jetzt dem Reiche eine Eroberung, ein Gewinn, eine Abzahlung alter Schuld. Und er,

Friedrich Loh, darf mithelfen erobern, gewinnen, abzählen. Diese Handvoll Deutscher soll endlich im Reiche finden, was ihnen auch draußen versagt blieb: Raum und Freiheit. Unter den Sternen, unter denen die Väter auf die Irrfahrt auszogen, kehren die Enkel ein ins Reich.

Und da fällt sein Blick auf das alte, leidgegerbte Gesicht Andreas Wunschs. Das ist sehr versonnen und in sich gekehrt, als spräche es heimlich nach innen, als spräche es mit den Bildern der alten, überwundenen Zeit. Der graue Bart zittert ein wenig, es muß wohl daher kommen, daß auch die Lippen beben. Da hebt Andreas Wunsch den Kopf, und für Sekunden sehen sich die beiden Männer Auge in Auge, der junge und der alte. Da scheinen Friedrich Loh Schuld und Opfer, Irrweg und Verhängnis vieler Geschlechter ausgelöscht, aufgehoben, vergessen . . .

Vom Hofstor her kommen Schritte über den Schnee, bleiben unter den Fenstern stehen, treten vor den verschlossenen Ausgang. Man hört Sprechen, Rufen, da klopft es draußen auch an die Haustür. Wie sie sich narrend in den Angeln öffnet, stehen drei russische Soldaten in dem Türrahmen und drängen aus der kalten Nacht in den warmen Ausgang und weiter in die Stube hinein. Sie mustern argwöhnisch die Runde um den Tisch und fragen nach dem Wirt. Alexander Grönke hat hinter ihnen wieder die Tür verschlossen und tritt hervor. Der eine der Russen, ein Sergeant mit tatarischen Gesichtszügen fragt mit einer Handbewegung zum Tisch hin nach den Männern. Da steht Friedrich Loh gelassen auf und sagt ihm in seiner Sprache kurz und klar seinen Namen und seinen Auftrag. Der Sergeant salutiert ein wenig verdußt und entschuldigt sich mit knappen Worten.

Dann wendet er sich an Alexander Grönke und die Männer am Tisch hören noch, daß in dieser Nacht von Luzk herüber russisches Militär zum Schutze der deutschen Kolonie eintreffen wird. Die drei Soldaten sind als Quartiermacher vorausgeschickt, der Sergeant fragt, wo sie unterkommen werden.

Grönke begleitet sie bis zum Hofstor, und schießt sie zur Schule hinüber, die als Quartier schon hergerichtet ist. Sie liegt nur eine Viertelstunde Weges weit, ganz für sich, das

Schulhaus für die Mannschaft, das Lehrerhaus für die Offiziere; für die Pferde ist bei Simon Link in der Tenne Platz geschaffen, dicht neben der Schule. Es ist nicht zu verfehlen.

Sie sitzen auf und reiten davon.

Von den russischen Soldaten ist nichts in der Stube geblieben als ein kalter Windzug, der aus dem Hausgang wehte. Der Hartmann von Horodyschtsche hat sich auf seinem Stroh seufzend auf die andere Seite gedreht, sich die Decken fester um den Leib gezogen, einen Schnarcher gefan und weiter geschlafen. Alexander Grönke tritt vom Hof herein. Er reibt sich die Kälte aus den Händen, stellt eine neue Kanne Tee vom Herde auf und schenkt die vier Becher voll. Sich selbst gießt er noch einen Schuß Schnaps nach, und das ist mehr als ein Fingerhut voll.

Man muß sich den Leib warmhalten, ehe er für immer kalt wird, lieber Herr!

Grönke lacht und schiebt die volle Flasche einladend herum.

Und danach ist wieder die Stille da. Jetzt kann Friedrich Loh Andreas Wunschs Gesicht nicht mehr sehen. Grönke hat vorhin die Lampe beiseite geschoben, sie steht gerade zwischen ihnen. Aber als nach einer Pause des Schlüpfens und Schweigens die halbblaute Stimme des Alten hinter der Lampe wieder zu reden beginnt, da ist ihm, als habe er längst auf sie gewartet, als habe er selbst sie aus der Stille hervorgerufen.

Im Monat August, so berichtet Andreas Wunsch, bei großer Hitze, als die letzten Halme auf den Feldern abgeerntet waren, waren unsere Schiffe im Strom vor Anker gegangen, aber im Monat Oktober, als die großen Vogelstchwärme von Norden über unser Lager zogen, da waren wir immer noch Gefangene der Seuche. Wir saßen im Lager und warteten, denn immer noch lagen unsere Schiffe drüben im Fluß und bargen Kranke aus unseren Kolonien. Aber es wurden mit Gottes Hilfe weniger. Freilich war manches Herzeleid dabei, denn niemand wußte zu sagen, wer noch unter den Lebenden dort innen war und wen die Russen nachts schon heimlich tot davongetragen hatten. Wir sahen sie manchmal bei dieser traurigen Verrichtung.

Dann brachten sie einen in eine Decke gehüllt vom Schiff herunter, vergruben ihn hinter den Sträuchern des Lagers und streuten Kalk über ihn. Aber keiner der unseren durfte herantreten, um nach dem Namen zu fragen oder das letzte Gesicht zu erforschen. Erst am anderen Morgen konnte der Kantor von Mariendorf, der mit uns gegangen war, ein Gebet über dem unbekanntem Toten sprechen.

Manchmal war das Bündel klein, das sie vom Schiff herabtrugen, dann war es ein Kind, das sie begruben. Denn es waren auch Mütter unter uns und Väter, die noch ein Kind oder zwei auf den Schiffen liegen hatten, Brüder oder Nachbarn, die nicht wußten, was aus ihren Angehörigen und ihrer Freundschaft geworden war, ob sie noch am Leben oder schon gestorben seien. Die bestürmten die Russen mit Bitten und mit Geld, ihnen Nachricht zu geben, aber die Russen nahmen das Geld und lachten und logen. Jeden Tag standen sie am Landesteg und warteten, jedoch nur wenige wußten Gewisses zu erkunden. Abends gingen sie mit weinenden Herzen schlafen und standen morgens mit halber Hoffnung auf.

Jeden aber, der genesen das Ufer betrat, begrüßten wir mit Lachen und Freude als einen vom Tode Geretteten. Da war mancher darunter, von dem wir lange nichts mehr erfahren hatten und den wir im Stillen schon zu den Verstorbenen zählten. Wir führten ihn im Triumph zu unseren Baracken und erzählten und fragten, nach dem Nachbarn und jenem Freund, aber meist konnte der Ankömmling nur einen oder zwei benennen, seine Nächsten am Krankenlager von allen, die noch drüben an der Seuche lagen. Aber trotzdem stieg jedesmal bei vielen die Hoffnung, den Vater, den Mann, die Frau, die Mutter, Kind oder Freund noch wiederzusehen.

Wir Männer, die wir wieder gesund und zu Kräften gekommen waren, gingen nicht untätig und nutzlos unter den Weibern und Kindern im Lager umher, sondern suchten, wo wir unsere Hände regen und etwas schaffen konnten. Die Ernte war vorüber. Auf den Feldern bei den ukrainischen Wirten und bei den großen Herren auf den Gutshäusern, wo wir hätten einstehen können, waren wir nicht mehr brauchbar. Da dachten wir an unsere eigenen

Höfe und an unsere Ernten daheim, die wir vor der Zeit hatten verlassen müssen. Was mochte daraus geworden sein? Dort war wohl nun der Krieg, der das Land fraß, und der auch unsere Höfe und Felder fressen würde. Wir wußten es nicht, wir wußten nur, daß alles in Gottes Hand stand.

Da lag am Strom, eine halbe Stunde weit von unserem Lager, ein großer Sägehof mit Stapelplätzen für vieles Holz, Brettschneiden und einer breiten Lände. Eines Tages gingen wir dorthin und fanden, obwohl es spät war im Jahr, rechtshaffene Arbeit und einen kleinen Lohn. Wir mußten die Stämme, die in Flößen den Fluß herabschwammen, an der Lände ans Ufer drücken und zum Stapelplatze rollen. Dabei standen wir fast immer mit dem Leibe im Wasser und mußten die Augen offenhalten, daß uns die gewaltigen Hölzer nicht zerquetschten. Es war eine ungewohnte Arbeit, doch weil der September warm und sonnig war, mißfiel sie uns nicht. Andere holten wieder die trockenen, gelagerten Stämme von den Stapeln zu den Sägen und schleppten die Bretter ab.

Also machten wir uns jeden Morgen auf den Weg. Johann Marquardt ging mit und sein ältester Sohn Adolf, mein Sohn Georg ging und Wenzel Stolz von Zelanfa ging auch mit und viele andere Wirte aus unseren Kolonien. Manche dachten daran, daß hier unser Aufenthalt für die Kriegszeit bleiben würde, und sprachen es auch offen aus. Denn so viele Schiffe auch den Strom hinauf und hinab fuhren, keines war darunter, das uns holen kam, und daß wir mit den Seuchenschiffen weiterfahren sollten, das glaubten wir alle nicht. Die Russen, die wir danach fragten, zuckten die Achseln und wußten nichts. So singen wir an, uns im Lager und auf dem Sägehofe heimischer zu machen. Wir waren gewiß vergessen worden, wir armseligen Wolhynier. Denn Rußland ist groß und der Zar hatte an den Krieg zu denken. Vielleicht waren wir wirklich vergessen worden?

Der September ging vorbei, Oktober kam heran. Der Krieg fand noch kein Ende. Wir hörten, daß die Deutschen tief ins Land marschirt seien, aber die Russen seien schon dabei, sich zu sammeln, dann würden sie die Deutschen mit

unübersehbarer Macht aus dem Lande jagen und bis nach Deutschland verfolgen. Wir dachten, das kann noch lange dauern. Wir werden noch sehr viel Zeit im Lager abwarten müssen.

Truppschiffe fuhren den Strom aufwärts, mit Soldaten voll geladen. Die ukrainischen Wirte bestellten die Felder und die kalten Nächte kamen. Da trieb es mich, daß ich die ersten Kopeken nahm, die ich auf dem Sägehof verdient hatte. Ich ging damit zu einem von den ukrainischen Wirten und beredete ihn, daß er mir ein Stück Land verpachtete. Dazu kaufte ich gleich Saatgetreide. Nun hatte ich wieder einen Acker, ich ging hinaus und sah ihn mir an, ich nahm die Krume in die Hand, sie war gut und dunkel. Meine Frau und meine Kinder bestellten das Land, und am Abend war ich nach der Arbeit auf dem Sägehof bei ihnen und half ihnen, bis es Nacht wurde. Wir freuten uns, denn jetzt würden wir im nächsten Jahre Weizen haben, viel sogar, denn der Boden war fruchtbar und fett. Es war zwar nicht unser Boden, aber wir hatten ihn rechtmäßig zu Besitz.

Zwischen den Baracken des Lagers hatten Johann Marquardt und ich einen Hühnerstall gebaut; bald hatten wir ein ganzes Hühnervolk zusammen, und eines Tages erstand meine Frau für Geld und Dienst auf einem Gutshaus eine Ziege. Wir singen wieder an, als Bauern zu wirtschaften. Die Kinder weideten am Ufer die Ziege und hatten den Ukrainern das Fischen abgesehen; da brachten sie manchen Hecht und manchen Steinbutt nach Hause. Oder sie sammelten glatte, weiße Steine aus dem seichten Wasser und spielten damit Krieg und Soldaten. Meine Frau aber ging im Lager umher und half den Frauen, die in diesen Wochen niederkamen, in ihrer schweren Stunde, denn sie hatte eine gute Hand und konnte still und behutsam alles zum Rechten lenken. Ja, so war sie, Herr.

Die Sonne und das gute Wetter begleiteten uns auch noch im Monat Oktober bei unserer Arbeit. Wir Männer marschierten morgens auf einem Ufersteig, den wir uns durch das Dickicht und die Schilfwälder gebahnt hatten, am Strom entlang und sahen zu den frühen Schiffen hinüber, — es waren fast nur noch Schiffe mit Soldaten, die in den Krieg mußten. Abends kehrten wir an den Wirt-

schaften der Ukrainer vorbei zum Lager heim. Das Obst fiel schon von den Bäumen, es war klein, unansehnlich und nicht so süß und wohlschmeckend wie bei uns zu Hause. Die Hunde und die Schweine fraßen davon.

In dieser Zeit geschah es, daß sich einer von den wolhynischen Wirten beim Abflößen das Bein brach. Er war von den treibenden Stämmen abgeglitten und zwischen das Holz gestürzt, das ungestüm nachdrängte. Dabei zerbrach ihm ein Baum den Oberschenkel, im Schmerz ließ er den Stamm fahren, an den er sich geklammert hatte und versank. Wir mußten uns anstrengen, ihn vorsichtig und ungefährdet aus dem Wasser zu bringen, ohne selbst ins Unglück zu geraten.

Der russische Aufseher, der uns täglich in unsere Arbeit einwies, schien uns anfangs ein umgänglicher, guter Mensch zu sein, mit dem wir unser Auskommen hatten. Erst jetzt in diesem Unglück verriet er uns seine Schlechtigkeit, denn er war betrunken und wußte nicht, was er sprach. Er war dem Branntwein zugeneigt, und oft sahen wir ihn tagelang nur hinter einem Bretterstapel liegen und seinen Kausch ausschlafen.

Als er das Unglück hörte, das dem wolhynischen Wirt widerfahren war, kam er in seiner Betrunkenheit stolpernden Schrittes herbei und schrie die Retter, die den Unglücklichen gerade über die Lände emporhoben, mit zornrotem Gesichte an. Er schrie, sie sollten die Kröte wieder ins Wasser werfen. Dieser Mensch wolle ihm nur einen Streich spielen, denn er verliere an ihm jetzt täglich fünfzehn Kopfen. Er wolle den Kerl, den Nichtsnutz nicht mehr sehen, der sich, um ihm zu schaden, die Beine zerbreche. Er, Wasiljewitsch Spujadin, sei ein armer, von Gott geprüfter Mensch, aber er habe immer gewußt, daß ihm die versuchten Schwaben nur Unglück bringen würden. Gott habe sie ihm zur Schande geschickt.

Mit einem weinerlichen Fluche und vielem Greinen tölpelte er wieder davon und legte sich hinter die Bretterhaufen schlafen.

Wir wußten dazu nichts zu sagen und konnten uns nichts dabei denken. Erst später, als wir dem Oberaufseher das Unglück erzählten, kam durch ein Versprechen an den Tag,

daß Wassiljewitsch Spujadin uns nur einen Teil unseres Lohnes auszahlte und den anderen Teil für sich behielt. Deswegen hatte er den Unglücklichen noch obendrein gescholten, weil dessen Lohn jetzt nicht mehr gezahlt würde und Wassiljewitsch Spujadin um sein Sündengeld kam. Obwohl wir alle zum Oberaufseher gingen und Wenzel Stolz vortrat und auch dieses vor ihn brachte, änderte sich nichts. Alles blieb beim Alten. Wassiljewitsch Spujadin betrank sich und verschlief seinen Rausch wie immer hinter den Bretterstapeln, er bezahlte uns viel zu wenig wie immer. Der Oberaufseher hatte vielleicht sogar teil an dem einbehaltenen Gelde.

Wenzel Stolz aber hatte von dem Tage an, da wir zum Oberaufseher gegangen waren, viel bei Wassiljewitsch Spujadin zu leiden. Er schickte ihn ins Wasser, wenn die stärksten Hölzer aufzubaumen waren, er gab ihm absichtlich zu wenig Hilfe mit, daß sie sich bei der Arbeit sehr quälen mußten, er schalt ihn, wo er ihn sah, und nannte ihn mit den schimpflichsten Namen. Davon ergrimmete Wenzel Stolz in seinem Inneren immer heftiger, und eines Tages, als ihn Spujadin wieder mit Spott und Hohn belegte, sprang er auf seinen Peiniger zu und schlug ihn mit einem einzigen Hieb zu Boden. Wir erschrakten sehr und fürchteten, daß nun Schlimmes für Wenzel Stolz geschehen würde, aber der Russe stand nur auf und schlich wie ein feiger Hund davon.

Aber am selben Abend wurde Wenzel Stolz sehr krank. Er hatte das hitzige Fieber und große Schmerzen und konnte sich vom Lager nicht mehr erheben. Er hatte sich bei der beständigen Arbeit im Wasser den Unterleib erkältet, denn die Tage waren schon herbstlich kalt geworden. Da lag er in seinen Schmerzen, sprach irre und erkannte niemanden, der zu ihm trat. Er sprach im Fiebertraum mit seinem Kinde, das noch auf den Seuchenschiffen lag, es war ein zehnjähriges Mädchen und hieß Elisabeth. Er sprach, als stehe sie an seinem Lager und er könnte ihre Hand fassen und mit ihr hinaus über die Felder gehen. In seinem Wahn ging er mit dem Kinde zu Hause in Wolhynien durch die Stuben, sie zeigte ihm ihre Spielsachen und sie spielten miteinander wie ehemals.

Als seine Frau das gewahr wurde, weinte sie laut:

Sie sterben mir gewiß, — alle beide sterben sie mir!

Wir beruhigten sie, wir saßen an seinem Bett, wischten ihm die heiße, nasse Stirn und versuchten ihn in die Wirklichkeit zu bringen. Erst am Morgen schlief er unruhig ein. Da verließen wir sein Lager mit großen Sorgen.

Einige Tage später aber traf uns Gottes Hand viel schwerer.

In der Nacht wachte ich auf. Durch meinen Schlaf zuckte ein Blitz und brannte mir in den Augen. Aber als ich die Augen aufschlug, war es dunkel in unserer Hütte, neben mir hörte ich die ruhigen Atemzüge der Meinen. Dennoch horchte ich in die Finsternis hinaus, eine sonderbare Erregung hatte mich ergriffen. Und siehe, — da war es wieder, da flackerte wieder der Blitz, huschte über die Bretterwand und blieb einen Augenblick lang im Winkel stehen.

Von draußen drang ein langgezogener Jammerschrei wie der Schrei eines verwundeten Thieres. Aufgeschreckte Schritte jagten durch das Lager.

Da wachten auch die Frau und die Kinder auf und riefen nach mir.

Wir hörten jetzt alle deutlich den Schrei, wir hörten das Laufen und Rufen. Das ganze Lager war aufgewacht. Angstbekommen sprangen wir auf und zogen uns hastig ein paar Kleider auf den Leib.

Die Blitze kamen wieder, der rote Schein an Decken und Wänden wurde stärker.

War Feuer ausgebrochen?

Wir standen an der Tür und spähten hinaus.

Nein, im Lager brannte keine Hütte. Es lag im Dunkeln. Aber in den Lagergassen tappten die Menschen blind und mit hastigen Schritten durcheinander. Aus der Menge kam unterdrücktes Weinen, weggeschoben und übertönt von unruhigen, lauten Rufen.

Meine Frau schrie auf.

Dort, — die Schiffe!

Über dem Strome stand eine rötliche Wolke. Davor lagen schwarz und still die Schiffsleiber, als schliefen sie. Aber hin und wieder leckte eine Flammenzunge aus dem Deck, schlug einen Herzschlag lang hoch und versank im gleichen Augenblick wieder.

Die Schiffe brannten.

Das Feuer mußte auf der Stromzugewandten Seite stehen. Von dort flackerte es unruhig in den nächtlichen Himmel, flackerte auf und sank wieder zusammen.

Ich erschrak bis in die Seele.

Da lagen doch noch Kranke drinnen, unsere Kranken, unsere Wolhynier! Und auch unsere Habe lag drinnen, alles, was wir beim Auszug aus der Heimat notdürftig hatten zusammenraffen dürfen. Retten, — retten! Mehr konnte ich in dieser Sekunde nicht denken.

Hinter mir brach meine Frau in jäh erschrecktes Weinen aus. Ich hörte nichts mehr, ich sah nichts mehr. Ich rannte und rannte. Ich raste, schneller, als ich je im Leben gelaufen war, überholte etliche, die auch hinüber wollten, strauchelte über Fallende, über Gräben und Furchen, stieß andere um, deren keuchender Atem mir nah am Ohre ging, vernahm ihre Schreckensrufe, ihren Schmerzlaut, wenn sie sich verletzt hatten. Ich fiel selber, taumelte wieder empor, sprang weiter, nur weiter — — —

Retten, — retten!

Die Schiffe lagen draußen im Strom vor Anker, das erste vielleicht hundert Fuß weit vom Ufer entfernt, — es war das Schiff, das mich und die Meinen getragen hatte, — die beiden anderen dicht dahinter, aber weiter zur Strommitte hin. Dazwischen stand stille Flut im Rande einer kleinen Bucht, aber sie war tief und hatte gefährliche unterirdische Strudel. Da konnte niemand hindurch. Nur mit Booten waren die Schiffsborde zu erreichen, aber wir besaßen keine Boote, nur die Schiffer hatten solche und hatten sie immer drüben eingezogen.

Am Ufer liefen die Menschen jammernd und ratlos durcheinander, und immer mehr noch kamen, aus den ukrainischen Dörfern liefen sie heran, Hunde sprangen mit wütendem Gebell zwischen ihnen, jagten hin und her und verwirten die Kinder und die Frauen. Da waren viele, die ihre Nächsten noch auf den Schiffen glaubten, Frauen ohne ihre Kinder, Kinder ohne Mutter oder Vater, Brüder und Schwestern, denen allen noch ein Liebes an der Seuche krank lag. Sie wollten sie retten, retten um jeden Preis, sie sprangen ins Wasser, um wattend oder schwimmend in die

Feuersbrunst hinüberzukommen. Aber keines von ihnen konnte ja schwimmen, sie schlugen die Hände über den Kopf, gingen im Wasser unter und konnten nur mit großer Mühe wieder an Land gebracht werden. Ohne Unterlaß mußten die Besonnenen die Unbesonnenen zurückreißen, daß sie sich nicht ins Verderben stürzten. Da lagen sie dann am Ufer und schluchzten und schauten hinüber nach dem Brande, riefen die Namen und warteten vergebens auf eine Antwort.

Es brannten aber nicht alle Schiffe, es brannte nur das vorderste, das uns zunächst vor Anker lag. Auf ihm hatte ich krank gelegen, auf ihm war ich wieder genesen, auf ihm hatte ich alle meine Habe zurücklassen müssen, als ich das Land bestieg. Jetzt verbrannte es vor meinen Augen. Helle Flammen prasselten aus seinem Inneren, wo die Krankenlager aufgeschlagen waren, prasselten immer mehr, immer rascher. Das Hinterdeck wurde von feurigen Wellen überschwemmt, sie spielten mit dem mürben, ausgetrockneten Holz und griffen gierig nach allem, was ihnen im Wege lag. Jetzt leckten sie schon am Steuer und wollten wie mit einem Sprunge über Bord setzen. Wie Gespenster, wie Feuergeister rannten hier und dort die Schiffer durch die Schwaden von Rauch und Flammen; wir hörten ihre Rufe, aber niemand verstand sie.

Der Strom zu unseren Füßen schien zu kochen. Die unruhigen Wellen nahmen den Feuerschein auf und trugen ihn in hundertfachem Flackerspiel ans Ufer. Wie Rubinen glänzte und gleißelte die Wasserfläche, die ewig in die Tiefe zu sinken schienen und immer neu heraufstiegen und fortgespült wurden.

Indessen wurde die Gefahr für die beiden anderen Schiffe immer größer. Der Wind trug ihnen Flammen und Funkenregen zu, sie leckten mit langen Zungen an den Bordwänden, die die Mannschaft unablässig mit Wasser begoß. Nicht eine Sekunde ruhten die Eimer, sie knarrten unablässig an langen Ketten in den Strom, stiegen empor und fielen leer wieder zurück. Aber trotz allem nahmen die glühenden Schauer zu und sprühten weit in den Fluß hinaus.

Wie aufgeschrecktes Gethier rannten die Menschen am Ufer hin und her, schrieten, schluchzten, befahlen und suchten

zu helfen, wo keiner mehr helfen konnte. Denn zu den Schiffen gab es keinen Weg. Johann Marquardt und ich versuchten flussaufwärts von einer seichteren Stelle der Bucht aus durch das Wasser zu gehen, aber schon versank Johann Marquardt bis zum Halse, und auch ich spürte den gefährlichen Strudel, der mir an den Füßen zerrte und mich umreißen wollte. Wir mußten zurück.

Die Landestege, die man bei unserer Ankunft roh und gebrechlich aus morschen Planken und dünnen Pfählen hergerichtet hatte, lagen schon längst zertreten und zertrümmert, aber immer noch drängten sich die Menschen dort am dichtesten, als könnten sie da hinüber. Sie schoben sich ohne Sinn und verstört vorwärts, stießen sich wieder zurück, und über ihre angstverzerrten Gesichter fiel der rote Schein des wachsenden Feuers.

Still, — waren das nicht Rufe? Schrie da nicht drüben jemand um Hilfe? Wir horchten angestrengt hinüber, aber in unseren Ohren dröhnte nur das wilde Stoßen unserer Herzen. Von drüben vernahmen wir keinen Ruf, nur das heiße Prasseln der Flammen wuchs im aufgehenden Winde.

Aber die Schiffsleute rannten auf dem brennenden Schiffe noch umher. Da, — jetzt war es einem von ihnen gelungen, durch die Feuer Sperre über glimmende Balken vorzudringen und die Verankerung durchzuhauen, auf der schon die Flammen tanzten. Vielleicht gelang es, das brennende Fahrzeug in den Strom zu stoßen und wenigstens die anderen zu retten, die festgekeilt lagen und ohne höchste Gefahr weder vorwärts noch rückwärts konnten. Ein Ruck erschütterte den brennenden Schiffsleib, als er vom Anker frei in der Bucht schwamm. Zwei Männer standen auf dem Vorschiff und stießen die Ruderstangen ins Wasser, um vom Ufer abzukommen. Das erstemal glitten die Ruder ab, — wir sahen, wie die Männer fast über Bord schwankten. Beim zweiten Male zog das Schiff langsam ab, drei oder vier Fuß, ganz langsam, aber da trieb ein schwarzer Rauchschwaden mit Blut und Funken über die beiden, daß sie sich zu Boden werfen mußten. Ein Schrei kam aus der Menge. Aber schon hatten sie sich wieder aufgerichtet und schoben die Stangen zum dritten Stoß unter die Achseln. Da trieb das Schiff zögernd in die Strömung hinaus. Noch

einen Schatten sahen wir auf dem helllauf brennenden Hinterdeck, er stand eine Sekunde lang am Ruder still. Dann hatte ihn das rote Feuer eingehüllt. Die Leute meinten, er habe dem alten Rudersmann geglichen. Aber wer kann das sagen.

Jetzt war kein Zweifel mehr, das Schiff trieb im Winde mitten in den Strom, als lenkte es eine sichere Hand, und es war doch keiner da, der sein Leben der Lohe preisgegeben hätte.

Noch einmal zeigten die Menschen erregt mit den Händen hinaus über das Wasser. Da rettete sich im letzten Augenblick gerade die Schiffsmannschaft über das Vorschiff in das Boot, das mit in den Strom gependelt war, gleich wie ein unmündiges Kind sich der Mutter auch noch in ihrem Sterben an den Rock klammert. Hinter ihnen drein schlugen die Flammen, daß es ausah, als würden sie von ihnen verfolgt. Einer kletterte die Bordwand hinab, ein zweiter folgte ihm und noch einer und noch ein letzter. Es waren die einzigen vier Menschen, die das Schiff freigab. Wie sie drüben abstießen, barst das Deck hinter ihnen zusammen. Mit zaudernden Schlägen trieb das Boot in die Bucht, keiner der Männer darin sah noch einmal zurück. Als sie ans Land stiegen, sie waren so schwach, daß die unsern sie stützen mußten, da waren es fremde Gesichter, verqualmt, verschwitzt, mit glasigen Augen, die Hände, die Arme, die halbnackten Füße mit Brandwunden bedeckt, zerissen die Kleider und noch glimmend. Keiner von ihnen sprach. Der alte Rudersmann war nicht darunter. Sie wankten durch die Menschenmenge, die ihnen scheu den Platz freigab und schlugen sich ins Dunkel hinüber in die ukrainischen Siedlungen.

Atemlos erregt hatten die Menschen dem Kampf um die Schiffe zugeesehen, sogar das Weinen und Schluchzen schien aufzuhören. Kopf an Kopf standen sie, still, mit aufgerissenen Augen, ein Aufschrei begleitete den Einsturz des Decks, das Auslaufen aus der Bucht. Jetzt erst dachten sie ihrer eigenen Not und Sorge. Aber was gab es, das ihnen hätte helfen können? Sie standen untätig, hilflos umher, sie rannten nicht mehr in kopfloser Hast den Strand entlang, sie griffen nicht mehr mit planloser Hand bald zu diesem

oder jenem. Sie standen stumm, es gab nichts mehr zu retten. Manche beteten, andere ergaben sich ihrem Schmerz, sie saßen am Ufer und weinten. Die Ukrainer sahen die Leidenden mit neugierigen Blicken an. Zwischen ihnen allen ging der Pope umher, murmelte seine Gebete und bekreuzigte sich fromm.

Jetzt glänzte der Strom wie helles, funkelndes Blut. Wie leuchtende Fahnen flatterten die Flammen dem Schiff voraus von Bord und Luken. Mitten im Fahrwasser schien es noch einmal zögern zu wollen. Es drehte sich einmal, zweimal um sich selbst, saß eine Weile auf Grund, schnellte von neuem auf und trieb dann still und sicher flußabwärts. Die Ukrainer begleiteten es ein Stück vom Ufer aus. Es war ein Anblick, der mein Herz ergriff.

Am Strande aber standen die Männer und Frauen in ihrem Schmerz, die nicht wußten, wo ihnen ein Liebes geblieben war. Ihr Weinen war bitterlich. Unter ihnen sah ich jetzt auch die Frau von Wenzel Stolz, die ihre zehnjährige Tochter suchte. Sie hockte am Boden und stierte, keiner Träne mehr fähig, ins Wasser. Die anderen liefen und fragten von dem zu jenem; sie fragten die Schiffsleute, die jetzt von den geretteten Schiffen herunterkamen, aber die waren anderen Volks und keiner Sprache fähig, nicht russisch, nicht deutsch und zuckten ohne Verständnis die Schultern. Sie fragten den Popen, sie fragten jeden. Ihr Fragen war wie irr. Dann fielen sie zu Boden und jammerten, daß die Menschen sich abkehrten, sie konnten es nicht ansehen.

Ach Herr, wenn uns doch die Russen gesagt hätten, wen sie nämlich hinter den Sträuchern des Lagers begruben! Dann wäre die Trauer wieder geheilt und das Herz einmal genesen. Aber sie haben uns nichts gesagt, sie haben uns warten und hoffen lassen, haben uns leiden gesehen und haben wieder nichts gesagt. Sie haben es vielleicht selber nicht gewußt und haben unsere Ältesten nicht um Rat gefragt. Da begingen sie die Sünde und ließen hunderte in Ungewißheit und Angst, die schlimmer sind als der Tod, viel schlimmer, Herr, — ich habe es gesehen. Sie liefen, als sei der Wahnsinn in ihnen, von einem zum anderen, faßten die Leute an den Schultern, an den Armen und suchten mit

tränenüberströmtem Gesicht in den Augen der anderen Hilfe und Antwort. Wer wird solch ein Gesicht je wieder vergessen?

Aber ihre Fragen prallten gegen das Schweigen der Menschen.

Da brach sich plötzlich — ich traute meinen Augen nicht mehr — Wenzel Stolz durch die Menge einen Weg, Wenzel Stolz, den wir in seinen Fieberschauern hatten liegen gesehen. Noch brannte das Fieber in seinen Augen, gebrechlich war sein Schritt, flackernd sein Blick. So stand er unter uns, notdürftig bekleidet. Er war wohl mitten in der Nacht bewußten Sinnes aufgewacht, hatte die Frau nicht errufen können und mußte, von Angst befallen, sich erheben haben und ins Freie getreten sein. Dann sah er den Brand am Flusse und kam nun herüber, wankend, stolpernd, in die Knie brechend und stand danach, von der übermenschlichen Anstrengung geschwächt, mitten unter uns. Seine Frau blickte ihn starr, wie plötzlich erwachend, an und warf sich an seine Brust. Da mußte sie ihn stützen, denn der große Mann schwankte wie ein Stürzender und drohte zu fallen.

Er sah sie an und sah zum Strom hinaus.

Was ist das? fragte er.

Das brennende Schiff war schon sehr fern.

Sie weinte auf und vermochte nicht zu antworten.

Da übermannte Wenzel Stolz das Fieber und die Schwäche, und er brach in den Knien zusammen.

Der russische Pope stand neben der Frau, als unsere Wirte Wenzel Stolz ins Lager trugen, und sprach mit ihr. Verwirrtens Anges gehorchte sie, als er sie aufhob und dem Mann nachführte. Aber nach wenigen Schritten drehte sie sich jäh um, blickte starr nach dem entschwindenden Schiffe, stieß einen Schrei ans und raste mit wehendem Haar zum Ufer zurück. Dort mußten sie noch einmal die Männer festhalten, daß sie nicht in die Bucht sprang. Wir trugen sie, ein wimmerndes Bündel, in die Hütte und wachten bei Wenzel Stolz und seiner Frau die ganze Nacht.

Auf einmal waren russische Soldaten da. Sie tauchten aus der Dunkelheit auf und niemand konnte sagen, woher sie kamen. Sie sperrten das Ufer ab, sie trieben die Men-

scheu, Deutsche und Ukrainer, Männer, Frauen und Kinder ins Land hinein, den Hütten zu. Die Hunde umkläfften sie wild und sprangen sie an. Da brauchten die Soldaten viel die Peitschen und schlugen ohne Besinnen auf die Menschen ein. Als Johann Marquardt mit dem russischen Sergeanten reden wollte, der sie führte, empfing er einen Schlag über das Gesicht, daß ihm die Riemen die Wangen blutig strähnten. Die Weiber schrieten, die Kinder kreischten entsezt, die Hunde heulten und verbissen sich in die Uniformen. Da trieben die Soldaten die Leute wie Hasen vor sich her und folgten ihnen bis dicht unter die Hütten.

Aber der ukrainische Pope stellte sich schüzend vor die Frauen, die weinend am Ufer lagen; darauf verschonten die Soldaten sie und ließen sie liegen.

Das Schiff war jetzt hinter einer Stromschleife entschwunden. Man konnte nur noch den roten Horizont sehen, an dem der Brand wie eine verderbenbringende Wolke stand.

Da fragte mich an meiner Seite Bertha, meine jüngste Tochter, — sie hatte nichts von dem Jammer der vielen Menschen verstanden, sie hatte nur das Feuer gesehen, das viele Feuer:

Vater, — wie dort der Himmel brennt!

Das ist das Schiff, das da hinunterschwimmt, Bertha.

Vater, verbrennt das Schiff den ganzen Himmel? —

Vater, wohin soll dann der liebe Gott gehen, wenn das Schiff seinen Himmel verbrennt?

Ach, ich wußte nicht, Herr, ob Gott in dieser Nacht nicht mitverbrannt war. Ich konnte meiner Tochter keine Antwort sagen. Es war in mir so viel verbrannt, vielleicht auch Gott.

Und noch einmal hörte ich Berthas liebliche, helle Stimme:

Vater, jetzt ist das Schiff bestimmt schon auf dem Meere, geht?

Ja, Bertha, jetzt wird es wohl auf dem Meere sein.

Gibt es etwas Weiteres als das Meer, Vater?

Nein, sagte ich, es gibt nichts, was weiter ist als das Meer, mein Kind.

Lieber Herr, ich kannte damals Rußland noch nicht; ich

wußte nicht, wie weit Rußland ist. Ich wußte auch noch nicht die Jahre meiner Wanderschaft. Das alles war mir verborgen. Ich stand ja erst am Anfang, Herr.

In dieser Nacht trat noch einmal Johann Marquardt bei mir ein. Er kühlte sein zerschlagenes Gesicht mit kaltem Wasser. Wir gedachten, daß wir fast alle unsere Habe verloren hatten. Sie verbrannte dort draußen auf dem Strom.

Wir sind jetzt ganz armselig geworden, Andreas Wunsch, sagte Johann Marquardt. Ich antwortete nicht. Er hatte ja recht.

Aber ich dachte an das Stück Acker, das ich von dem Ukrainischen gepachtet hatte, und ich dachte an meine Saat, die ich gesät hatte. Und an meine Frau und an meine fünf Kinder, die mir Gott wunderbar erhalten hatte.

Nein, es war noch nicht alles verloren in diesem furchtbarem Lande Rußland.

Ende

Nachwort

Bernhard Schwarz, der Verfasser dieses Buches, der am 20. Februar 1909 in Neustadt in Oberschlesien geboren wurde, hat das Erscheinen seines von der Kraft dichterischer Gestaltungsmächtigkeit durchdrungenen Berichtes über das Schicksal der Wolhyniendeutschen nicht mehr erlebt: er ist am 28. Juni 1941 im Kampf gegen den Bolschewismus gefallen und wurde in wolhynischer Erde begraben. Wenn der Verfasser auch noch beabsichtigte, einige Abschnitte dem hier vorgelegten Text beizufügen und hier und dort Ergänzungen und Änderungen vorzunehmen, so ist doch das von ihm hinterlassene Manuskript trotz seines äußerlich fragmentarischen Charakters von einer inneren Geschlossenheit der Diktion und Thematik, daß es als überragendes Zeugnis einer echten schöpferischen Leistung unserem deutschen Leben erhalten bleiben muß.

Schwarz hat sein Werk in den wenigen freien Stunden, die ihm während der Zeit, da er in Polen als Soldat stand, übrigblieben, verfaßt. Vielleicht ist diese Tatsache der Grund dafür, daß in diesen Blättern das Leben so unmittelbar eindringlich und packend vor den Leser tritt.

Über Absicht und Aufbau seines Buches hat der Verfasser dem Verlag eingehend geschrieben. Diese Mitteilungen vermögen dem Leser gewiß manchen Aufschluß zu geben. Deshalb seien sie auszugsweise hierhergesetzt:

«Stellen Sie sich eine Truppe verzigeunerter Landser in der östlichsten Ecke des Bug vor, die seit Wochen bei Mutter Grün hausen, u-bootmäßige Scheitel und Bärte und wenig Waschwasser haben und in regelmäßigem Wechsel Sonne und Regen über sich ergehen lassen, die Tag und Nacht schanzen und buddeln, über die 2 km nahe Grenze Lugaus halten und stündlich auf den Schießbefehl warten, mit der ganzen Welt nur durch einen Funkkasten im Graben ver-

bunden – und manchmal auch durch einen Brief, der uns spät und spärlich erreicht. Das ist derzeit mein ‚Milljöh‘. Hoffentlich erwarten uns jenseits des Bug einmal bessere Quartiere und weniger Ameisen, sonst kommen wir nur als sonnenverbrannte Skelette mit Beulen nach Hause. Aber das alles kann unserer Spannung und unserer Zuversicht keinen Abbruch tun . . . Ich bin jetzt Soldat, aus Pflicht und Bereitschaft, aber es gibt so vieles in mir – und das ist mein Bestes –, was darüber hinausverlangt, was an unseren Geschützen nicht eingesetzt werden kann und doch eingesetzt werden will, nach Arbeit und Bewährung ruft und sie doch hier nicht findet. Vielleicht finde ich sie in der Fortsetzung der ‚Wolhyniendeutschen Wanderschaft‘. . . Ich möchte Ihnen nun kurz einen Aufriß des Manuskriptes geben, woran Sie wahrscheinlich besonders interessiert sein werden und Ihnen damit zugleich eine Rechenschaft ablegen, was ich mit den vielen 600 Seiten tun will oder getan habe.

I. Als Einleitungskapitel eine in sich abgeschlossene Skizze (quasi als Prolog): ein Kind, das in Wolh. empfangen wurde, kommt in einem Umsiedlungslager zur Welt. Das Kind als Brücke zwischen damals und jetzt. Schicksal und Erlebnisse der Eltern von damals bis jetzt (d. h. zwischen August 39 und Mai 40). (Kapitel ist fertig). Ca. 45 Seiten.

II. Das Buch will nicht nur eine Geschichte der Umsiedlung, sondern eine Gesamtgeschichte der Wolhyniendeutschen darstellen, eine Schicksalschronik. Deshalb beginnt der eigentliche Stoff mit der deutschen Landnahme in Wolhynien (Zeit der russischen Bauernbefreiung 1863/64) und wird in drei Generationen bis zum Jahre 1940 hindurchverfolgt. Der Zug der deutschen Bauern (Schlesier, Pommern, Sudetendeutsche, Niederungarn, Thüringer usw.) aus ihren ersten Wohnsitz in Mittelpolen, das allmähliche Zusammenschießen dieser vielstämmigen und vielschichtigen Einwanderung zu einem schlecht hin deutschen Bevölkerungsteil in Wolh., ihr Kampf, ihre Kulturleistung und ihr Aufstieg ist, in kräftigen Szenen dargestellt, Inhalt des ersten Teiles. (Zu etwa 100 Seiten fertig.) Es handelt sich hier um eine Abfolge von Episoden, in denen der unerhörte Kampf der Deutschen mit dem fremden Staat, der fremdvölkischen Um-

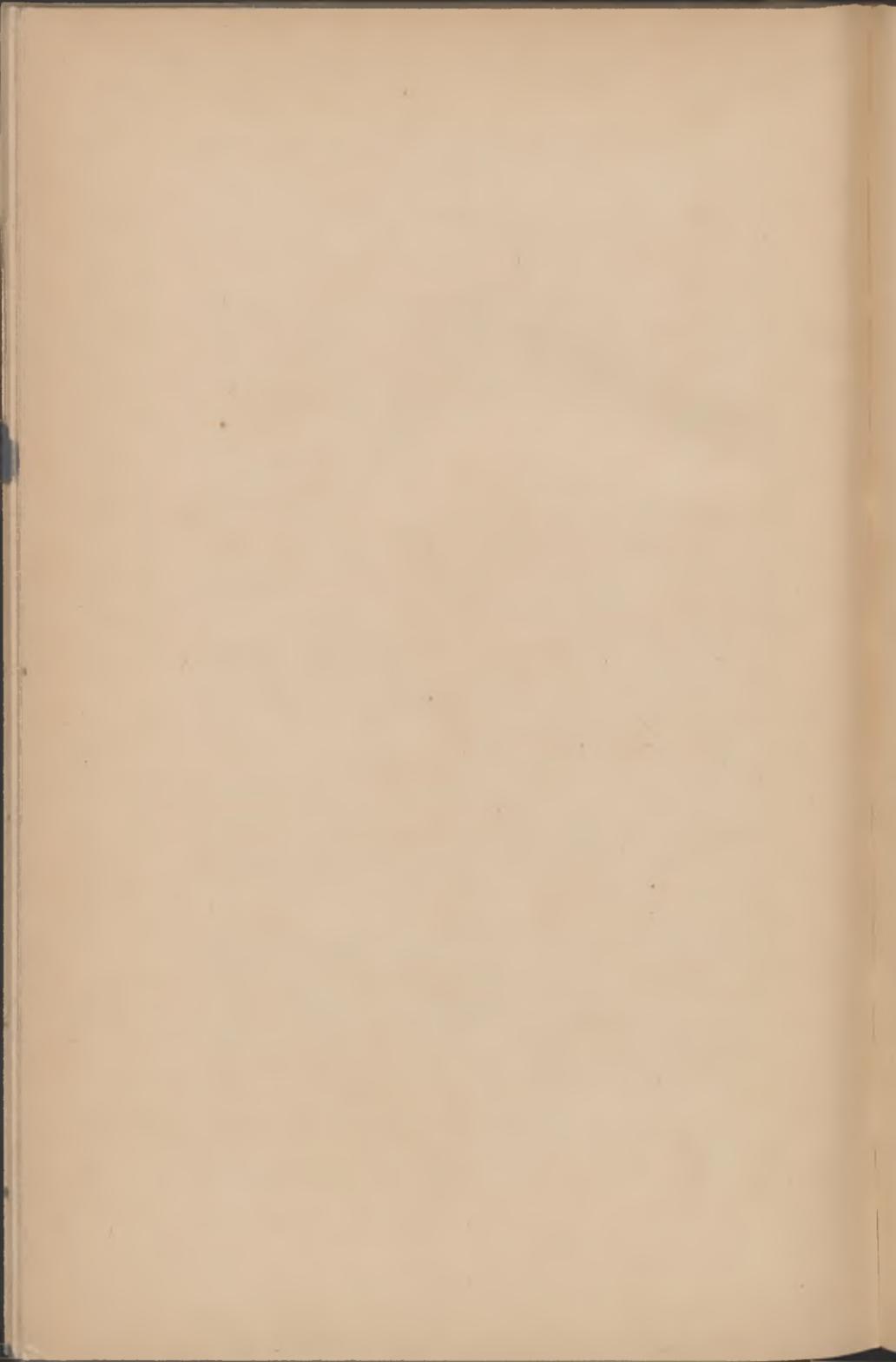
welt und der fremden Einöde in tragischen wie in heroischen Zügen (ohne Beigeschmack!) Gestalt gewinnen will.

III. Es folgt (1890–1915) die Periode des Einlebens, des Eingefessenseins der zweiten Generation, Wohlhabenheit kommt und eine gewisse Behäbigkeit des Besitzes. Dann folgt 1915:

IV. Die Katastrophe, die Ausweisung aller Wolhynien-
deutschen nach Sibirien, dem Kaukasus, Kirgisien (Taschkent!) u. a. Von 120 000 kehren 1915–1921 nur etwa 60 000 in die zerschossene, zerstampfte, vernichtete Heimat zurück. Aber sie kehren zurück! Und sie fangen wieder von vorn an. Dieses übermächtige Schicksal, dem eine noch mächtigere Standhaftigkeit, Stete, Zähigkeit gegenübersteht, ist vielleicht der Kern des Buches. Ich habe die Erzählung von der Verbannung und Wiederkehr der Deutschen, zu der ich sehr viel Stoff in mündlichen Berichten der Wolh.-Dtsch. fand, eingebettet in den Bericht der Heimkehr 1940. So schießen diese beiden Handlungen als 2. und 3. Teil des Buches ineinander ein. Von der Sibiriensfahrt sind etwa 80 und von der Umsiedlung 1940, zu der auch noch viel un-
verarbeiteter Stoff auf mich wartet, wiederum 80 Seiten ca. fertig. Allein von diesen allerletzten Teilen liegen Ihnen Seiten vor. Ermessen Sie bitte selber, daß das Manuskript ein weiter, schöner Wurf werden kann, daß darin ein großes Stück deutsches Schicksal beschlossen ist und, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß Ihnen nicht einmal die m. E. gelungensten Kapitel vorlagen, werden Sie in Ihrer Ansicht gewiß noch bestärkt, daß dieses Buch ein nationales Interesse verdient. Es soll wahrhaft eine Schicksalschronik werden.»

Diese Skizzierung seiner Absichten zeigt, welchen großen Plan Bernhard Schwarz mit seinem Werk verfolgte. Daß wir, obwohl der Heldentod dem Dichter die Feder aus der Hand nahm, doch mit der vorliegenden Schrift ein bedeutendes Dokument veröffentlichen können, ehrt das heldische Sterben des Verfassers auf die würdigste Weise.

Albert Langen/Georg Müller Verlag



Wilhelm Pleyer

Der Puchner

Ein Grenzlandschicksal

Roman. 364 Seiten. Pp. RM 5.-

„Hier ist Grenzlandschicksal wirklich erlebt und zugleich die Form gefunden, das Erlebnis in seiner symbolhaften Wesentlichkeit auszudrücken. Ja, die eigentliche Atmosphäre jenes schweren und erbitterten Kampfes um die Erhaltung der deutschen Volksgrenze ist mit letzter Anschaulichkeit vielleicht nur dichterisch zu gestalten.“

Deutsche Allgemeine Zeitung

Adolf Meischendorfer

Die Stadt im Osten

Roman. 310 Seiten. In Leinen RM 4.80

Mit bezwingender Sprachgewalt geschildert, ersteht hier im Ablauf eines Einzelschicksals die kraftvolle und packende Darstellung vom Leben einer siebenbürgischen Stadt und ihrem zähen, verzweifelten Kampf um die Erhaltung deutscher Art und deutschen Lebens. „Es ist das Geheimnis des Dichters Meischendorfer, daß seine Schlichtheit nicht die Enge sogenannter Heimatdichtung, sondern die unaufdringliche aber bezwingende Größe echter Epik ist.“

Berliner Börsenzeitung

Erwin Wittstock

Bruder, nimm die Brüder mit

Roman. 434 Seiten. Pp. RM 5.-

„In diesem Buch lebt und kämpft und trotzt und klagt das siebenbürgisch-sächsische Bauerntum. Nicht ein Einzelner ist der Held des Romans, ein Volk zwischen Völkern geht seinen Schicksalsweg. In großartiger Anschaulichkeit zeigt Wittstock das Dorf, die von Geschichte und Sagen erfüllte Landschaft, Ungarn, Rumänen, Zigeuner: das ganze Siebenbürgen lebt darin.“ Westfälische Landeszeitung

Albert Langen / Georg Müller / München

Heinrich Zillich

Zwischen Grenzen und Zeiten

Roman. 646 Seiten. Pp. RM 6.75

„Ein erschütternder Rechenschaftsbericht vom Leben und Wirken der Deutschen im alten Österreich-Ungarn in den Jahrzehnten des Friedens und im Weltkriege. Wie nur aus wenigen Büchern wird uns aus diesem inhaltsreichen Epos deutlich, welch schwere Aufgabe deutsches Volkstum im Osten zu tragen hatte. — Eine Fülle von Einzelschicksalen spannt Zillich in den großen Rahmen der Handlung, auf viele Schauplätze führt er uns und schildert mit wunderbaren Farben siebenbürgisches Volkstum, und das alles gestaltet er mit so erstaunlicher Leichtigkeit und packender Anschaulichkeit, daß man ganz und gar in den Bann seiner Welt gerät.“

Königsberger Allgemeine Zeitung

Gottfried Rothacker

Das Dorf an der Grenze

Roman. 299 Seiten. Pp. RM 4.30

„Ein Werk, das dem Lebenskampf der Sudetendeutschen gewidmet ist. Bezwingend und aufrüttelnd gibt es Kunde vom zermürbenden Kleinkampf um das bißchen Recht und das bißchen Leben, das ihnen noch verblieben war. Es wird erzählt von der tapferen Treue der Starken und der Gleichgültigkeit der Schwachgewordenen und es wird erzählt von der Bosheit und dem Haß der anderen. Aber durch alle Not bricht immer wieder die Zuversicht eines unerschütterlichen Glaubens, dessen Kraft unzerstörbar in uns allen lebt: der Glaube an das ewige Deutschland.“

Völkischer Beobachter

Albert Langen / Georg Müller / München

Biblioteka Główna UMK

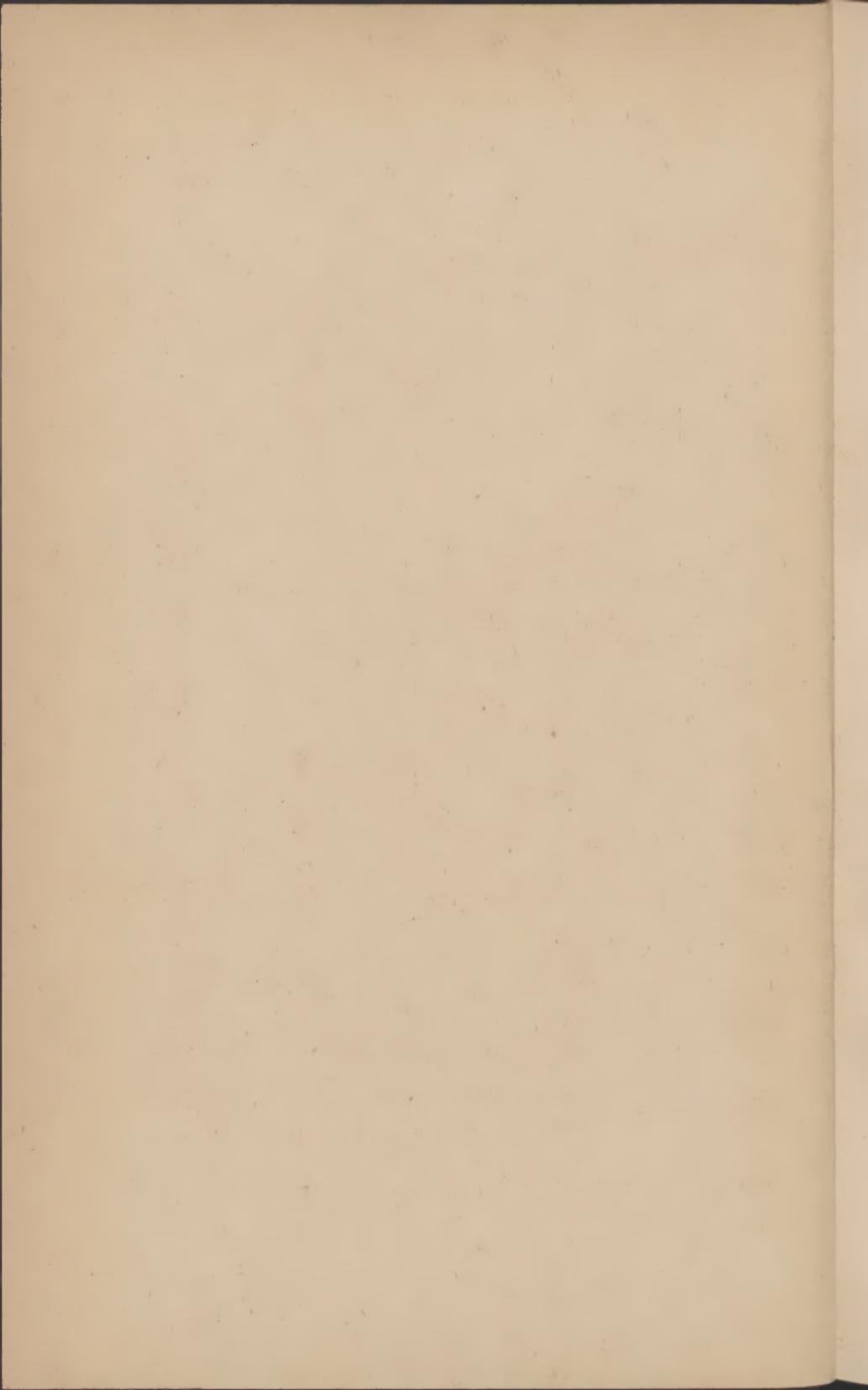


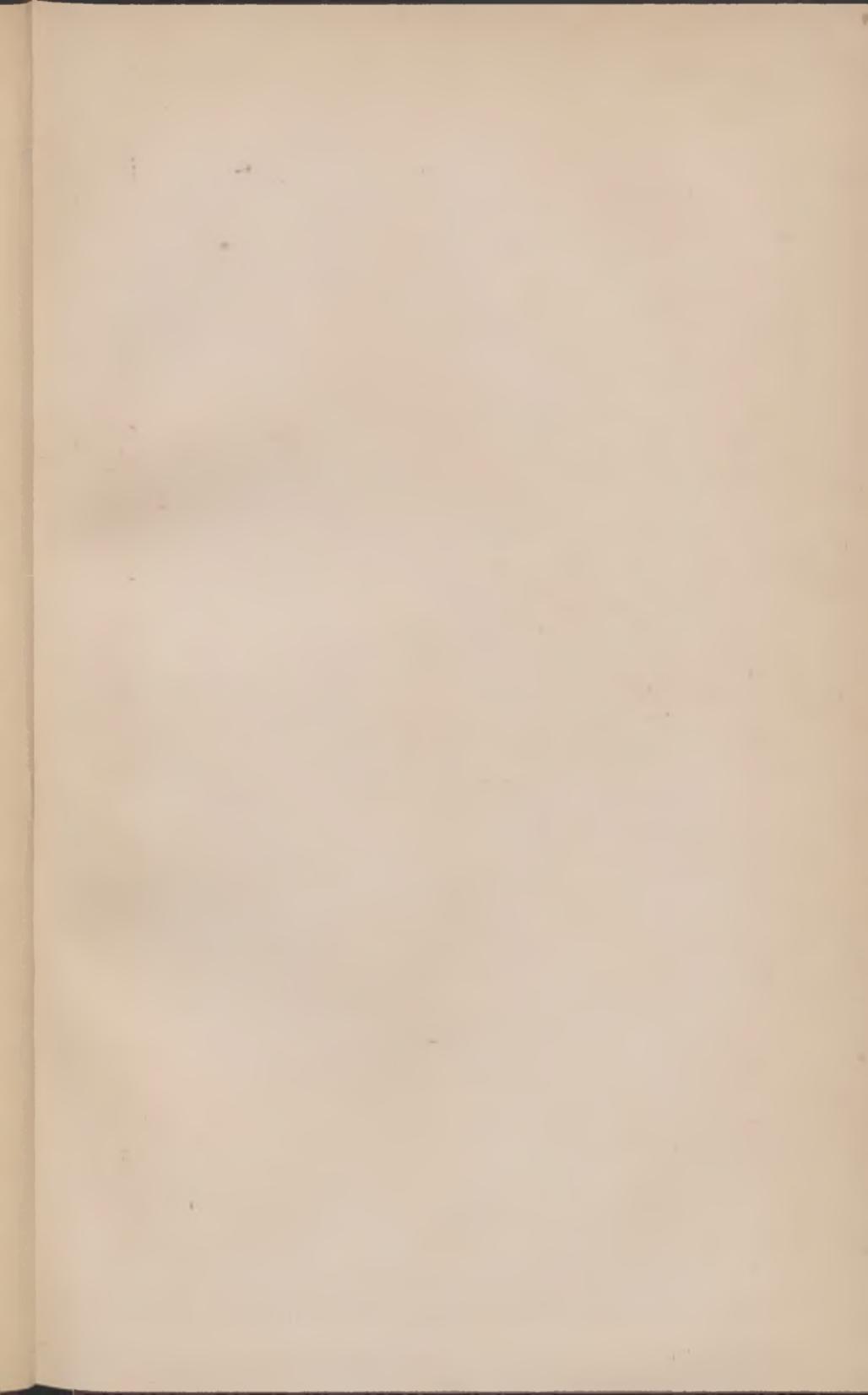
300050960530

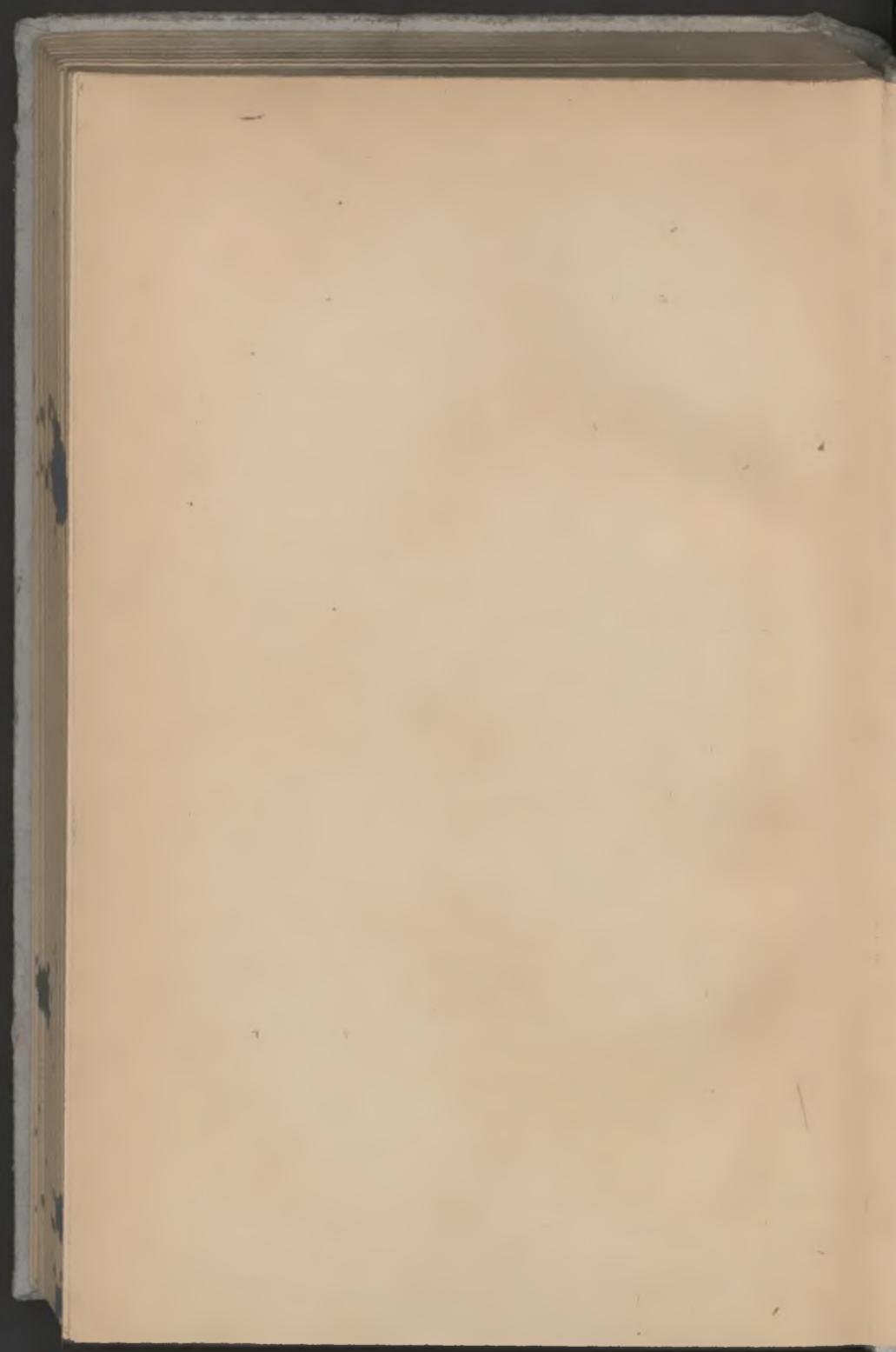


4
H

Verlag und Druck
der Offizin Haag-Drugulin
in Leipzig







720

Biblioteka Główna UMK



300050960530